THEODOR HERZLS TAGEBÜCHER

THEODOR HERZLS TAGEBÜCHER

THEODOR HERZLS TAGEBÜCHER

1895—1904

DREI BÄNDE

*

1923

JÜDISCHER VERLAG / BERLIN

THEODOR HERZLS TAGEBÜCHER

ZWEITER BAND

*

1923

JÜDISCHER VERLAG / BERLIN

Druck von G. Kreysing in Leipzig.

*

Das diesem Band beigegebene Bildnis Theodor Herzls ist nach einem Porträt des Malers Koppay reproduziert.

TH. HERZL

Fünftes Buch

Wien, 11. Juni [1897].

Benedikt ist jetzt gegen mich liebenswürdiger als je. Ist er besiegt, oder bereitet er etwas vor?

* * *

Sidney Whitman ist aus Konstantinopel zurückgekehrt. Den Sultan hat er nicht gesehen, hat auch sonst — glaube ich — nichts für uns ausgerichtet. Nur die Verbindung mit Midhat Efendi scheint er für mich angeknüpft zu haben. Er meint, ich solle Midhat direkt schreiben.

In Bukarest sprach S. W. auf der Durchreise mit dem Premierminister Stourdza über den Zionismus. Das Interview wird im *New-York Herald* erscheinen. Stourdza sprach sich wieder günstig über unsere Idee aus.

15. Juni.

Ich schreibe an Ahmed Midhat Efendi:

Excellence,

Mon ami, Mr. Sidney Whitman, qui vient de traverser Vienne, me dit de m'adresser directement à Votre Excellence pour la cause qui vous est déjà connue.

Je suis tellement occupé, que cette première visite que j'ai l'honneur de vous faire ne peut être que très courte. Whitman m'a tant raconté de la hauteur de vos vues politiques qu'il me paraîtra un grand bonheur pour la cause à laquelle je me suis dévoué, si j'ai la chance d'entrer et de rester en relations avec vous.

Je suis profondément convaincu, que l'action juive servira au salut de la Turquie, à son affranchissement f i n a n c i e r, à la reconquête de toutes ses forces vitales.

Je me suis permis de vous envoyer le journal „Die Welt", dans lequel nous voulons vous être utiles.

Je mets cet organe à votre disposition, bien entendu

d'une façon absolument désintéressée. Et je voudrais bien que S. M. le Sultan le sache.

Tout ce que vous enverrez y sera publié immédiatement, puisque cela ne sera jamais en contradiction avec la loyauté que nous devons à notre pays d'Autriche et à notre souverain l'empereur François Joseph.

Veuillez agréer, Excellence, l'assurance de ma haute considération.

Votre dévoué

Th. H.

16. Juni.

Die Münchener Kultusgemeinde protestiert gegen die Abhaltung des Kongresses.

Der erste Brief des Vorstandes kreuzte sich mit meinem; der zweite kam nachher.

Die Diskussion darüber und die Briefe selbst kommen in die „Welt", darum trage ich sie hier nicht ein. Ich glaube, daß dieser Zwischenfall dem Kongreß sehr nützen wird. Die allgemeine Diskussion wird entbrennen, und wir verlegen die Versammlung vom ungeeigneten München nach dem geeigneten Zürich.

16. Juni.

Im heutigen Morgenblatt der Schönererschen „Ostdeutschen Rundschau" harte Attacke auf die Neue Freie Presse wegen der „Welt". Im Lesezimmer der Redaktion lag die Ostdeutsche Rundschau mit blauen Strichen durchackert auf. Einige Kollegen grüßten mich frostig wie einen in Ungnade gefallenen Günstling.

Benedikt schickte mir die Ostdeutsche Rundschau durch einen Diener in mein Zimmer.

Eine Viertelstunde später ging ich zu ihm, wieder klar zum Gefecht, wenn auch recht nervös.

Benedikt war sehr ruhig.

Ich sagte ihm: „Den Artikel habe ich gelesen. Er ist sehr unangenehm.“ Er: „Die ‚Welt‘ ist für uns eine große Verlegenheit. Am besten wäre es, wenn sie zu erscheinen aufhörte.“

Ich sagte: „Das geht nicht.“

Er: „Wir werden darüber sprechen. Sie sehen, ich behandle es ganz ruhig und sachlich.“

Ich: „Die N. Fr. Pr. ist schon vor der ‚Welt‘ von den Antisemiten mit Kübeln Jauche übergossen worden. Was mich betrifft, ich will der N. Fr. Pr. gewiß keine Verlegenheiten bereiten. Ich bin dem Blatte anhänglich. Schließlich habe ich doch ein Stück Leben und Gesundheit in die N. Fr. Pr. hineingearbeitet.“

Ich sprach fest und ruhig. Er sah, daß ich auf den Bruch gefaßt war. Wir wurden durch einen Telephonruf unterbrochen. Ich ging aus dem Zimmer. Als ich nach einer halben Stunde wiederkam, fing er nicht wieder an. Er gab mir einen Artikel von Sir Charles Dilke über Königin Victoria zum Übersetzen. Er wolle ihn nicht der Frau W... zur Übersetzung geben, weil er kein Vertrauen zu ihr habe, sie könnte es vorzeitig verlautbaren.

Also zu mir hat er Vertrauen? Ist diese Attitude Benedikts eine Schwäche, oder hat er etwas vor?

Wenn er schwach ist, müßte er es besser verbergen. Hätte er geschwiegen, die Ostdeutsche Rundschau gar nicht erwähnt, aber mich eisig behandelt, ich wäre vermutlich schwer erschüttert gewesen.

Männer machen keine Vorwürfe, sondern sie vernichten.

17. Juni.

Da die Münchener Kultusgemeinde gegen die Abhaltung des Kongresses protestiert, haben wir heute im Ak-

tionskomitee beschlossen, den Kongreß nach Basel zu verlegen, evtl. nach Zürich. Vorher soll ich durch Wrede bei der bayrischen Regierung anfragen, ob sie etwas gegen den Kongreß einzuwenden hat. Ich schicke Wrede den folgenden Brief zur Weiterbeförderung an den Minister Crailsheim:

Ew. Exzellenz!

Als Vorsitzender der vorbereitenden Kommission des Zionisten-Kongresses, der für den 25. August nach München einberufen worden ist, beehre ich mich ergebenst anzufragen, ob die königlich bayrische Regierung den Kongreß freundlich zu dulden gewillt ist. Über den Zweck des Kongresses habe ich mich in dem Leitartikel der „Welt" geäußert, den ich zur Information hier beizulegen mir gestatte. Am Kongreß werden nur solche Personen teilnehmen können, die bis 15. August angemeldet sind und zur — geschlossenen — Versammlung eine Eintrittskarte erhalten haben.

Der Zionismus will die Judenfrage in friedlicher Weise lösen, und zwar durch Besiedlung Palästinas mit Juden, unter Zustimmung der Mächte, nach erfolgter Verständigung mit der kaiserlich türkischen Regierung.

Der Zionismus ist selbstverständlich eine vollkommen gesetzliche Bewegung und will seine menschenfreundlichen Ziele nicht anders als unter der wohlwollenden Aufsicht der Regierungen verfolgen. Der vorbereitenden Kommission gehören auch mehrere deutsche Staatsbürger an.

Genehmigen Ew. Exzellenz den Ausdruck meiner ausgezeichneten Hochachtung

Dr. Th. H.

18. Juni.

Heute wieder ein Gang des Duells mit Benedikt. Er hatte einen Sekundanten: Schütz. Ich bemerkte schon seit ein paar Tagen, daß Schütz mich als gefallenen Günstling behandelt. Heute, als ich in Benedikts Zimmer trat, sah ich an der Gesprächsstockung, daß von mir die Rede gewesen.

Nach einigen redaktionellen Bemerkungen eröffnete Benedikt das Gefecht. Er habe mit Schütz über die „Welt" gesprochen, und „Schütz sei seiner Ansicht". Schütz bestätigte dies, wenn auch offenbar weniger energisch als in meiner Abwesenheit.

Benedikt formulierte: Die „Welt" müsse eingehen, oder ich muß mich von ihr lossagen. Er selbst wolle mir dabei behilflich sein, eine Form zu finden, in der mein Ansehen nicht leide. (Er erinnerte mich an sein Anerbieten beim „Judenstaat", mir in den Ferien zu helfen, das Buch einwandfreier zu machen.)

Er bitte mich dringend, dringendst (und die Drohung sah ihm aus den Augen), die „Welt" aufzugeben. Er sage es nicht als Herausgeber zum Mitarbeiter, sondern als Freund zum Freunde. Es liege ihm natürlich daran, daß die N. Fr. Pr. nicht geschädigt werde, aber er wolle jetzt nur in meinem Interesse sprechen. Es sei schade um mich. Ich richte mich zugrunde.

Schütz sekundierte: er habe gehört, daß eine Hetze gegen mich beginnen werde.

Ich sagte: „Ich fürchte mich nicht!"

Benedikt suchte mir meinen „Trotz" freundschaftlich auszureden. Dann eine Drohung: ich dürfe nicht auf Urlaub gehen, bevor ich ihm nicht eine definitive Antwort gegeben, das heißt, das Erscheinen der „Welt" eingestellt habe. Dann ein Versprechen: er bürge mir da-

für, daß ich es nicht bereuen werde, wenn ich seinen Wunsch erfülle. (Das alles kenne ich nun schon: seine Bitten, Drohungen, Versprechungen.) Ich dürfe auch auf dem Kongreß keine hervorragende Rolle spielen, ich dürfe nicht hervortreten. Und nach diesen schweren Attacken, nachdem er mit allem Druck seiner Stellungsübermacht auf mich zu wirken versucht hatte, fügte er so naiv hinzu, daß es der größte Hohn nicht ärger hätte machen können: „Ich will ja keinen Gewissensdruck auf Sie ausüben — nur insoweit es der N. Fr. Pr. abträglich sein kann, dürfen Sie nichts machen."

Und diese Leute entrüsten sich in Leitartikeln, wenn ein Minister die Meinungsfreiheit seiner Beamten beschränkt.

Ich blieb natürlich unbeugsam. Beim Weggehen fragte Benedikt den Schütz (der es mir wiedererzählte) hinter meinem Rücken ängstlich, ob er nicht zu schroff gegen mich gewesen sei.

19. Juni.

Schütz, der Mann der *bons offices*, kam zu mir. Wir gingen zusammen in die Redaktion. Ich klagte heftig über Benedikt, der einen Gewissensdruck auf mich ausübe. Ich könne das nur bis zu einer gewissen Grenze aushalten; und schließlich wären Benedikts Freunde froh, wenn ich von der N. Fr. Pr. wegginge.

Schütz muß das sofort Benedikt wiedergesagt haben.

Wirkung: hinreißendes Lächeln Benedikts, als ich in sein Zimmer kam. Er war die Liebenswürdigkeit selbst, wollte durchaus, daß ich mit ihm speise, und sprach kein Wort mehr von der „Welt".

Dennoch trau ich dem Landfrieden nicht.

Ich glaube, die Angriffe der Antisemiten hat Benedikt nur vorgeschützt, weil er sich vor meiner durch die „Welt" zu erlangenden Selbständigkeit fürchtet.

20. Juni.

Gestern mit Széchényi Pascha und seiner Frau soupiert.

Sie, eine Levantinerin, verkehrt intim mit der Schwester des Sultans.

Ich gewann ihn und sie für meine Sache, ließ durchschimmern, daß Széchényi was dabei verdienen könne. Der Gedanke war ihm sympathisch. Ich möge ihm ein Exposé der Sache schicken, er werde es dem Sultan vorlegen.

22. Juni.

Gestern ein Tag schwerer Sorge. Die Studenten hatten eine Versammlung einberufen: „zur Stellungnahme zum Münchener Kongreß".

Diese Versammlung wurde von der Polizei verboten. Ich muß alles aufbieten, damit dieses Verbot rückgängig werde. Es würde unsere Leute demoralisieren. Auch sonst könnte es sehr schlecht wirken. Unsere Bewegung bekäme den falschen Anschein, als wäre sie staatsgefährlich.

Heute schicke ich Dr. Landau ins Ministerratspräsidium. Er soll dort fragen, ob man denn auch die „Welt" zu einem Enthüllungs- und Kampforgan wie die „Zeit" machen wolle.

Mit dem Untermann stechen!

23. Juni.

Gestern wieder ein harter Krach mit Benedikt. Er kam in mein Zimmer, redete zuerst von allgemeinen und Redaktionssachen, schloß dann die Tür und ging zur „Welt" über.

Er dringender als bisher. Die „Welt" muß eingehen. Ich soll sie in eine Korrespondenz verwandeln oder si-

stieren, und die Partei möge sie in einer anderen Stadt, zu einer anderen Zeit, herausgeben.

Ich hörte ruhig zu, gab keine Antwort.

Er bat mich: „Seien Sie ein *bon garçon!* Seien Sie nicht trotzig. *Soyez bon prince!* Was haben Sie von der „Welt"? Sie schaden sich! Es ist mir leid um Sie. In der N. Fr. Pr. können Sie die größte Karriere machen. Was brauch' ich Ihnen da viel zu sagen? Sie sehen die Perspektive so wie ich. Sie können bei uns alles erreichen. So aber bringen Sie uns in die größte Verlegenheit. Wir können nicht als Judenblatt dastehen. Gerade jetzt, wo nach sechs Jahren zum erstenmal wieder eine Annäherung zwischen den Deutschnationalen und uns stattfindet (Sprachenverordnungskrieg), kommen Sie mit der Geschichte. Ich spreche (noch immer!) nicht als Herausgeber mit Ihnen, sondern als persönlicher Freund. Lassen Sie ab von der Sache, es wird Ihr Schaden nicht sein."

Ich schwieg nur. Er sah mich mit der größten Erregung an. Er bat, versprach, drohte.

Endlich sagte ich ihm: „Sie sind nicht gut informiert über die Stimmung im Publikum.

Ihre Leser hätten nichts dagegen, wenn Sie vom Zionismus sprächen. Sie sind zu sehr Zeitungssouverain geworden, Sie haben zu viele Bewerber um Ihre Gunst; man sagt Ihnen, was Sie hören wollen, und Sie hören nicht mehr die Wahrheit."

Ich verlangte schließlich Bedenkzeit, und wir gingen zusammen aus der Redaktion weg.

Für mich ist es klar, daß der Bruch mit der N. Fr. Pr. in den nächsten Tagen bevorsteht.

Abends machte ich dem Aktionskomitee Mitteilung von den Schwierigkeiten, die ich wegen der „Welt" mit der N. Fr. Pr. habe.

24. Juni.

Im Coupé. Unterwegs nach Ischl.

Ich habe soeben in Linz auf dem Bahnhof Bacher gesehen, der offenbar von Karlsbad kommt und auch nach Ischl fährt. Da ich in den letzten Tagen mit Benedikt in Wien genug Aufregungen hatte, wich ich Bacher aus, tat, als ob ich ihn nicht gesehen hätte, und stieg rasch wieder in mein Coupé ein. Vielleicht hat er mich nicht bemerkt. In Ischl werden wir wahrscheinlich dennoch zusammentreffen und dort möglicherweise streiten. Mein Nervenzustand läßt mich allerdings wünschen, jetzt keine aufregenden Diskussionen zu führen.

* * *

Der gestrige Tag war interessant. Ich hatte mich entschlossen, von Benedikt Urlaub zu verlangen, um diesen alltäglichen Herzbeklemmungen in den erregten Gesprächen mit ihm ein Ende zu machen.

Als ich gestern auf meinem Rad in die Redaktion fuhr, sagte ich mir: das ist wahrscheinlich das letztemal, daß ich in die Neue Freie Presse gehe, um die ich mich so viele Jahre so heiß bemüht habe. Diese schweren Differenzen müssen ja endlich zu meinem Austritt führen, da ich unmöglich auf die Forderung Benedikts eingehen kann: die „Welt" zu sistieren.

Und merkwürdigerweise empfand ich bei dem Gedanken, diese vielbeneidete Stellung bei der N. Fr. Pr., die anerkannt erste literarische Stellung in Wien, zu verlassen, eine Art von Abiturienten-Erleichterung. Ähnlich war mir beim Abschied von der Schule zumut.

Ferner dachte ich mir: so muß der Tod sein. Schmerzhaft — mehr psychisch als physisch schmerzhaft — ist

wohl nur die Agonie. Der Tod selbst mag dem Sterbenden wirklich eine Erlösung sein.

Ganz heiter räumte ich dann meine Feuilletonladen ein, machte Ordnung, wie eine gute Hausfrau noch den Schlüsselbund an den Haken hängt, bevor sie sich den Tod fühlend niederlegt. Dennoch war und ist mir ganz klar, daß ich durch meinen Abschied von der N. Fr. Pr. von einem Tag auf den anderen ein Deklassierter sein kann. —

Die letzte Unterredung mit Benedikt gestaltete sich ruhiger, als ich gedacht hatte. Ich sagte ihm:

„Mit Ihrer Zustimmung will ich jetzt auf Urlaub gehen. Ich kenne jetzt Ihren Standpunkt in der Frage der ‚Welt‘ und werde Ihnen bis zum ersten Juli meine Antwort schreiben.“

Er antwortete schnell: „Schreiben Sie mir nicht! Ich bin überzeugt, Sie werden mir folgen. Ich spreche als Ihr wahrer Freund — zwar auch in meinem Interesse, aber nicht ohne das Ihrige zu berücksichtigen. Sie schaden sich, wenn Sie als Jude auftreten.“

Ich sagte: „Schaden? Das kann man nur, wenn man eine Lumperei begeht.“

Er rief: „Über Charakter brauchen doch wir zwei nicht zu sprechen. So etwas wird niemand von Ihnen sagen oder glauben.“

Ich schloß: „Ich gehe also jetzt auf Urlaub. Feuilletons werde ich Ihnen schicken. Hier konnte ich nichts arbeiten. Diese Gespräche mit Ihnen haben mich zu stark aufgeregt.“

Er entgegnete: „Mich auch! Also beherzigen Sie meinen Freundesrat. Sie versprechen mir, daß Sie die ‚Welt‘ eingehen lassen, nicht wahr?“

Ich versprach ihm aber nichts, sondern schüttelte nur stumm den Kopf.

Dennoch schieden wir „als Freunde“.

* * *

Nachmittag telephonierte B . . . an Steiner und bat um eine Unterredung. Steiner möge mir einen „Friedensschluß“ antragen. B . . . fürchtet, daß seine Wochenschrift zugrunde gerichtet werden könne, und ist bereit, mit der „Welt“ zu fusionieren. Er bittet um Frieden. Er will zum Zionismus übertreten, nur am Leben möge man ihn lassen.

Er will unserer Partei sein Blatt ganz zur Verfügung stellen. Wir sollen die Redakteure anstellen, er will sie bezahlen. Oder wir sollen die „Welt“ der Wochenschrift beilegen.

Natürlich lehne ich diesen verspäteten Antrag ab. Ich lasse ihn nur so fest formulieren, daß wir ihm später die Nase in seinen Dreck stecken können, wenn er uns im Solde der reichen Juden angreifen wird.

B . . .s Antrag ist das erste Beispiel von blitzartiger Panik, die wir auf unserem Wege wohl noch öfter sehen werden.

* * *

Die vorgestern verbotene Versammlung der zionistischen Studenten konnte uns bei den feigen Philistern sehr schaden.

Es war widriger Wind; ich beeilte mich, unser Schiff sofort wieder durch andere Segelstellung vor den Wind zu bringen. Das Verbot zionistischer Versammlungen konnte unsere Bewegung umbringen. Heute ist sie noch zu schwach, um zu widerstehen. Auch war ich in der

Sorge, daß man uns den Zionsverband infolge von Denunziationen der Kultusjuden auflösen könnte.

Ich schickte darum Landau ins Ministerratspräsidium und ließ etwas Unmögliches verlangen: die Wiedergestattung der verbotenen Versammlung. Das, wußte ich, würden wir nicht durchsetzen — aber die Stimmung für oder gegen uns erforschen und gerade durch die Unbescheidenheit des Verlangens nach einem besonderen Vorzug uns als Leute erscheinen lassen, die etwas verlangen dürfen.

Und so geschah es, wenn ich durch Landau recht berichtet bin. Er bekam die freundlichsten Zusicherungen von Dr. Rosner (der „Nichte der Koalition"), und Badeni gestattete, daß eine Versammlung mit der verbotenen Tagesordnung abgehalten werde — nur dürfte sie nicht von Studenten einberufen werden.

Zugleich nahm Badeni durch Rosner Kenntnis von der antisozialistischen „Welt", und Regierungsrat Wohl im Polizeipräsidium machte Augen, als Landau ihm den „Wink von oben" übermittelte.

In der Politik muß man die Schwierigkeiten zum Vorwärtskommen benützen.

22. Juli.

Wieder im Coupé, wieder unterwegs nach Ischl. In den Wochen seither hatte ich keinen Augenblick für die Eintragungen in dieses neue „Logbuch der *Mayflower*", wie es der Korrespondent der Londoner *Pall Mall Gazette* nannte, der mich gestern in Reichenau über den Kongreß und den Zionismus interviewte.

Ich weiß nicht einmal mehr, was ich alles einzutragen versäumte. Die Zeit ist vorbei, wo ich die kleinen Peripitien des Tages notieren konnte. Die „Welt" wird späterhin meinem Gedächtnis zu Hilfe kommen müssen, wenn

ich meine Memoiren schreiben werde. Die „Welt“ gibt mir eine ungeheure Arbeit.

Das Interessanteste seit meiner letzten Coupéeintragung war die notgedrungene Verlegung des Kongresses von München nach Basel. Ich ging nicht gern nach München, das mir von jeher als ungeeignet erschienen war, und das ich nur der Majorität der „vorbereitenden Kommission“ gehorchend akzeptiert hatte. Darum benützte ich die kläglichen patriotischen Proteste der Münchener Kultusvorsteher dazu, den Kongreß nach der Schweiz zu verlegen.

Basel wurde nach Erhebungen, die ein neuer wackerer Mitarbeiter, Dr. Farbstein aus Zürich, anstellte, bestimmt.

Indessen ließ ich doch durch den Fürsten Wrede bei der bayrischen Regierung vertraulich anfragen, ob sie denn etwas gegen den Kongreß gehabt hätte. Minister Feilitsch antwortete Wrede vertraulich, daß die Regierung nichts gegen den Kongreß hatte (scil, auch nichts für).

* * *

Von Newlinski bekam ich aus Etretat einen günstiger gestimmten Brief. Er war wohl schon weg von der Sache. Der Kongreß scheint ihm zu imponieren. Er erklärt wieder, daß er nie aufgehört habe, „der heiligen Sache und ihrem Propheten zu dienen“.

* * *

Endlich ein famoser Brief von Széchényi Pascha aus Konstantinopel, als Antwort auf das Exposé (steht im Kopierbuch), das ich ihm schickte.

Es wird in Yildiz Kiosk wieder von meinem Projekt gesprochen. Schon das ist etwas wert.

* * *

Was wäre noch „Intimes" zu verzeichnen *pro futuro*?

Dr. Kokesch war neulich tiefbeleidigt, weil ich im Arbeitsprogramm (das ich gemacht) des Kongresses (den ich mache) der Zionisten (die ich mache) einen Änderungsvorschlag der „vorbereitenden Kommission" (die gar nichts tut), nicht berücksichtigte. Er sagte: „Wir sind nicht nur der geheime Rat eines absoluten Monarchen."

Ischl, 29. Juli.

Ein zweiter Brief von Széchényi Pascha. Er schreibt, der erste Günstling, den er schon für die Sache gewonnen hatte, und der sie mit dem Gebetsteppich dem Sultan unterbreiten sollte, habe es sich dann wieder überlegt. Darauf habe er sich an einen zweiten gewendet, der „noch einflußreicher" sei und es vielleicht tun werde.

Ich schreibe ihm heute, er möge nur standhaft bleiben und einen *courant d'opinion* zu schaffen versuchen: hingestreute Bemerkungen „das wäre die beste Lösung aller Schwierigkeiten", und dgl., könnten viel bewirken. Meine Freunde und ich würden seine Dienste nie vergessen.

Wien, 14. August.

Die Arbeiten für den Kongreß und die „Welt" neben der Neuen Freien Presse erschöpfen jetzt meine Kräfte, so daß ich nicht einmal die Energie aufbringe, Eintragungen in dieses Schiffsbuch der neuen *Mayflower* zu machen.

Ich war auf einen Zusammenstoß mit Bacher bei meiner Rückkehr vom Urlaube gefaßt gewesen. Indessen schwieg er und machte mich sogar vorgestern witzelnd auf den Leitartikel in der Deutschen Zeitung über den Zionisten-Kongreß aufmerksam. Er wartet möglicherweise auf Benedikts Rückkehr, um die „Welt"frage zu

liquidieren. Vielleicht kommt auch der Krach, wenn ich Ende dieser Woche wieder weg will.

* * *

Die Geschäfts- und Wohltätigkeitszionisten nähern sich mir jetzt wieder, nachdem sie eingesehen haben, daß sie den Kongreß nicht vereiteln können.

Bambus soll die Absicht haben, nach Basel zu kommen. Er kriegt keine Mitgliedskarte. Der kleine Dr. K... von der „Gruppe K...-Rapoport", auch Gruppe Korah genannt, der in Wien versuchte, unter den Zionisten ein Schisma herbeizuführen, hat sich als Mitglied angemeldet. Er bekommt höchstens eine Journalistenkarte. Oberst Goldsmid schreibt mir einen von Freundschaft strotzenden Brief. Dem antworte ich, er möge noch kommen, sonst sei er für immer aus der nationalen Bewegung ausgeschaltet; ich will ihm eine goldene Brücke bauen. Sch... endlich, der Intrigant, der Mißbräuchemann, kommt nächster Tage nach Wien — angeblich wegen des „Weingeschäfts"; ich bin aber überzeugt, daß es geschieht, weil er sich mir aus Furcht vor dem Kongreß nähern will. Er hat auch gleichzeitig ein Jahresabonnement auf die „Welt" angemeldet und luxuriös mit 20 Francs statt mit 17 bezahlt. Der Überschuß soll ihm mit einer ironischen Bemerkung zurückgeschickt werden.

* * *

Newlinski kommt nach Basel, um dem Sultan zu berichten. Er behauptet in seinen Briefen aus Etretat, daß er dazu Auftrag habe. Ich stelle mich, als ob ich es glaube. Offenbar will er nur sehen, ob an der ganzen Geschichte etwas ist.

N. schreibt, es sei Aussicht vorhanden, daß der Sultan unsere Begrüßungsdepesche beantworten werde. In einem späteren Brief heißt es wieder, es seien Schwierigkeiten aufgetaucht. Folglich war das Ganze nicht wahr. Aber Newlinski kann mir dennoch in Konstantinopel nützen.

Je vais le soigner.

* * *

Gestern schickte ich einen kleinen silbernen Aufsatz für den Verwundetenbazar nach Konstantinopel.

23. August.

Wieder einmal im Coupé, diesmal unterwegs nach Basel zum Zionisten-Kongreß. Die Arbeit der letzten Zeit war enorm.

Der befürchtete Krach mit Bacher hat bisher nicht stattgefunden. Er war sogar in den letzten Tagen vor meiner Abreise liebenswürdig.

Ich arbeitete viel für die N. Fr. Pr., um ihn gutzustimmen. Als ich meinen Nachtragsurlaub verlangte, tat er ein bißchen brummig, entließ mich aber doch bis 2. September. Dabei kam er auf meine Bewegung zu sprechen. Die Mitarbeiterschaft an der „Welt" müsse aufhören.

Ich entgegnete: „Ich habe überhaupt nur einen Artikel in der ‚Welt' signiert."

Er sagte: „Was machen Sie denn noch? Sie wollen doch kein Wanderprediger werden?"

„Nein," sagte ich, „ich will kein Berufspolitiker sein. Wenn ich das gewollt hätte, hätte ich eine der mir angebotenen Kandidaturen für den Reichsrat angenommen." Serenissimus, wie wir ihn in der Redaktion nennen, scherzte beinahe gnädig: „Was das schon für ein Ver-

gnügen wäre. Da bin ich beinahe noch lieber auf dem Zionistenkongreß als im Reichsrat. — Aber Sie sollten jetzt aufhören. Sie sind doch ein Schriftsteller, Sie sind doch ein gescheiter Mensch.“

„Jawohl, weil ich ein gescheiter Mensch sein will, bringe ich meine Arbeit unter das Dach des Kongresses. Sonst wäre alles Bisherige Unsinn gewesen. Ich habe den Juden einen Kongreß gemacht, und von da aus soll das Volk sich weiterhelfen, wenn es wirklich will. Ich selbst habe die Geschichte schon manchmal bis da hinauf satt.“

Und so ist es auch. Ich habe in der letzten Zeit viel Ekel gehabt. Ich will mich, wenn der Kongreß keine ernsten Ergebnisse zeitigt, von der Aktion zurückziehen und nur noch in der „Welt“ das Feuer wachhalten.

Bacher machte dazu ein zufriedenes Gesicht. Und als ich Samstag mich von ihm verabschiedete, sagte er schmunzelnd: „Grüßen Sie mir die Zionisten!“

„Schön“, sagte ich — „natürlich nicht offiziell.“

* * *

Wir werden also sehen, was der Kongreß bringt. Hat er zur Folge, daß die politischen Mächte die Sache in Erwägung ziehen, daß mich beispielsweise der Deutsche Kaiser rufen läßt, so werde ich fortarbeiten. Wenn nicht, und wenn auch keine Bereitwilligkeit seitens der geldkräftigen Juden sich zeigt, die von mir mit so großen persönlichen und materiellen Opfern so weit gebrachte Aktion fortzuführen, so werde ich mich zur Ruhe begeben.

Wird mir das Präsidium des Kongresses angeboten, so nehme ich es jedenfalls nur für dieses eine Mal an. Auch wenn ich die Aktion weiterführe, will ich nicht mehr Kongreßpräsident sein.

Tatsache ist, was ich jedermann verschweige, daß ich nur eine Armee von Schnorrern habe.

Ich stehe nur an der Spitze von Knaben, Bettlern und Schmöcken. Manche beuten mich aus. Andere sind schon neidisch oder treulos. Die dritten fallen ab, so wie sich ihnen eine kleine Karriere eröffnet. Wenige sind uneigennützige Enthusiasten. Dennoch würde dieses Heer vollkommen genügen, wenn sich nur der Erfolg zeigte. Da würde es rasch eine stramme reguläre Armee werden.

Wir werden also sehen, was die nächste Zukunft bringt.

24. August.

Im Coupé unterwegs nach Zürich.

Heute morgens, als ich im Tiroler Hof die Treppe hinunterkam, wer trat mir entgegen? Hechler! Er war schon gestern abends da und hatte im Salon einen Vortrag über mich und meine Bewegung gehalten, während ich einen einsamen Nachtspaziergang durch die Straßen Innsbrucks machte und alles eher gedacht hätte, als daß die *Upper ten* im Tiroler Hof jetzt von einem Clergyman über den Zionismus belehrt wurden.

. . . .

* * *

Kurios, eine der heimlichen Kuriositäten des Kongresses ist, daß in Basel die meisten Fäden, die ich bisher spann, zusammenlaufen werden. Da ist Hechler, da wird Newlinski sein, und *tutti quanti,* welche die Volksbewegung unter meiner Direktion mitmachen halfen. Es wird eine meiner Aufgaben sein, sie nicht zuviel voneinander merken zu lassen, denn sie würden wohl etwas vom Glauben an die Sache und an mich verlieren, wenn sie sähen, mit wie geringen Mitteln ich den bisherigen Bau aufge-

führt habe. Das Ganze ist eines jener Kunststücke des Gleichgewichts, die nach der Beendigung ebenso selbstverständlich scheinen, wie vorher unwahrscheinlich.

Eine Sorge ist mir Newlinski — sowohl was er von meinen Leuten sagen wird, wie meine Leute von ihm. Ich muß trachten, ihn *à l'écart* zu halten.

. . . .

Ich werde Newlinski *une fidélité absolue* abverlangen, ihm rundweg erklären, daß er keinen anderen zu kennen hat als mich. Er möge sich mit niemandem einlassen, von niemandem aushorchen lassen. Ich werde ihn eventuell vor ein enges Komitee laden, aber dies nur, wenn es eine hohe Opportunität ist.

Andererseits muß ich schon Newlinskis wegen dem Kongreß eine gewisse Tournure geben.

Die Leitung dieser Verhandlung wird überhaupt ein, wie ich glaube, seltenes Kunststück sein, das keinen anderen Zuschauer haben wird, als den, der es aufführt.

Ein Eiertanz zwischen allen unsichtbaren Eiern.

1. Ei der N. Fr. Pr., die ich nicht kompromittieren darf, und der ich keinen Anlaß geben darf, mich hinauszubugsieren.

2. Ei der Orthodoxen.

3. Ei der Modernen.

4. Ei des österreichischen Patriotismus.

5. Ei der Türkei, des Sultans.

6. Ei der russischen Regierung, gegen die nichts Unliebsames gesagt werden darf, obwohl man die deplorable Lage der russischen Juden doch erwähnen muß.

7. Ei der christlichen Konfessionen wegen der heiligen Stätten. Kurz, es ist eine gedrängte Übersicht aller Schwierigkeiten, mit denen ich mich bisher herumschlug. Hierzu kommen noch ein paar andere Tanzeier.

Ei Edmund Rothschild.

Ei Chovevi Zion in Rußland.

Ei der Kolonisten, denen man Rothschilds Hilfe nicht verderben darf, *tout en considérant leurs misères.*

Dann die Eier der persönlichen Differenzen.

Ei des Neides, der Eifersucht. Ich muß die Sache unpersönlich machen und kann doch die Zügel nicht aus der Hand lassen.

Es ist eine der Arbeiten des Herkules — ohne Überschätzung — denn ich habe ja keine Lust mehr dazu.

27. August, Basel.

Kongreßtage!

Nach der Ankunft ging ich vorgestern gleich in das Bureau, das uns die Stadt Basel zur Verfügung gestellt hat.

Es ist ein leergewordener Schneiderladen. Ich lasse die Firma mit einem Tuch überdecken, um den faulen Witzen zuvorzukommen.

Ebenso ists in der Saalfrage meine Sorge, daß wir nicht komisch werden. Dr. Farbstein aus Zürich hat die „Burgvogtei" aufgenommen, ein großes, aber ungeeignetes Lokal mit Tingeltangelbühne. Ich ließ mir Vorschläge machen, wie wir das Brettl der *saltimbanques* verschwinden lassen könnten, nahm aber dann doch ein anderes ernsteres Lokal auf.

* * *

Im Restaurant Braunschweig, wo man recht schlecht ißt, treffen mit jedem Zuge Kongreßmitglieder aus den verschiedensten Gegenden ein, kohlenstaubig, reiseverschwitzt, voll von Absichten, — die meisten mit guten, einige mit bösen.

. . . .

Nachmittags war Mr. Bourlier aus Paris bei mir, der mich für das *Journal* interviewte.

Den ganzen Tag fanden gestern Konventikel der Russen statt — die beraten, ich weiß nicht, worüber.

Mein braver Freund Wolffsohn aus Köln vermutet Streit und Parteiungen.

Wir werden Bambus, T... und selbst den kleinen K... doch in den Kongreß einlassen.

30. August morgens, Basel.

Die Geschichte des gestrigen Tages brauche ich nicht mehr zu schreiben; die schreiben jetzt bereits andere.

Ich war ruhig und sah auch gestern die kleinsten Details. Ich muß jetzt in die Sitzung und werde erst unterwegs auf der Rückreise die intimen Einzelheiten notieren: Nordaus Verstimmung in der Vorkonferenz, weil er nicht Präsident wurde, und wie ich ihn allmählich in mildere *spirits* brachte.

Viele waren gestern tief bewegt — ich war ganz ruhig, wie man beim Eintreffen der vorbereiteten Ereignisse sein soll. Nur als ich gleich nach meiner Akklamation zum Präsidenten den erhöhten Sitz bestieg und im Briefeinlauf den ersten Brief meines Hans fand, da war ich sehr gerührt. Ich schrieb vom Präsidialtisch — den ich in seiner heutigen Bedeutung nicht überschätze, der aber in der Geschichte wachsen wird — an meine Eltern und Frau und an jedes meiner Kinder, Pauline, Hans und Trude, eine Kongreß-Korrespondenzkarte.

Das ist vielleicht die erste Kinderei, die ich in der ganzen Bewegung seit zwei Jahren beging.

3. September, Wien.

Die letzten Tage, die wichtigsten seit der Empfängnis der Idee damals in Paris, sind nun vorübergerauscht. Ich

war in Basel und auf der Rückreise zu erschöpft, um Aufzeichnungen zu machen, die doch nötiger sind als je, weil auch andere schon merken, daß unsere Bewegung in die Geschichte eingetreten ist.

Fasse ich den Baseler Kongreß in ein Wort zusammen — das ich mich hüten werde, öffentlich auszusprechen — so ist es dieses: in Basel habe ich den Judenstaat gegründet.

Wenn ich das heute laut sagte, würde mir ein universelles Gelächter antworten. Vielleicht in fünf Jahren, jedenfalls in fünfzig wird es jeder einsehen. Der Staat ist wesentlich im Staatswillen des Volkes, ja selbst eines genügend mächtigen Einzelnen (*l'État c'est moi,* Ludwig XIV) begründet. Territorium ist nur die konkrete Unterlage, der Staat ist selbst, wo er Territorium hat, immer etwas Abstraktes. Der Kirchenstaat besteht auch ohne Territorium, sonst wäre der Papst nicht souverän.

Ich habe also in Basel dieses Abstrakte und darum den allermeisten Unsichtbare geschaffen. Eigentlich mit infinitesimalen Mitteln. Ich hetzte die Leute allmählich in die Staatsstimmung hinein und brachte ihnen das Gefühl bei, daß sie die Nationalversammlung seien.

Einer meiner ersten Ausführungsgedanken schon vor Monaten war es, daß man im Frack und weißer Halsbinde zur Eröffnungssitzung kommen müsse. Das bewährte sich ausgezeichnet. Die Feiertagskleider machen die meisten Menschen steif. Aus dieser Steifheit entstand sofort ein gemessener Ton — den sie in hellen Sommer- und Reisekleidern vielleicht nicht gehabt hätten — und ich ermangelte nicht, diesen Ton noch ins Feierliche zu steigern.

Nordau war am ersten Tag in der Redingote erschienen und wollte durchaus nicht heimgehen und den Frack

nehmen. Ich zog ihn beiseite, bat ihn, es mir zuliebe zu tun. Ich sagte ihm: heute ist das Präsidium des Zionisten-Kongresses noch gar nichts, wir müssen alles erst etablieren. Die Leute sollen sich daran gewöhnen, in diesem Kongreß das Höchste und Feierlichste zu sehen. Er ließ sich umstimmen, wofür ich ihn dankbar umarmte. Nach einer Viertelstunde kam er im Frack wieder.

. . . .

Alles ruhte auf meinen Schultern; und das rede ich mir nicht nur ein, es wurde erwiesen, als ich am dritten Tage nachmittag vor Müdigkeit abging und das Präsidium Nordau übertrug. Da ging alles drunter und drüber, und man erzählte mir später, daß es eine wüste Sitzung war.

Auch bevor ich den Vorsitz übernahm, klappte die Sache nicht.

Der gute Dr. Lippe aus Jassy führte als Alterspräsident den Vorsitz. Es war abgemacht, daß er nur zehn Minuten höchstens sprechen solle. Im großen Rummel hatte er mir seine Rede nicht vorgelegt, und als er nun oben stand, sprach er unaufhaltsam eine halbe Stunde und beging Fehler über Fehler. Ich saß unten an der Tribüne neben Nordau und schickte viermal zu Lippe hinauf und bat und drohte endlich, daß er aufhören solle. Die Sache nahm schon einen Stich ins Komische.

Dann bekam ich das Wort. Ich wurde mit Beifallsstürmen empfangen, war und blieb aber ruhig und verbeugte mich absichtlich nicht, um von vornherein die Geschichte nicht zu *cabotinage* oder *conférence* werden zu lassen.

Dann wurde das Präsidium mit Akklamation gewählt. Wir gingen hinauf. Der Kongreß jubelte.

Ich gab Nordau das Wort. Er sprach herrlich. Seine

Rede ist und bleibt ein Denkmal aus unserer Zeit. Als er wieder zum Präsidialtisch hinaufkam, ging ich ihm entgegen und sagte ihm: „Monumentum aere perennius!“

Dann spielten sich die Referate programmgemäß ab. Und jetzt erwies es sich, wozu ich hatte vier Jahre lang ins Palais Bourbon gehen müssen. Ich war im Unbewußten voll von Eleganzen der Geschäftsordnung. Ich war zuvorkommend und energisch nach dem Muster Floquets und bemühte mich in kritischen Momenten *mots présidentiels* zu machen.

Am ersten Tag beging ich noch mehrere Fehler, am zweiten war ich nach dem allgemeinen Urteil schon auf der Höhe der Situation. Kritische Momente waren es, als z. B. ein gewisser Mandelkern aufstand und den Dank des Kongresses an Baron Edmund Rothschild beantragte. Ich wies diesen Antrag *a limine* ab, weil wir über die Prinzipienfrage der Infiltration nicht so abstimmen dürften. Ich zermalmte den Mandelkern, indem ich sagte, daß er den Kongreß in die Verlegenheit bringe, zwischen Undankbarkeit für ein wohltätiges Werk und Aufgeben der Prinzipien zu wählen. Der Kongreß jubelte mir zu.

. . . .

Prinzipiell der wichtigste, vielleicht ganz unbemerkt geblieben, war der Zwischenfall, wo ich das repräsentative System, also die Nationalversammlung einführte. Der nächste Kongreß wird nur noch aus Delegierten bestehen.

Beim Abschied sagte ich Nordau: „Im nächsten Jahre werden wir die Sache weiter differenzieren. Sie werden Präsident des Kongresses, ich der Exekutive.“

Er wollte aber keinerlei Engagement nehmen.

Kleine Zwischenfälle zahllos.

Alle erkundigten sich bei mir nach allen wichtigen und

gleichgültigen Dingen. Es sprachen immer vier bis fünf Leute gleichzeitig mit mir. Eine ungeheure Gehirnanstrengung, da man jedem eine definitive Erledigung geben mußte. Mir war, wie wenn ich 32 Schachpartien gleichzeitig spielen müßte.

Und der Kongreß war großartig. Während Nordau präsidierte, ging ich einmal von hinten in den Saal hinein. Der lange, grüne Tisch auf der Estrade mit dem erhöhten Sitz des Präsidenten, die grün verhangene Tribüne, der Stenographen- und Journalistentisch, machten einen so starken Eindruck auf mich, daß ich rasch hinausging, um nicht befangen zu werden. Ich hatte später in mir die Erklärung, warum ich so gelassen war, während alle anderen aufgeregt und betäubt waren.

Ich wußte nicht, wie großartig der Kongreß in diesem ernsten Konzertsaal mit den schmucklosen grauen Wänden aussah. Ich hatte keine Vorbilder davon, sonst wäre wohl auch ich ergriffen gewesen.

Und die beste Erinnerung aus diesen Kongreßtagen sind mir ein paar Plauderviertelstündchen nachts auf dem Balkon des Hôtel Trois Rois mit dem alten feinen Bankier Gustav G. Cohen, dem ich nach dem kleinen französischen Wein, den er bei Tische trank, „Beaujolais fleuri" zubenannt hatte.

4. September, im Coupé nach Ischl.

Als ich vorgestern nach meiner Rückkehr in die Redaktion der N. Fr. Pr. kam, begrüßte mich bei meinem Eintritt in den „lokalen Teil" eine Lachsalve. Die Lacher waren Schütz, Kollmer (geb. Kohn), Oppenheim usw.

Ich machte gute Miene dazu. Als ich bei Bacher eintrat, empfing er mich mit einem unsicheren Lächeln. Über die Sache wolle er nicht einmal reden hören, sagte er.

Aber von Münz hatte ich vernommen, daß er sich alle Schweizer Blätter habe geben lassen.

Wir sprachen dann eine halbe Stunde von gleichgültigen Dingen. Er erzählte mir den Inhalt eines spannenden Kriminalromans, den er soeben gelesen hatte. Dabei war es komisch, daß er sich immer so drehte, daß ich den dicken Pack Zeitungen in der äußeren Seitentasche seines Rockes nicht sehen sollte. Das waren die eben eingelangten Schweizer Blätter.

* * *

Newlinski hat sich nun auch mir gegenüber als Lump erwiesen.

Gestern, als ich bei ihm war, um über die Ergebnisse des Baseler Kongresses und die nunmehr einzuschlagenden Schritte in der Türkei zu reden, sagte er mir, daß er in Paris mit Edmund Rothschild gesprochen habe.

Ich war ganz perplex, denn er konnte nur als Verräter zu Rothschild gegangen sein. Wahrscheinlich hatte er sich meiner vertraulichen Briefe, worin ich über meine Kongreßabsichten gesprochen, als Einführung bedient.

Er tat sehr zurückhaltend, wollte die Personen nicht nennen, die ihn mit Rothschild in Verbindung gebracht. Ich vermute, daß es der andere Schurke Sch . . . war.

Zum Glück gelang es mir, mich zu beherrschen. Er sagte mir, Rothschild habe sich geäußert, daß mein „Judenstaat“ viel Schaden angerichtet hätte; Rothschild sei gegen mich.

Ich werde mich von nun an vor diesem Lumpen in acht nehmen, darf aber nicht mit ihm brechen, weil er mir in Konstantinopel enorm schaden kann — viel mehr, als er mir je hätte nützen können. Ich durfte mir nicht einmal merken lassen, wie ich über seinen niederträch-

tigen Streich denke. Ich sagte ihm sogar schließlich, als ob ich an seine Aufrichtigkeit glaubte, daß er jetzt, wo ich offenbar der Herr der ganzen Bewegung sei, gut getan habe, sich mir anzuschließen.

„Vous ne vous êtes pas embarqué sur une mauvaise galère.“

* * *

Italienische und französische Blätter melden, der Vatikan habe ein Rundschreiben erlassen, worin im Namen der Christenheit gegen die geplante Besitzergreifung der heiligen Stätten durch Juden Verwahrung eingelegt werde. Ich will demnächst den Wiener Nuntius um eine vertrauliche Audienz bitten.

* * *

Nach Wien zurückgekehrt, will ich übermorgen folgenden Brief an den Grafen Badeni richten:

Ew. Exzellenz

erinnern sich hoffentlich noch meiner Wenigkeit von den Zeitungs-Unterhandlungen her, die vor nun zwei Jahren geführt wurden.

Von der mir damals gütigst erteilten Erlaubnis, gelegentlich um eine Privataudienz nachzusuchen, habe ich bisher keinen Gebrauch gemacht.

Jetzt liegt eine Veranlassung vor, von deren Wichtigkeit ich Ew. Exzellenz glaube überzeugen zu können, wenn es mir vergönnt sein wird, sie auseinanderzusetzen. Ich bitte jedoch, mir die Unterredung nicht zur Zeit der allgemeinen Audienzen zu gewähren, sondern vielleicht einmal am Abend, wenn Exzellenz eine halbe Stunde frei haben. Auch wäre es im Interesse der vollständigen Geheimhaltung erwünscht, daß Exzellenz mich nicht im

amtlichen Wege, sondern direkt durch eine Zeile verständigen: an dem und dem Tage, um die und die Stunde.

Indem ich Ew. Exzellenz meiner unverbrüchlichen Ergebenheit versichere,

bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung

Dr. Theodor Herzl.

6. September, im Coupé nach Wien.

Ich lasse vorläufig den Brief an Badeni, um abzuwarten, welche Haltung die N. Fr. Pr. nach Benedikts Rückkunft einnehmen wird.

Mit dem päpstlichen Nuntius in Wien will ich aber jedenfalls gleich Fühlung suchen — wenn er mich empfängt — und den Kongreßbericht an den Deutschen Kaiser gelangen lassen.

* * *

Eine Baseler Erinnerung.

Ich ging, aus Rücksicht auf das religiöse Bedenken, am Samstag vor dem Kongreß in den Tempel. Der Gemeindevorstand rief mich auf. Ich ließ mir vom Schwagar meines Freundes Beer aus Paris, Herrn Markus aus Meran, die B'roche eintrichtern. Und als ich zum Altar hinaufging, war ich aufgeregter als an allen Kongreßtagen. Die wenigen Worte der hebräischen B'roche machten mir mehr Beklemmung als meine Begrüßungs- und Schlußrede und die ganze Leitung der Verhandlung.

9. September, Wien.

. . . .

Rabbiner Seff macht einen interessanten Vorschlag. Man solle in Amerika die russischen Juden disziplinieren.

Es fiel mir dazu ein: jüdische Schützenvereine.

* * *

Goldbaum schickt mir diese Notiz aus einem deutschen Blatt:

London, 7. Sept. (Telegr.) *Daily News* meldet aus Rom: Msgr. Bonetti, der apostolische Vertreter in Konstantinopel, habe dem Papste ein Handschreiben des Sultans überreicht, worin dieser seine Genugtuung darüber ausdrücke, daß der Abschluß des Friedens nahe sei. Der Papst habe den Msgr. Bonetti nach Rom berufen, um mit ihm Maßnahmen gegen die zionistische Bewegung zu beraten. Der Papst habe in dieser Angelegenheit sich auch an Frankreich als den Beschützer der Christen im Orient gewandt (?).

Schon früher war in italienische Blätter aus dem *Osservatore Romano* die Nachricht übergegangen, daß der Vatikan gegen die Besitzergreifung Palästinas durch Juden protestieren wolle.

Ich schreibe jetzt an den hiesigen Nuntius, Mgr. Emigidius Taliani, Erzbischof von Sebaste, Apost. Nuntius, folgenden Brief:

Monseigneur,

j'ai l'honneur de demander à Votre Excellence une audience pour vous entretenir du Sionisme qui tout récemment a tenu à Bâle son congrès, dont j'ai été le président. L'année passée j'avais l'honneur de causer assez longuement avec l'illustre prédécesseur de Votre Excellence, Monseigneur Agliardi, sur ce sujet. Depuis lors des évènements importants ce sont produits. Je crois humblement qu'il serait de quelque intérêt pour Sa Sainteté le Pape d'avoir des renseignements exacts sur notre mouvement, et je serais heureux de les fournir avec une

franchise absolue à Votre Excellence, ayant l'espoir de ne pas déplaire à Sa Sainteté. Les nouvelles données par la presse sont pour la plupart des travestissements ineptes, et qui pourraient provoquer un jugement regrettable, des décisions peut-être irrémédiables. J'ai des amis à Rome, mais tout ne peut pas s'expliquer par écrit, et il serait à mon avis d'urgence de m'écouter avant que *Roma sit locuta.* J'ai tout lieu de croire que les directeurs éclairés de l'Eglise ne regretteront pas de m'avoir entendu. Jusqu'à ce jour je n'ai point trahi la confiance des princes et hommes d'État qui m'en ont honoré. Permettez moi donc de vous assurer d'avance de ma parfaite discrétion.

Comme j'habite encore la campagne, je prie Votre Excellence d'adresser la réponse qu'elle voudra bien me faire au bureau du journal „Die Welt" II Rembrandtstraße 11. Mes gens me feront parvenir immédiatement la lettre, qu'il serait utile de mettre dans une enveloppe sans armoiries.

Si Votre Excellence veut bien me recevoir, je prierais de me fixer une heure dans la soirée où il n'y aurait pas d'autres visiteurs.

Veuillez agréer, Monseigneur, les expressions de ma haute considération et de mon parfait dévouement.

Dr. Théodore Herzl.

11. September.

Vom Sekretär der Nuntiatur eine Karte erhalten: der Nuntius empfange jeden Tag zwischen 10 und 12 Uhr vormittags. Er will mich also nicht abends separat, sondern in den allgemeinen Audienzen empfangen. Ich werde Dienstag, 14., hingehen.

Im Neuen Wiener Tagblatt heute der zweite Leitartikel über den Zionisten-Kongreß. Trockene Darstellung des Sachverhalts mit feiner Malice gegen die N. Fr. Pr., „deren hervorragendster Mitarbeiter, Dr. Th. H., Präsident des Kongresses war“.

Bacher war heute außerordentlich liebenswürdig.

Als wir weggingen, kam S. Münz und erzählte, daß der Papst Msgr. Bonetti von Konstantinopel nach Rom berufen habe, um mit ihm Schritte gegen den Zionismus zu beraten.

Bacher schmunzelte: das wäre eine Riesenreklame für den Zionismus.

Münz *abondait dans ce sens:* ob ich nicht diese Notiz in die Blätter lanciert habe?

Ich sagte: Trauen Sie mir keine so machiavellistischen Pläne zu. Ich bin ein poscheter Jid.

Bacher lachte.

23. September, Wien.

Ereignisse kommen und gehen, über die ich in der ersten Zeit der Bewegung viele Seiten geschrieben hätte. Jetzt rauschen sie vorüber, verdrängen einander, bevor ich Zeit gehabt hätte, sie zu fixieren.

Der Nuntius empfing mich nicht, als ich hinkam. Der Kammerdiener sagte mir gebrochen deutsch: „Sie sind Sr. Exzellenz sehr unbekannt. Kommen Sie, wenn Mgr. Montagnini hier ist.“

Ich zog ab.

Rom scheint sich seither beruhigt zu haben. Es war eine *fausse alerte.* Vielleicht hat man sich von den Rothschilds sagen lassen, „es sei nichts dran“.

. . . .

In der „Politischen Korrespondenz“ war ein wegwerfendes Dementi, die Kurie habe den Zionistenkongreß nicht

zum Gegenstande diplomatischer Schritte gemacht und werde das auch in Zukunft nicht tun.

Indessen hat sich Rom doch dafür interessiert.

Newlinski hat mir in seiner *Correspondance de l'Est* einen ehrlichen Dienst erwiesen durch zwei Artikel, von denen der erste Rom, der zweite Konstantinopel beruhigte.

Vorgestern war ich bei ihm in Steinamanger — er hatte mich von Vasvar aus dringend gerufen — und wir setzten im schäbigen Bahnhofrestaurant den Brief auf, den ich dem Sultan schreiben soll. Der Brief geht morgen ab, an N... Bey.

Newlinski ist mein *directeur du protocole*, er sagt mir die hundert Nichtigkeiten der diplomatischen Etikette, z. B. der Brief an den Sultan mit fünf Siegeln zu versehen, aber keine Aufschrift.

Für N... Bey sei Geld flüssig zu machen — *une vingtaine de mille francs comme entrée en matière.* Und unsere Bewegung besteht aus Bettlern, wenn auch im Hintergrunde die großen Geldsäcke der J. C. A. usw. stehen. Was ich da für Kunststücke mache, wird man nie verstehen, nie würdigen.

Ich muß mir die Werkzeuge selbst machen, um den Baum zu fällen. Die Steinzeit der Politik!

Heute will ich übrigens dem Komitee einheizen, damit sie doch helfen!

* * *

Gestern kam Benedikt vom Urlaub zurück. Er machte mir ein so langes Gesicht. Ich sprach unbefangen vom Kongreß. Er schwieg wütend.

Worauf ich zu heiteren Gegenständen überging.

24. *September.*

Gestern abend Sitzung des Inaktionskomitees bei Dr. Kokesch. Man hat bisher noch nichts getan.

. . . .

Mein guter Schnirer, der ja ein kreuzbraver und energischer Mensch ist, verlangte als das wichtigste eine „Geschäftsordnung" für das Aktionskomitee. Vielleicht steckt aber hinter dieser Harmlosigkeit der Wunsch, mir dreinzureden.

Ich ersuchte die Herren, zunächst etwas Geld für die „Aktion" herbeizuschaffen. Bisher habe ich alles, was nötig war, einfach aus meiner Tasche hergegeben. Wenn das Komitee „mitregieren" will, muß es zunächst die Kraftprobe bestehen — 5000 Fl. in die Kasse zu bringen.

Kokesch erklärt das für eine bare Unmöglichkeit. *Quod est demonstrandum.* Er ist auch ein braver Mensch; aber wo hielten wir, wenn wir auf ihn angewiesen wären.

Man will Juxtenbücher auf den „Schekel" ausgeben. Ich taxiere, daß auf diese Art nach Jahresfrist 833 Fl. 75 kr. da sein werden, wenn ich nicht eine Agitation mache.

Nachdem ich sie gemacht haben werde, dürfte Kokesch glauben, daß ich ohne ihn nie etwas erreicht hätte.

6. *Oktober (Versöhnungstag).*

Ich nehme jetzt die *Jewish Company* in Angriff.

Der Basler Kongreß bedeutete die Bildung der *Society of Jews* gemäß Judenstaat, wenn auch mit opportunistischen Modifikationen und in schwacher Ausführung. Die Arbeit des nächsten Jahres ist die Herstellung der Jewish Company, vorläufig Jüdische Kolonialbank genannt.

Ich bin darüber mit S..., der Agenturdienste in London zu leisten hat, in Briefwechsel getreten, und schreibe einen pseudonymen Artikel, der die Diskussion eröffnen soll, für die nächste Nummer der „Welt".

Die Bankidee wird in den kommenden Monaten die niederen Einbildungskräfte Israels entflammen, wie die Kongreßidee die höheren ängstigte und schließlich begeisterte.

17. Oktober.

An leeren Tagen bin ich zu matt, an vollen zu beschäftigt, um in dieses Buch etwas einzutragen. So wird es eigentlich immer ärmer, während die Bewegung immer reicher wird. Als ich den Roman meines Lebens aufzuschreiben begann, waren alle Schatten, die über meine Seele zogen, und alle Lichter auf diesen Blättern. Jetzt hat sich alles veräußerlicht. Größer fühle ich auch die Verantwortung, mich über Personen zu äußern, da diese Bücher offenbar dereinst Material für die Geschichte der Juden sein werden.

So geht vieles unverzeichnet vorüber.

. . . .

* * *

Gestern abend um halb elf, als ich aus dem Theater kam, fand ich die telephonische Aufforderung Bachers vor, unverzüglich ins Bureau zu kommen. Ich hielt eine Rauferei wegen meines Artikels „Mauschel" für bevorstehend und machte wieder einmal zum Gefecht klar. Für das Herz sind diese Bereitschaften nicht gesund, aber moralisch stärken sie den Menschen.

Fausse alerte. Er wollte nur eine Änderung an einem Entrefilet, das ich für die heutige Nummer geschrieben.

* * *

Daily Chronicle beantragt, wie vorher *Pall Mall Gazette*, eine europäische Konferenz zur Regelung der Judenfrage. Nun ist der Anknüpfungspunkt für mein Audienzgesuch an den Deutschen Kaiser gegeben.

* * *

Entwurf (mit Hechler noch durchzusprechen):

Ew. kaiserliche Majestät!

Auf den Rat Sr. Königlichen Hoheit des Herrn Großherzogs von Baden wende ich mich direkt an Ew. Kais. Maj. mit der ehrfurchtsvollen Bitte um eine Audienz.

Durch mein anfangs 1896 veröffentlichtes Buch „Der Judenstaat“ ist in allen Weltteilen eine Bewegung hervorgerufen worden, welche man die zionistische nennt. Sie hat viele Hunderttausende von Menschen ergriffen.

In den drei letzten Tagen des August ds. Js. versammelten sich 204 Vertreter des jüdischen Volkes aus allen Ländern in Basel. Dieser Kongreß der Juden, der mich zum Präsidenten wählte, formulierte das Programm des Zionismus: Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für diejenigen Juden, die sich an ihren jetzigen Wohnorten nicht assimilieren können oder wollen.

Vor einigen Tagen ist nun in der englischen Presse der Vorschlag aufgetaucht, eine europäische Konferenz zur Beratung und Lösung dieser in so vielen Ländern existierenden Frage einzuberufen. Blätter verschiedenster Richtung — wie die konservative Pall Mall Gazette und der radikale Daily Chronicle — stimmten darin überein, daß eine solche Konferenz nötig sei. Abgesehen davon, daß mit der Judenfrage auch ein Stück Orientfrage gelöst würde, wäre eine koloniale Ableitung des nicht resorbierbaren

Teiles der Judenschaft eine Erleichterung für die meisten Länder, wo die Juden entweder in schwerem materiellen Elend verkommen oder durch die gesellschaftliche Ächtung den Umsturzparteien zugedrängt werden oder endlich den Finanzverkehr in einer von uns Nicht-Geldjuden selbst tief bedauerten Weise beherrschen.

Ich muß befürchten, für eine längere schriftliche Auseinandersetzung die Aufmerksamkeit Eurer Kaiserl. Majestät nicht gewinnen zu können. Es tauchen in dieser sehr großen Sache so viele Fragen auf, daß selbst die flüchtigsten Andeutungen von unerträglicher Weitschweifigkeit sein müßten.

Wenn mir eine Unterredung gnädigst gewährt wird, glaube ich, über alle Einzelheiten Auskunft geben zu können.

Unsere heute schon weit verbreitete Bewegung hat überall einen erbitterten Kampf mit den Umsturzparteien zu bestehen, die in ihr mit Recht einen Feind wittern. Wir brauchen eine Ermutigung, wäre es auch nur eine sorgfältig geheimzuhaltende. Ich setze alle Hoffnung auf den Kaiser, der mit weltweitem Blick über die Meere schaut, und von dessen Taten die Geschichte gerade diejenigen am höchsten preisen wird, die von kleinen Leuten der Gegenwart nicht verstanden werden.

Wann und wohin immer Ew. Majestät mich zur Audienz befehlen, werde ich unverzüglich zur Stelle sein.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Ew. Kaiserl. Majestät

gehorsamst ergebener

Dr. Th. H.

* * *

An den Großherzog von Baden:

Ew. Königliche Hoheit!

Noch einmal gestatte ich mir, die Hilfe Eurer Königlichen Hoheit ehrfurchtsvoll anzurufen. Die Bewegung, über die ich an einem mir unvergeßlichen Tage in Karlsruhe Bericht erstatten durfte, ist seither, insbesondere durch den Baseler Kongreß, in die Weltdiskussion gelangt. Was ich inzwischen an Kämpfen und Leiden für diese menschliche Sache durchzumachen hatte, war schwer genug. Die öffentliche Meinung Englands verlangt jetzt eine europäische Konferenz über die territoriale Lösung der Judenfrage.

Im vergangenen Jahre gaben mir Ew. Königl. Hoheit den gnädigsten Rat, sich an Se. Kaiserl. Majestät mit meiner Bitte um Anhörung direkt zu wenden. In der Besorgnis, daß mein Gesuch unter unzähligen ähnlichen unbeachtet bleiben könnte, wartete ich auf einen genügend ernsten Anlaß. Dieser scheint mir jetzt vorzuliegen.

Wenn Ew. Königl. Hoheit die Gnade haben wollten, mein hier beiliegendes Schreiben dem Kaiser jetzt, wo er in Karlsruhe weilt, einzuhändigen oder ihm nachzusenden, so wüßte ich wenigstens, daß Se. Majestät mein Gesuch erhalten hat.

Gott, der die Fürsten so hoch über die anderen Menschen gesetzt hat und sie erleuchtet, möge mit meiner wahrlich ernsten Bitte sein.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht und Dankbarkeit.

Ew. Königl. Hoheit ergebener

Dr. Th. H.

Datiert und abgeschickt am
22. Oktober. Wird Antwort
kommen???

27. Oktober.

Nun hat sich etwas Merkwürdiges begeben. Am Tag, nachdem dieser Brief abgeschickt war, trat der Großherzog von Baden, der seit Jahr und Tag in tiefster Stille lebte, plötzlich in die europäische Öffentlichkeit.

Er hatte den in Darmstadt weilenden Zar besuchen wollen, und dieser Wunsch wurde abgelehnt. Der Großherzog publizierte die Tatsache im Karlsruher Hofbericht — und nun fingen die hunderttausend Glocken der Weltpresse zu läuten an.

Wo ist nun mein armer Brief? Ich weiß ja aus meinem Kongreßrummel, daß man in einem solchen Augenblick nicht mehr weiß, *où donner de la tête.*

Aber wie sonderbar ist diese Fügung, daß ich gerade in dem Augenblick einen verlorenen Brief an den Großherzog schreiben muß, wo der Stille ins Gedränge kommt. Einen Tag früher hätte er mich vielleicht angehört — *et encore!*

Andererseits eröffnete sich aber die Möglichkeit, ihm eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen. In der N. Fr. Pr. war aus Anlaß des abgelehnten Besuchs ein sehr sympathischer Leitartikel (von Goldbaum), den ich gestern dem Großherzog einschickte.

Wird er dafür danken und aus Erkenntlichkeit meinen Brief an den Kaiser befördern? Mehr brauche ich ja nicht. Habe ich nur die Audienz beim Kaiser, so ist schon viel gewonnen.

Aber ich glaube nicht daran. Seit ich selbst so viele Briefe bekomme, weiß ich, wie hartherzig der Empfänger einer großen Korrespondenz wird gegen seine Briefschreiber. Und ich bin gegen ihn noch jung, arm, ohnmächtig.

Leçons des choses! Ich lerne das Leben von vielen Seiten kennen.

* * *

Goldbaum! Ich fand gestern beim Herumstöbern zufällig den Bürstenabzug des „Judenstaats“, den er mir unaufgeschnitten zurückgab.

Jetzt schreibt er als „Spectator“ zionistische Artikel für die „Welt“.

* * *

Dr. Mandelstamm aus Kiew bemüht sich, ein paar Kiewer Millionäre zu bewegen, daß sie Geld zur Bildung einer Zeitungsaktiengesellschaft hergeben. Eine Million erforderlich. Mein Vater und ich wollen zusammen 100 000 Fl. hergeben, wenn die Russen die restlichen 900 000 hergeben.

Auf Mandelstamms Rat schicke ich einen geschäftlichen Vertrauensmann (Steiner) nach Kiew.

Steiner wollte sich ausbedingen, daß er gleichberechtigt im Blatt neben mir stehe. Das lehnte ich entschieden ab. Er wird nur Chefadministrator — wenn was draus wird.

Aber ich bin schon so müde, daß es mir gleichgültig ist, ob die Zeitung zustande kommt oder nicht. Ich habe mit meinem Vorrat an Energie verschwenderisch gewirtschaftet.

Geben die Russen genügend Geld her, könnte man eventuell auch die N. Fr. Pr. zur Kapitulation zwingen. Mit drei Millionen kaufe ich sie leicht aus, und das wäre freilich das beste. Mit der N. Fr. Pr. in der Hand ließen sich Wunder wirken. *Vederemo.*

* * *

Heute nachmittag im Spazieren wieder einmal stark geträumt: von einer Palästinafahrt im nächsten Frühjahr. Wenn ich in den nächsten Monaten die Zeitung und die jüdische Bank zustande bringe, so wird das Schiff, das ich für die Fahrt chartere, wohl Aufsehen im Mittelmeer erregen.

An der Spitze einer Zeitung, unterstützt von einer neuen Ottomanbank, bin ich sicher, vom Sultan mit Ehren empfangen zu werden.

Phantasien!

Aber wer die Wandelträume des Tuileriengartens und Palais Royal vom Juni 1895 bis zum Kongreß nach Basel gebracht hat, kann vielleicht noch als heimkehrender Jude das Mittelmeer befahren.

Nur bin ich müde wie ein alter Mann.

* * *

Ich ließ in der dieswöchentlichen Nummer der „Welt" von Kellner die jüdischen Trades Unions lancieren.

Eine Notiz des *Jewish Chronicle* von Mr. Delaforce (der etwas anderes meinte, nämlich die herkömmlichen englischen Trades Unions in jedem Lande zu bilden) hatte in mir die Idee aufgeweckt, in solchen Trades Unions die Arbeitercadres für die kommende Wanderung aufzustellen.

Kellner hat mich nicht ganz verstanden; aber der Gedanke wird in der eingeleiteten Diskussion sich ausgestalten lassen.

5. November.

Ich habe Steiner nach Kiew geschickt, um mit Brodsky wegen des zu kreierenden Blattes zu reden. Steiner meldet, daß B., den Prof. Mandelstamm vorbereitete, für die Sache gewonnen ist.

5. November.

Heute Krach mit Bacher.

Blochs Wochenschrift brachte einen perfiden Artikel: „Herzl und die N. Fr. Pr.“

Nachdem wir unsere Redaktionssachen erledigt hatten, lag die Wochenschrift auf Bachers Tisch. Er fragte, ob ich sie ihm hingelegt habe. Nein. Aber er möge sie lesen. Er tat es. Ich sah derweil zum Fenster hinaus. Ich wollte nicht früher weggehen. Dann sagte er: „Das ist unhaltbar. Sie müssen wählen zwischen uns und der ‚Welt‘.“

Ich sagte: „Auf den Wunsch, daß ich meinen Namen nicht in der ‚Welt‘ unterschreibe, bin ich eingegangen. Weiter kann ich nicht gehen. Wenn Sie es für inkompatibel finden, bitte ich, es mir förmlich zu sagen. Ich bin engagiert. Es wäre, wie wenn Sie mir zumuten, daß ich mein Wort nicht halten soll. Am Wort hängt der ganze Mann dran. Ich halte meins, und wenn was immer zugrunde geht.“

Darauf — lenkte er ein, gab dem Gespräch eine Wendung ins Allgemeine, und wir stritten über die Politik der N. Fr. Pr.

Er verabschiedete sich sogar mit großer Herzlichkeit von mir.

Die heutige Schlacht habe ich gewonnen. Morgen dürfte es wegen meines Artikels „Die Jagd in Böhmen“ neuerlich losgehen. Es ist eine schleichende Krise mit unzweifelhaftem Ausgang — meinem Ausgang.

24. November.

Heute nachmittag bei Gräfin Kielmannsegg mein „Ghetto“ vorgelesen. Er (der Statthalter) kam während des zweiten Aktes und erklärte, er sei sehr beschäftigt

und könne nur einen Augenblick bleiben. Dann blieb er mit wachsender Teilnahme bis zu Ende.

Und das kam so. Vor zehn Tagen entschloß ich mich, das „Ghetto“ dem Direktor Jauner fürs Carltheater zu geben. Ich erwartete eben wieder einmal, wie schon so oft in diesen zwei Jahren, daß man mich aus der N. Fr. Pr. entfernen werde. Einmal draußen, wäre ich boykottiert. Kein Mensch würde mehr etwas von mir nehmen, am wenigsten ein Theaterdirektor die Übellaune der N. Fr. Pr. wegen eines Judenstücks riskieren.

Ich rief Jauner vorgestern vor acht Tagen zu mir, las ihm das „Ghetto“ vor. Er war entzückt, lachte, weinte. Nur Zensurbedenken! Am besten wär's, wenn ich das Stück der Frau des Statthalters vorläse. Ich willigte ein, er sprach mit der Gräfin — und heute nachmittag las ich es vor. Großer Leseerfolg.

Nachher sprach ich mit dem Statthalter über die Affäre Dreyfus, die merkwürdigerweise gerade jetzt wieder im Rollen ist — wie vor drei Jahren, zur Zeit, als ich das „Ghetto“ schrieb.

29. November.

Badeni ist gestürzt. Ich war seit einigen Tagen im Parlament und beobachtete die letzten Fehler dieses liebenswürdigen Mannes, der mit zu vielen Händedrücken im Abgeordnetenhause begann und schließlich die Polizei einmarschieren ließ — zufällig war ich Zeuge der ersten wie der letzten Sitzung unter dem Ministerpräsidenten Badeni.

Vorgestern und gestern drang die Revolution aus dem Parlament auf die Gasse, und gestern nachmittag ließ der Kaiser Badeni fallen.

Ich mußte an die Worte denken, die er mir vor zwei

Jahren sagte: „Je ne ficherai pas le camp!...“ Es ist nicht unmöglich, daß manches in Österreich anders gekommen wäre, wenn ich damals seinen Antrag angenommen hätte, und ihm ein besserer Ratgeber geworden wäre als die Hofräte Freiberg und Halban, die ihn umgaben.

Gautsch, ein schneidiger und geschmeidiger Beamter, ist sein Nachfolger.

Der ist aus der Schule Taaffe und wird wohl wieder mit den Antisemiten operieren. Ich glaube, er wird sich nicht lange halten, und hinter ihm kommen die Klerikalen. Die Juden machen einen schlechten Tausch. Die N. Fr. Pr., die das Sprachenverordnungs-Haberfeldtreiben anführte, wird es wohl bald bitter bereuen, daß Badeni weg ist.

Die Politik, die ich für meine Bewegung zu machen habe, ist mir noch nicht klar. Vorläufig zuwarten.

* * *

Nordau schreibt, er mache Versuche, vom Deutschen Kaiser *in causa* Zionismus empfangen zu werden. Wenn er's erreicht, ist er die vorderste Person im von mir geschaffenen Zug. Aber mir ist's recht. Das Werk soll über mich hinauswachsen. Ich schreibe ihm mein Einverständnis, bitte ihn auch, zu Pobedonoszew und zum Zaren zu gehen. Auch schreibe ich ihm, daß ich ihn zum Gouverneur der Jüdischen Bank machen will. Eifersucht ist dumm, auch will ich ja nicht „werden“. Mein jetziger Traum: ein Stück in Versen (Kostüm der Renaissance) schreiben.

Nordau meldet auch, man sei zu ihm gekommen um ein Anlehen der türkischen Regierung. Sie will einige 40 Millionen Franks und dafür die Mittelmeer-persische Golfbahn-Konzession sowie Besiedlungsrecht für 70000

Quadratkilometer in Palästina geben. Leider sind die reichen Schufte nicht für uns zu haben, und die Bank ist noch nicht da.

29. November.

Es fällt mir ein, der Jewish Colonisation Association Nordaus Anlehen anzubieten. Ich schreibe ihm, er möge Zadok Kahn aufsuchen, ihm sagen, daß ich meinen Rücktritt von der Bewegung anbiete, wenn die J. C. A. das ausführt.

Wien, den 29. XI. 1897, nachts.

Liebster Freund!

Ein nachmittags eingetroffener Brief veranlaßt mich, Ihnen heute noch einmal zu schreiben.

Die türkische Anleihesache ist sehr wichtig, und dieser Brief bringt mich auf eine Idee, wo die Mittel zu finden wären. Die Jewish Colonisation Association (Hirsch-Fonds) soll in Paris in einigen Tagen ihre Sitzung haben. Da sind alle Herren dort.

Ich würde Sie nun bitten, Zadok Kahn mündlich meine nachfolgenden Propositionen zu machen. Er ist der geeignete Mittelsmann, auch, soviel ich weiß, eines der einflußreichsten Mitglieder der J. C. A. Die J. C. A. soll die Sache machen. Der Weg wäre dieser:

Die jüdische Kolonial-Bank (2 Millionen Pfd. Stg.) wird sofort gegründet. Verwaltungsrat: die Herren der J. C. A. Die Shares werden leicht zu placieren sein, da ich sie schon mit meinem jetzigen Apparat glaube placieren zu können. Mit der J. C. A. im Hintergrund ist die Sache überhaupt ein Kinderspiel. Diese Bank macht hierauf mit der türkischen Regierung die von Ihnen mir angegebene Anleihe. Die J. C. A. beteiligt sich in noch zu definierender Weise daran, erhält als Deckung für ihr

der Bank gewährtes Darlehen die Ländereien, die von der Regierung überlassen werden. Das ist der Entwurf im großen.

Hierfür bieten wir folgende Gegenleistung: wir stellen der J. C. A. unseren ganzen Agitationsapparat zur Verfügung, richten die Subskription auf breitester Grundlage ein, und ich verpflichte mich ehrenwörtlich, von der Leitung der zionistischen Angelegenheiten gänzlich zurückzutreten. Dies letztere mag die Herren davon überzeugen, daß ich weder ein *politician* noch ein Financier bin, und daß ich keinen Hintergedanken bei der Proposition habe.

(Unter uns, ich bin schon sehr erschöpft von all den Kämpfen und Miseren.)

* * *

Wieder eine *hésitation* im Schreiben — Brief unterbleibt vorläufig. Die J. C. A. würde die Sache noch nicht verstehen.

1. Dezember.

Heute Brief vom Großherzog von Baden erhalten: Kaiser könne mich nicht empfangen, würde sich aber freuen, meine Schrift über den Baseler Kongreß zu lesen.

* * *

Ich schreibe heute an Gaster, er möge mir in London einen Verwaltungsrat für die Bank zusammenstellen.

An Zadok Kahn, er möge, wenn J. C. A. disponiert, Nordau aufsuchen, wegen des diesem gemachten Vorschlags einer türkischen Anleihe.

11. Dezember.

Heute war der reiche Poznanski aus Lodz bei mir. Ein einfacher, aber kluger Mensch. Zuerst hatte er den Lod-

zer Prediger Dr. Jelski, der mit ihm hierher reiste, um mich zu sprechen, zu mir geschickt. Hatte er erwartet, daß ich zu ihm ins Hotel gehen würde? Ich ließ ihm sagen, daß ich ihn in meiner Wohnung erwarte.

Das Gespräch drehte sich lange um Allgemeines. Endlich kamen wir auf die Bank zu sprechen, die ihn sehr interessiert. Er will morgen vormittag wiederkommen. Er möchte die Bank mit 10 Millionen Pfd. Stg. Aktienkapital gründen.

Eine Million shares mit 1 Pfd. jährlicher Einzahlung.

* * *

Heute würde ich mich schon mit dem Eintritt Poznanskis in die Bewegung begnügen. D. h. ich habe der Sache so viel Prestige gegeben, daß kein Rothschild mehr zur Deckung erforderlich ist.

Wenn P. auch nicht zu haben sein wird, muß die Sache einfach weiter in die Tiefe gehen.

* * *

Brief an Nordau:

Liebster Freund!

Dank für Ihren Brief vom 5. ds. Die „Drohnenschlacht" ist mir noch immer nicht zugekommen. Wenn möglich, will ich darüber in der N. Fr. Pr. schreiben.

M. de Galart erwarte ich *d'un pied ferme*. Hier sind inzwischen die wichtigsten Dinge vorgekommen.

Mit der Bank sind wir an einem Wendepunkt unserer Bewegung angekommen. Ich muß lakonisch reden.

Seit zwei Tagen habe ich den Besuch des reichsten Mannes aus Russisch-Polen, J. K. Poznanski aus Lodz. Dieser ist vollständig für die Sache gewonnen. Die Jüdische Bank soll aber, wie er meint, nicht zwei, sondern fünf,

eventuell sogar zehn Millionen Pfd. Stg. Aktienkapital haben. Er will in das Syndikat eintreten, welche die Subskription zu garantieren hat. Die übrigen russischen Millionäre sind nach seinem Eintritt soviel wie sicher. Dadurch hat die Bankgründung einen Riesenschritt nach vorwärts getan. Ich erspare Ihnen die Meldung der Schritte, die ich in Osteuropa für diese Sache tue. In London hat Gaster bereits durch den Bankier Seligmann die Sache ins Rollen gebracht. Das Syndikat muß aus allen Ländern Namen aufweisen, *qui ronflent dans le monde financier*.

Nun taucht die Rothschildfrage auf. Poznanski — der aber auch bereit ist, ohne, eventuell sogar gegen die Rothschilds mitzugehen — will vorerst, daß wir die Rothschilds zur Freundschaft oder mindestens zur wohlwollenden Neutralität für die Bank zu gewinnen trachten. Es ist eine ungemein schwierige Sache, die mir aber bei geschickter Führung nicht aussichtslos scheint. Direkt oder schriftlich darf natürlich eine Fühlung mit den Rothschilds nicht gesucht werden. Die versuchte und abgelehnte Annäherung würde im Verlauf der Campagne von ihnen gegen uns geltend gemacht werden, selbstverständlich nur in der perfiden Art der Financiers, denen journalistische Bravi zur Verfügung stehen — irgendwoher hinterrücks.

Ich habe vor einigen Wochen im *Daily Chronicle* zwei Artikel veröffentlicht, in denen ich die Eventualität eines im jüdischen Mittelstande geführten finanziellen Boykotts gegen die Geldmagnaten in der Ferne zeigte. Man müßte nun die Rothschilds verstehen lassen, daß die geplante Jüdische Bank möglicherweise diesem Boykott dienen und von ihm bedient werden könnte. Wenn sie zugleich erfahren, daß die Bank unter allen Umständen zu-

stande kommen wird, so werden sie die Angelegenheit nicht mit vornehmer Kühle behandeln.

Durch die jetzt beabsichtigte Vergrößerung des Kapitals wird die Jüdische Bank jedenfalls auch ein beachtenswerter Faktor in der Finanzwelt werden. Die ganze Frage ist, ob diese Leute Phantasie genug haben, sich das, was in drei bis vier Monaten da sein wird, schon jetzt vorzustellen, resp. ob man ihrer auf den Geldsäcken eingeschlummerten Phantasie in geeigneter Weise die Sache darstellen wird. Zadok Kahn kann uns dabei von größter Hilfe sein.

Ernst muß man die Sache den Rothschilds zeigen. Was haben sie aber von der kommenden Jüdischen Bank zu hoffen oder zu befürchten? Wenn sie gegen die Bank Stimmung machen oder auch nur die Ablehnung in einer uns schädlichen Weise vornehmen, so werde ich einen Barbarenfeldzug gegen das Haus Rothschild eröffnen, und wie ich Sie kenne, werden Sie mir darin beistehen. Dazu werden wir uns verabreden, bis die Zeit da sein wird.

Vielleicht kommt sie aber gar nicht. Und das wäre mir, obwohl ich diese Leute für Schädlinge halte und gegen sie im Innersten ergrimmt bin, aus politischen Gründen lieber. Wenn nun die R's die Bank weder bekämpfen noch *a limine* ablehnen, so kann sie ihnen in doppelter Hinsicht nützlich werden: 1. als Juden, da die Bank die Lösung der Judenfrage herbeiführen soll, 2. als Geschäftsleuten, da die Bank ihnen in mancher Beziehung Vorteile bringen kann. Ich hielte es — entgegen der Ansicht Poznankis — für vernünftig, wenn die Rothschilds offiziell bei der Bank sich nicht zeigten. Man würde sonst sagen, daß die ganze *juiverie financière* da beisammen sei, und die Bank hätte von vornherein mit gewissen Anti-

pathien zu kämpfen (freilich würde sie auch zugleich den Eindruck ungeheurer Macht machen), während sie ohne die Rothschilds vielleicht den Anschein hätte, gegen die R's zu sein und daraus Sympathien zöge. Die R's könnten aber, wenn sie durch Vertraute Einfluß auf die Bank haben, unter dieser Decke manches in Sicherheit bringen. Es ist mein alter Gedanke, den ich nur darum niemandem als Ihnen sage, weil er mich in den Verdacht des *gigantisme* brächte, daß die Rothschilds, wenn sie aus Furcht vor dem allgemeinen Haß eines Tages liquidieren oder ihr Vermögen (das über die Möglichkeit von Katastrophen finanzieller Natur hinausgewachsen scheint) bergen werden wollen, eine solche Bank brauchen werden.

Inwieweit die Gehirne dieser Leute für einen solchen Gedanken überhaupt empfänglich sind, das entzieht sich natürlich meiner Beurteilung.

Ihnen aber glaube ich den Sachstand klar genug exponiert zu haben. Und daraus ergibt sich auch die Art Ihrer Mitwirkung, um die ich Sie nicht erst bitte, weil ich sie als vernünftige Folge dessen, was Sie bisher für die Sache getan haben, einfach voraussetze. Ich glaube, Sie sollten in der Ihnen geeignet scheinenden Weise, und zwar mit größter Beschleunigung, an Zadok Kahn herantreten. Alles natürlich nur mündlich. Wie Sie ihm die Angelegenheit beibringen, das werden Sie selbst beurteilen. Er ist ein guter Mensch und Jude, aber auch den R's ergeben. Er ist fein und wird Sie *à demi mot* verstehen. Mit Alphonse R., mit allen steht er gut. Erwärmen Sie ihn, zeigen Sie ihm, was alles gemacht werden kann, wenn er mithilft. Es wird von diesen elenden *marchands d'argent* kein materielles Opfer verlangt. Wie die Sache heute steht, nach der Eroberung der öffent-

lichen Meinung für unseren „verrückten Gedanken", die wir mit unseren nackten Federn und Worten zuwege brachten, ist nur noch das *simulacre* dieses Garantiesyndikats erforderlich, um einen enormen Subskriptionserfolg herbeizuführen und damit den Zionismus zu einer wirklichen Macht werden zu lassen. Er soll alles aufbieten, um dazu zu helfen.

Die jüdische Kolonialbank hat tatsächlich die Jüdische Nationalbank zu werden. Das Koloniale ist nur Aufputz, Mumpitz, Firma. Es soll das nationale Finanzinstrument geschaffen werden. Nötigt man uns aber, wie die Soldaten der ersten Republik, ohne Stiefel auszumarschieren, so werden wir unsere Not rächen.

Ich sage Ihnen nicht mehr. Sie verstehen mich vollkommen und werden Ihre Kraft daran setzen.

Noch ein Wort über den nächsten Gang. Im April werden wir ein Schiff chartern (wahrscheinlich das ganze Arrangement durch Cook besorgen lassen) und auf vier Wochen nach Palästina fahren. Das ist noch nicht für die Öffentlichkeit. Ich lasse jetzt Voranschläge, Berechnungen des Preises pro Teilnehmer usw. machen. Es dürfte per Kopf 1000 Francs kosten. Nach der Rückkehr von diesem Ausflug, zu dem wir auch eine Anzahl besonderer Leute einladen wollen, wird der Subskriptionsprospekt der Bank lanciert. Zadok können Sie auch dies sagen, sonst vorläufig niemandem, weil ich vorher noch verschiedenes in Konstantinopel in Ordnung bringen muß.

Schließlich: Sie schreiben, daß Sie Beziehungen zu Pobedonoszew haben. Könnten Sie durch ihn oder durch andere Freunde in Rußland es rasch erreichen, daß die russische Regierung die Bildung von Zionsvereinen und die Veranstaltung von Sammlungen für zionistische

Zwecke gestatte? Es wird mir dies als eine Lebensfrage für unsere Bewegung in Rußland bezeichnet. Der mächtige Mann soll jetzt der Minister Goremikin sein. In Russisch-Polen ist Fürst Imeretinski Gouverneur und sollte für uns gewonnen werden.

Ich kann diesen sehr wichtigen Brief von niemandem abschreiben lassen, habe selbst auch nicht die Zeit dazu. Ich bitte Sie daher, ihn mir zurückzuschicken, nachdem Sie alles Nötige sich daraus bemerkt haben, denn ich brauche ihn als Dokument für später. Daß ich Ihnen Mühe mache wie mir selbst, weiß Gott! dafür entschuldige ich mich nicht. Uns ist es ernst ums Herz.

Mit herzlichen Grüßen Ihr treuergebener

Th. Herzl.

18. Dezember.

Nach Verabredung mit unserem Säckelwart Kremenezky habe ich Newlinski für die *Correspondance de l'Est* eine monatliche Subvention von 200 Fl. zugesagt. Newlinski dankte ganz gerührt. Er werde sich durch diesen Sukkurs manche lästige Korrespondenzarbeit ersparen können. Ich wußte gar nicht, daß ihm das als so viel vorkommen werde.

Er erzählte mir, wie schlecht es mit den türkischen Finanzen stehe. Die Botschafter können ihre Fleischerrechnungen nicht bezahlen. Der Berliner Botschafter Galib mußte seinen Posten verlassen, weil er kein Geld mehr hatte. Der Wiener M... N... habe zu ihm (N.) gesagt, er könne es noch zwei Monate aushalten; dann werde er Galibs Beispiel folgen müssen.

Heute hat Newlinski in seiner Korrespondenz einen ersten Artikel vom Stapel gelassen, obwohl sein *traitement* erst am 1. Jänner beginnt.

Für diese Subvention war mir maßgebend, was mir Fürth vor ein paar Wochen vom Fürsten von Bulgarien sagte: daß der den Zionismus ernst zu nehmen begann, nach den früheren Artikeln in der *Corr. de l'Est*. Das ist bezeichnend für diese Kreise.

Berlin, 4. Februar.

Für die Jagd, in der ich jetzt lebe, ist es bezeichnend, daß ich die wichtigsten Dinge hier nicht mehr eintragen kann.

Am 6. Januar reiste ich nach der Wiener Première des „Neuen Ghetto" hierher und wollte die sonderbaren Aufregungen, die um diese Première herum spielten, aufschreiben. Ich bin nicht dazu gekommen. Entweder ich habe zu tun, oder ich bin erschöpft. Ich lebe jetzt immer in Eisenbahnstimmungen. Der Zug rast, oder der Bahnhof ist leer.

Erst als ich gestern hier im Palasthotel den türkischen Botschafter Ahmed Tewfik wieder traf, mit dem zu sprechen ich anfangs Januar hierhergekommen war, fühlte ich die Notwendigkeit, diese wichtigen Vorkommnisse zu fixieren, als eine besonders lastende Pflicht.

Ich hatte vor vier Wochen zwei lange Unterredungen mit ihm. Er ist ein sympathischer, mäßig intelligenter Mensch, der Sache nicht abgeneigt; aber in einer Form, die für uns keinen Wert hat. Er möchte die Juden nach der Türkei ziehen — aber ohne eigenes Territorium und ohne Autonomie.

Wir wollen der Türkei Ressourcen zuführen — dafür werde man uns „freundschaftlich aufnehmen".

Ich sagte ihm, das sei keine Lösung, das habe keinen dauernden Wert. Es wäre die Ansiedlung neuer Armenier in der Türkei.

Er erklärte sich übrigens bereit, ein Exposé, das ich verfassen möge, dem Sultan zuzumitteln. Ich fuhr nach Wien zurück und sagte Newlinski, daß mir Ahmed Tewfik nicht reif für die Idee zu sein scheine. Wir müßten noch warten, bis es der Türkei noch schlechter gehe.

Vielleicht — und das wäre nicht dumm — denkt sich wieder Tewfik: wir Türken müssen warten, bis es den Juden noch schlechter geht.

Mir ist natürlich diese Retardierung nicht unangenehm, weil ich ja auch mit den Finanzen nicht fertig bin. Die Bank stößt auf große Schwierigkeiten. Die Bankiers sind vorsichtig, kühl.

Ich hatte im Jänner hier eine Besprechung mit reichen Berliner Juden, die Professor Stein aus Bern einberufen hatte. Da spielt die unangenehme Geschichte mit Glaser hinein, die in der „Welt" verzeichnet ist.

Die reichen Berliner Juden ließen sich die Sache erklären. Der Protestrabbiner Maybaum war zudringlich ungerufen auch zu den Besprechungen erschienen. Ich „interessierte die Herren", aber schließlich, nach der vollständigen Entblößung, gefiel ihnen die Nase der Braut nicht.

Der moralische Eindruck meiner Erklärungen wäre aber vortrefflich gewesen, sagte der intelligente junge Bankier Dr. Arons einem der hiesigen Zionisten.

Arons möchte ich für die Bank gewinnen.

Dann ging's zurück nach Wien. In der N. Fr. Pr., wo man über mein „Ghetto" vor der Aufführung gewütet und mir wieder nervöse Herzschmerzen bereitet hatte, war durch den großen Theatererfolg die Stimmung zu meinen Gunsten umgeschlagen.

Bei meinem Hiersein im Jänner hatte ich auch dem Chef des Kaiserl. Zivilkabinetts, Lucanus, einen Besuch

gemacht. Ich frug ihn, ob ich vom Kaiser eine Audienz verlangen oder mich nur einschreiben solle. Er lächelte ein bißchen überlegen, aber doch verbindlich: „Geben Sie Ihre Karte ab."

Das tat ich.

Der Kaiser kennt die Sache, das bestätigte mir Lucanus, der auch sagte, daß es etwas Schönes und Großes sei. Aber „die Israeliten würden nicht wollen".

A qui le dites vous!

* * *

Gestern traf ich Ahmed Tewfik wieder hier im Hotel, als ich vom Speisen kam. Er bat mich, ihm doch Gesellschaft zu leisten.

Er sagte das, was er vor vier Wochen gesagt hatte. Wir sollten doch einen Landstrich in Kleinasien verlangen, das wäre eher möglich.

Ich lehnte das ab.

Berlin, 5. Februar [1898].

Gestern wieder mit Ahmed Tewfik zusammen gegessen. Er wollte schon weggehen, als ich in den Speisesaal kam, ging dann mit mir zurück und leistete mir Gesellschaft. Wir plauderten über eine Stunde. Diesmal, glaube ich, gewann ich ihn.

Ich baute vor seinen Augen ein Konstantinopel und eine Türkei der Zukunft auf.

„Quand vous serez grand-vizir, Excellence," sagte ich, „vous me ferez venir à Constantinople et je vous reconstruirai la ville, c'est à dire, je vous ferai les plans."

Er war sichtlich enthusiasmiert.

Newlinski hatte damals recht. Man müßte mit diesen Türken leben, ihnen Dienste leisten, für die sie sehr dankbar sind, *et les amener petit à petit à nous aimer.*

Tewfik wollte sogar heute zu meiner Ghetto-Première kommen. Ich ließ ihm eine Loge reservieren und Wasserstein im Stück statt „der Sultan hat sich den Fuß verstaucht" — „der Khedive" sagen.

Leider sagte der Botschafter heute wegen eines diplomatischen Empfanges ab. Ich wollte ihn nur im Theater haben, damit die Zeitungen davon sprechen. *Cela aurait bien fait dans le paysage.*

Wien, 17. Februar.

Die Berliner Kritik hat mein Neues Ghetto demoliert.

* * *

Ich schreibe an Nordau, er möge sich zur Übernahme der Präsidentschaft auf dem nächsten Kongreß (den ich auf Wolffsohns Rat nicht in London, sondern in Basel abhalten lasse) bereit machen.

Das Kongreßbureau und die Zentralstelle werde nach dem Kongreß nach Paris verlegt werden.

Damit verbinde ich die Warnung, Nordau möge sich nicht in so unbedachten Äußerungen gehen lassen, wie es die seines letzten in englischen Blättern enthaltenen Interviews war: die römische Kurie reize anläßlich des Dreyfus-Zola-Falles in Frankreich zum Massenmord auf. Solche Äußerungen können unserer Bewegung sehr schaden.

Wien, 22. Februar.

Brief an Nordau:

22. II. 1898.

Liebster Freund!

Mit Vergnügen ersehe ich aus Ihrem Dementi im *Jewish World,* daß Sie jene Äußerungen nicht getan haben. Ich bedauere nur, daß Sie nicht auch der „Welt"

eine solche Erklärung zusandten. Die „Welt" ist ja dazu da. Ich sehe freilich ein, daß Sie zunächst auf die englischen Leser wirken wollten. Sie wissen eben nicht, daß die Katholiken, auf die es in diesem Fall ankommt, die höheren Kirchenleute, auf die „Welt" achten und den *Jewish World* schwerlich kennen.

Obwohl Sie schreiben, daß Zadok und E. R. nichts mehr von sich hören ließen, möchte ich Sie doch bitten, den Sturmlauf zu wiederholen. Gaster berichtet aus London, daß Sir Edward Sassoon ihm erklärt habe, der Antrag, die Bankidee in Erwägung zu ziehen, müsse den Londoner Rothschilds von den Parisern gemacht werden. Dann wolle auch Sassoon sich daran beteiligen. Sie sehen die eigentlich einfache Schwierigkeit, die vorliegt: die konditionellen Bereitschaften zusammenzuführen. Ich glaube, daß dazu ein energisches und sozusagen suggestives Vorgehen geistig überlegener Menschen genügt, wenn diese auch sonst Autorität in der Welt haben.

Darum würde ich Sie dringend bitten, Zadok wieder aufzusuchen, die Sache nochmals aufzurollen und jedenfalls das endgültige Ja oder Nein des Rothschild (Edm.) zu verlangen. Wir müssen unsere Dispositionen treffen. Die Bank ist der Punkt, wo wir ins Wirkliche hinauskommen. Sie wird gemacht: mit den *gros bonnets* oder gegen sie.

Vielleicht verstehen sie heute schon, was sie selbst in Frankreich und morgen in England erwartet. Es handelt sich um die Schaffung eines Sicherheitsventils — wobei sie noch Geld gewinnen werden, *par un triste retour des choses.*

Lassen sie die Zionsbewegung im Schlamm stecken, so wird sich auch diese mit Vehemenz gegen sie kehren.

Das alles werden Sie schon in der richtigen Weise aus-

einandersetzen. Nur empfehle ich, die augenblickliche Stimmung in Paris zu benützen. Morgen wird wieder Ruhe einkehren, und sie werden fortfahren, in ihren Palästen an Rückendarre zu sterben.

* * *

Nicht abgeschickt, weil Nordau schreibt, er werde von der Geheimpolizei überwacht.

23. Februar, nachts.

Brief an Nordau:

Liebster Freund!

Es wäre mir ganz recht gewesen, wenn Sie sich für Ihr Dementi des im *New York Journal* enthaltenen Interviews, worin Ihnen die Äußerung zugeschrieben wird, die katholische Kirche reize in Frankreich zum Massenmord auf, auch der „Welt" bedient hätten, mindestens gleichzeitig mit dem *Jewish World.* Die „Welt" ist ja dazu da und registriert ohnehin mit einer Gewissenhaftigkeit, die Ihnen nicht entgangen sein dürfte, alles, was Sie betrifft.

In der „Welt", die man übrigens in römischen Kreisen kennt, wäre das Dementi auch von vornherein wirksamer gewesen.

(Nebenbei bemerkt, kostet mich das Blatt schon einen ganzen Haufen Geld. Ich mußte es nach $1^1/_2$ jährigem Zögern selbst machen, weil es kein anderer machen wollte, und unsere Bewegung rein aufs Maul geschlagen war.)

Daß Zadok und Edmund R. mit Ihnen nur Kurzweil getrieben hätten, glaube ich nicht. Meine Beurteilung geht dahin, daß das Gehirn des letzteren ungemein langsam funktioniere; aber der Arglist und des Hohnes halte ich ihn nicht für fähig. Eine zweite, in welchem Sinn immer abschließende, Unterredung wäre daher in hohem

Grade nützlich, und nach dem Eindruck, den Ihre damaligen Ausführungen gemacht haben müssen, und den Sie auch in Ihrem Brief an mich unmittelbar darauf mit tagebuchartiger Frische konstatierten, bin ich überzeugt, daß die Herren dazu bereit sein werden. Ich möchte Ihnen daher im Interesse der Sache raten, sich noch einmal dieser *corvée* zu unterziehen, um so mehr als man in London nur auf eine Anregung von Paris wartet. Ich darf Sie zu dieser *corvée* anregen, da ich selbst, weiß Gott, tagaus tagein schwer robote und alles anfasse, selbst Dinge und Leute, vor denen ich den größten Ekel empfinde.

Und um nun auf Ihre Bedenken gegen die Verlegung der Zentrale nach Paris zu kommen, ich halte dies für unerläßlich. Das Präsidium des Kongresses von der Exekutive des darauffolgenden Jahres zu trennen, ist bei dem heutigen Stande der Bewegung nicht möglich. Wenn ich es Ihnen sage, können und werden Sie es glauben. Übrigens werden Sie sich davon in der ersten Woche Ihrer Amtsführung überzeugen. Die in Basel zusammengestoppelte Organisation hat Gebrechen, an denen ich mich seither wund reibe. Eine Exekutive als Mittelpunkt einer internationalen Organisation würde in Österreich einfach nicht geduldet werden. Wenn ich Ihnen erzählen werde — ich brauche dazu viel Zeit —, was ich mit den vereinsgesetzlichen Schwierigkeiten allein zu kämpfen hatte, werden Sie lachen und schaudern. Und das ist noch gar nichts. Es wäre der Tod unserer Bewegung, wenn unsere Vereine wie die anderer Nationalitäten gelegentlich aufgelöst würden. Alle Feiglinge würden sich zu einem Heer gegen uns verbünden — hinter dem Nachtwächter. Irrsinn! war der erste Einwand, Hochverrat! der zweite, den man uns machte.

Es ist heute schlechterdings unmöglich, die Exekutive

vom Jahrespräsidium zu trennen, weil dann die Legitimation zur Führung der Geschäfte nach innen und außen fehlt. Ist das zu juristisch ausgedrückt? Sie werden es doch verstehen.

Nun finde ich Paris durchaus nicht so ungeeignet wie Sie. Ich kenne es ja auch, besser als Sie Wien. Was mir in Wien möglich war, werden Sie auch in Paris können. Ich wollte, ich hätte hier die Leichtigkeiten, die Sie dort haben werden. Sie sind — trotz Dreyfusprozessen — in einem freien Lande. Die Nähe Galiziens hat dabei gar nichts zu bedeuten. Sie haben keine Anlehnung an ein Blatt? Die „Welt" steht selbstverständlich nach wie vor ganz und gar zur Verfügung. Sie brauchen Ihre Communiqués nur einzuschicken. Sie haben keine jüdische Organisation? Ja, die wird um Sie herum entstehen, wie hier um mich. Sie werden sich sie schaffen.

Ich glaube also, mein lieber und verehrter Freund, daß Ihre Bedenken unbegründet sind. Wohl begreife ich allerdings, daß sie in Ihnen aufgestiegen sind, denn es ist eine schwere und ernste Aufgabe, und wir haben ja die Geschäfte einer ungeheuren Misere zu führen — der wir durch unsere Führung verantwortlich werden, die von uns alljährlich auf dem Kongreß Rechenschaft fordern kann und auch zweifellos sie fordern wird.

Örtliche Schwierigkeiten scheinen mir also nicht vorzuliegen. Die Frage ist nur, ob nicht eine persönliche Behinderung bei Ihnen vorhanden ist. Darüber, mein teurer Freund, müssen wir uns als Männer und Bnei Zion, die einander, glaube ich, so nahe stehen als es nur möglich ist, offen aussprechen. Haben Sie vielleicht das Bedenken, daß Sie solche Opfer an Zeit, wie ich sie nun schon seit 2½ Jahren Tag um Tag bringe, nicht bringen könnten?

Die Sache ist zu ernst, es hängen zu viele Hoffnungen armer Menschen an jedem Schritte, der gemacht — oder unterlassen wird, als daß wir uns darüber nicht verständigen sollten. Ich glaube nun keineswegs, daß Sie die Arbeit der Zentrale gänzlich okkupieren wird; Sie sehen, daß auch ich die Feuilletonredaktion der N. Fr. Pr. führen und die „Welt" nebenher redigieren kann. Eine große Arbeit ist es, und sie will getan werden, aber Sie sind ja zum Glück auch eine kolossale Arbeitskraft, und es handelt sich nur um ein Jahr, d. h. bis zum Kongreß von 1899, den Sie vorbereiten wollen, wie ich die von 1897 und 1898 vorbereitete.

Ich weiß nicht, ob ich die Sache genügend klar auseinandersetze, denn es spielt ja manches Gemütsmoment hinein. Den Wunsch, ein Jährchen auszuruhen, werden Sie begreiflich finden, ebenso die Sorge um mein bisheriges Werk, das freilich nicht so groß ist, wie die daran gewandte Anstrengung. Ich möchte die Fortsetzung des Baues sichern, weil ein bißchen von meinem Blut zwischen den ersten Steinen klebt.

24. Februar.

Ich will nämlich im Sinne meines Nordau in Basel gegebenen Versprechens ihm das diesjährige Präsidium geben, selbst gegen den Willen meiner Freunde; aber nur, wenn er sich auch zur laufenden Jahresarbeit verpflichtet.

Der Kongreß ist ja nur ein goldenes Tor, vor und hinter dem lauter schwere Arbeit und Kämpfe sind. Es ist gerecht, daß er zur goldnen Ehre auch die Arbeit auf sich nehme.

Doch weiß ich noch nicht, ob er sich dazu eignen wird.

Man wird erst würdigen, was ich geleistet habe, wenn ein anderer Führer kommen wird.

Standhaft war ich in den schlimmsten Tagen, ruhig in den besten.

Es gehört auch was dazu: schweigen, wenn man den Enthusiasmus durch ein Wort erregen könnte. Den Mut der Leute wachhalten, auch wenn man innerlich verzagt ist. Zu allem bösen Spiel gute Miene machen, mit Lumpen verkehren, von Bettlern heimgesucht sein und von Protzen sich ablehnen lassen. Diese Bettler wären wie die Protzen, wenn sie Geld hätten, und umgekehrt. Dazu Neid, Verrat, tückische Angriffe und kein Lohn — denn ich werde es doch wohl aus Eitelkeit getan haben.

Wird Nordau das aushalten? Wird er nicht im Zorn mein Werk zerstören?

12. März.

Es beginnen die Rivalitäten. Noch habe ich die Vorbereitungen nicht beendigt, und sie möchten mich schon absetzen. Die englischen Zionisten haben sich zwar auf der Konferenz vom 6. März den Baselern angeschlossen, aber wo das „*Central-Committee*“ sein solle, das möge der nächste Kongreß beschließen. Warum wird dieses Selbsverständliche gesagt? Weil damit erklärt ist, das *Vienna Committee* habe nur bis zum zweiten Kongreß zu dauern, dann komme das *London Committee* an die Reihe.

Ich bin ja ganz einverstanden.

* * *

In den Aktionskomiteesitzungen werden nur laufende Kleinigkeiten erledigt.

Schnirer ist zu beschäftigt, um für das Komitee arbeiten zu können. Kokesch erledigt formell die Einläufe. Mintz schmollt häufig. Kremenezky ist durch seine Stellung in allem behindert. Dennoch wär's die größte Ungerechtigkeit, diese meine Mitarbeiter herabzusetzen. Sie

tun redlich, was sie können. Wir haben nur zu einer großen Aktion nicht genug Geld.

Die Schekelbeiträge fließen dünn, die Ansprüche sind groß.

. . . .

* * *

Mein Hauptverdienst um die Bewegung ist, daß ich ihr Prestige gebe. Die Mittel sind ja „im Prinzip“ vorhanden — aber tatsächlich jetzt nicht. Die künftige Liquidität dieser Mittel macht durch mich schon jetzt einen gewissen Eindruck. Die Schekelgelder werden ja immer massenhafter fließen; dann die Bewegung zu führen, wird keine Kunst sein. Aber heute mit den lumpigen paar Groschen Subventionen zu vergeben, die Höflinge der Macht anzuziehen, und was alles, das ist die Kunst.

Mein Wunsch für Basel: die Geldgebarung ganz nach England zu verlegen. Als ich Col. Goldsmid schon vor Monaten bat, als Trustee zu figurieren, wollte er nicht. Jetzt wird er wollen.

* * *

Ich bin müde, das Herz nicht in Ordnung.

17. März.

Die letzten Wochen träume ich stark von einem Roman. Milieu die Zeitungswelt in Wien. Drei Bände, wie Akte. Held ein jüdischer Zeitungsschreiber (etwa Dr. Friedjung) von rabbinischer Herkunft, der germanisch wird. An der Universität Burschenschafter, deutsche Lieder, Bänder, schwarzrotgoldene Anpassung.

Erster Band: Die Zeitung *à venir*.

Er ist angeekelt von der Preßkorruption, will ein reines, natürlich deutsches Blatt machen. Aber wo das Geld

hernehmen? Sein bißchen Vermögen reicht nicht. Am Ende stellt ihm ein abgeschlissener, angehender Zeitungs-impresario (Typus Eyssler, Lustige Blätter) eine Kalkulation auf, bringt auch ein paar Teilhaber. Das Blatt wird gegründet. Actus.

Zweiter Band: Das Deutsche Blatt.

Glänzender Anfang. Reklame. Literaturbande, die sich anschließt, Politiker, die sich lancieren wollen. Mitten drin der reine Tor, der alles nicht sieht. Aber alle Türen öffnen sich vor ihm, weil er gegen Korruption ist. Er sieht eine Zeitlang nur die Rücken der gebeugten Menschen. Machtwahnsinn. Er kämpft gegen den Kostkönig, der alle übrigen Zeitungen durch Aktien oder Beteiligungen beherrscht. Schilderung der Preßmacht. Peripetie.

Dritter Band: Zusammenbruch.

Die Deutschen in Böhmen usw. wollen sich von keinem Juden dirigieren lassen. Die Zeitung schwindet. Er setzt wie ein toll gewordener Spieler alles zu, erst sein Geld, dann die Reinheitsprinzipien. Der Impresario leitet ihn geschickt. Endlich skandalöser Zusammenbruch. Entehrt verläßt er Wien; der Impresario übernimmt Zeitung, die aufblüht. Aber er hat Zion entdeckt. Im I. Band lachte er über die wahnsinnigen Kadimaner, im Zusammenbruch (sie wuchsen mittlerweile) erkennt er sie als Trost.

Wenn er aufs Schiff steigt mit dem verschmähten, vergessenen Mädchen als seiner Braut, fällt der Vorhang.

Typen: der Frozzler Marschalek J. Bauer usw.

Der seufzende, alte Journalist, der Talente entdeckt, Berühmtheiten gemacht, Karrieren gefördert hat und schließlich lauter Undankbaren genützt hat, die ihn verachten. Er ist wie die anständige Magd der Kokotte.

Im ersten Band hört der Held von einer kleinen verrückten Rotte von Neuhebräern (Smolenski, Bierer), die ihm wie wunderliche Asiaten vorkommen. Ab und zu taucht eine Note der im Dunkel wachsenden Schar auf, bis in den Schluß des Romans ihr heller Siegesgesang als großer Akkord aufschlägt.

Der Prager Schnorrbocher, von dem mir Bacher gestern erzählte, pflegte im Prager Studentencafé sich hinzusetzen: „Am besten wäre es, nicht geboren zu sein ... Wenn man schon geboren ist, sollte man als der Sohn eines reichen Mannes geboren sein ... Wenn man aber schon nicht als Sohn eines reichen Mannes geboren ist, sollte man doch die zwanzig Kreuzer täglich fürs Kaffeehaus haben.“ Eine Figur!

Die jüdische Bohème. Auch das gute, genügsame, wunderbare Kleinbürgertum mit seinen herrlich braven Frauen.

18. März.

Jetziges Verhältnis zu den Herausgebern der N. Fr. Pr. Gemütlich mit Bacher. Benedikt pflegt zu scherzen: „Mit dem Herzl muß man vorsichtig sein. Vielleicht hat er doch recht. Wenn er hereinkommt, glaube ich immer, Jesus Christus tritt ein.“

Wolffsohn hat in London den Bankier Seligmann, wie es scheint, für die Bank gewonnen.

Wenn ich die Bank fertig bringe, ist ein enormer Schritt getan.

* * *

Heute habe ich den Einfall gehabt, nach dem Kongreß die Kultusgemeinden überall von den Zionisten erobern zu lassen. Wir müssen den Anhängern Ehrenämter, den Käuflichen Pfründen geben können. Die Idee braucht leider Menschen mit Menschlichkeiten.

18. März.

Brief an Zadok Kahn:

Confidentielle.

Ew. Ehrwürden!

Mein lieber Freund Dr. Nordau berichtete mir über seine Unterredungen mit Ihnen.

In seinem letzten Briefe teilt er mir mit, daß Sie bereit seien, mit Alphonse Rothschild über die Banksache zu sprechen.

Reüssieren Sie! es hängt davon sehr viel ab.

Nordau sagte Ihnen, daß wir von den Rothschilds keinerlei Geldsukkurs oder öffentlichen Anschluß haben wollen, sondern nur eine wohlwollende Neutralität und die Entsendung eines ihrer Vertrauensmänner, welcher der Finanzwelt als solcher bekannt ist, in das Gründungskomitee, später in den Verwaltungsrat der Bank.

Man sollte meinen, daß R. verstehen muß, um was es sich da handelt. Heute hilft er damit dem nationalen Rettungswerk, morgen kann es ein unschätzbarer Vorteil für sein eigenes Haus sein. Ich glaube, das Haus Rothschild wird in absehbarer Zeit liquidieren müssen. Es ist zu verhaßt. Diese anonyme, ungreifbare Bank wird möglicherweise nützlich werden, auch für sie. Ich will den Gedanken hier nicht ausführen, da man mich ja gewöhnlich der zu lebhaften Phantasie beschuldigt.

Immerhin werden Sie heute schon zugeben, daß ich vor zwei Jahren, als ich zuerst das Vergnügen hatte, Ihnen meine Ideen mitzuteilen, die allgemeine Judenlage richtiger übersah, als die meisten französischen Juden. Ach Gott, ich stehe ja schon beinahe da wie ein alter Prophet — den man nicht hören wollte. Ich sagte damals, den „israelitischen Franzosen“ werde der Wetterumschlag auch nicht erspart bleiben.

Er ist schon gekommen. Und glauben Sie mir, er ist nicht zu Ende. Insbesondere den großen Geldjuden steht noch manches Arge bevor. Ich habe vier Jahre in Frankreich, im Palais Bourbon, verbracht und sehe heute die wohlbekannten Dinge noch kühler aus der Ferne an. Ein Augenblick der Regierungsschwäche, *et vous m'en direz des nouvelles — de la rue Laffitte.*

Ich halte es aber auch ohne Straßengewalt und Regierungsschwäche für möglich, daß in Frankreich Spezialgesetze gegen einzelne Kategorien von Juden gemacht werden. Die *droits de l'homme* sind eine *vieille guitare,* und vergessen Sie nicht, daß in eben diesem Frankreich Spezialgesetze gegen Franzosen, nicht gegen „Kosmopoliten", gemacht wurden, und zwar waren es die mit Frankreich am meisten verwachsenen Franzosen, deren Vorfahren das Land regiert hatten.

Somit glaube ich, daß ein vorsichtiger Anschluß an unsere Bewegung, resp. als nächster praktischer Schritt die Unterstützung des notwendigen Bankinstruments auch im Interesse der französischen Juden liegt.

Die Bank wird jedenfalls in den nächsten Monaten gegründet werden, finanzdemokratisch oder finanzaristokratisch — ich habe bedingte und unbedingte Zusagen aus England, Deutschland, Rußland. Die wenn auch verdeckte Teilnahme des größten Hauses würde die Sache von vornherein solid machen, und Sie begreifen, welchen Wert ich darauf legen muß, daß die Einlagen der Kleinsten keinerlei Gefahr laufen. Die Leiter der Volksbewegung dürfen mit Geldmanipulationen natürlich nichts zu tun haben; also muß die Bank Finanzleuten ausgeliefert werden, und das ist eine rechte Sorge.

Ich weiß nicht, was Sie dem Rothschild sagen wollen, um ihm die *planche de salut* des jüdischen Volkes zu er-

klären. Tun Sie Ihr Bestes; Ihre berühmte Beredsamkeit hat nie einen würdigeren Gegenstand gehabt, obwohl es sich nur um eine Bank handelt. Ich bin auch gern bereit, auf einen Tag nach Paris zu kommen, wenn der Mann Aufschlüsse von mir haben will. Er ist ein alter Mann, wahrscheinlich unfähig, sich zu energischen neuen Gedanken aufzuschwingen; aber vielleicht ist es nicht unmöglich, ihm zu erklären, daß sein Geldhändlerleben einen großartigen Abschluß bekommt, wenn er da mithilft — ohne irgend welches Opfer.

Viel Hoffnung habe ich darauf freilich nicht, denn diese Herzen sind eng. Ich schreibe Ihnen nur, weil ich nichts versäumen will und darf. Wäre es mir um einen persönlichen Erfolg zu tun, ich wüßte wohl, wie man ihn holen kann. Wenn ich heute gegen die Rothschilds losginge, als Jude, als einer, der heute schon auf viele Hunderttausende von Menschen Einfluß hat, es würde das größte Aufsehen in der ganzen Welt machen. Ich hätte die öffentliche Meinung, soweit sie nicht käuflich ist, überall für mich.

Und ich tue es nicht. Ein *professional politician* ginge wohl anders vor.

Bis zum zweiten Baseler Kongreß muß die Sache freilich entschieden sein.

Dieser Kongreß wird noch weit mehr Aufmerksamkeit erregen, als der erste. Was da gesprochen wird, dürfte durch die ganze Welt hallen. Vielleicht ist es die großartigere Bestimmung des neuen Judentums, daß es die Welt durch einen Kampf gegen die Geldleute überrasche? Vielleicht wird das die Rehabilitierung unseres verachteten Namens sein?

Wir sind doch ein kurioses Volk, wenn das alles unter uns vorgehen kann..

Glauben Sie unter allen Umständen an meine fortdauernde und aufrichtige Verehrung.

Ihr ergebener

Th. Herzl.

26. März.

. . . .

Kellner, mein liebster, bester Freund, dessen Besuche die Lichtpunkte in all den Verdrießlichkeiten sind, erzählte neulich eine Jugendschulerinnerung aus dem Cheder. Er träumte in einer Stunde, als in der Bibel die Stelle kam, wo Moses singt. II. Mos., Kap. 15.

Ich las die Stelle gleich nach, und sie ergriff mich. Plötzlich schoß mir die Idee auf, ein biblisches Drama „Moses" zu schreiben.

Die Zustände in Ägypten, der Kampf nach innen und außen, der Auszug, die Wüste, Mosis Tod. Ich denke mir ihn als einen großen, lebensstarken, überlegenen, humorvollen Menschen. Das Drama, wie er innerlich mürbe wird, und doch an seinem Willen sich aufrecht erhält. Er ist der Führer, weil er es nicht sein will. Es ordnet sich ihm alles unter, weil er keinen persönlichen Wunsch hat. Ihm ist es nicht um das Ziel, sondern um die Wanderung zu tun. Erziehung durch die Wanderung.

I. Akt. Heimkehr Mosis nach Ägypten. Zustände, Erbärmlichkeit der Israeliten; Moses rührt sie erbittert auf.

II. Akt. Korah.

III. Akt. Das goldene Kalb.

IV. Akt. Mirjam.

V. Akt. Mosis Tod.

Schaugepränge in der Wüste: die Bundeslade, dann Josefs Gebeine an der Spitze des Zuges.

Der alternde Moses erkennt immer wieder Korah, das

Kalb, immer dieselben Sklavenzüge. Er wird von alledem müde und muß sie doch mit immer neuer Frische weiterlocken.

Es ist die Tragödie des Führers von Menschen, der kein Verführer ist.

26. März.

Ich kämpfe noch immer mit einem hölzernen Schwert, wie Tabarin oder wie Kinder.

Ich brauchte ein stählernes: d. h. eine große Zeitung, mit der man Politik machen, Dienste und Gefälligkeiten leisten, Verbindungen anknüpfen kann. Wenn ich nur die N. Fr. Pr. in der Hand hätte, würde ich Wunder wirken können.

So plage ich mich hilflos ab und komme nicht vorwärts. Es ist etwas Schreckliches, bei so klaren Plänen, deutlich vorgezeichnetem Weg zur Ohnmacht verurteilt zu sein. Ich reibe mich daran auf. Eine lumpige Million brauchte ich, um ein großes Blatt zu führen, und für diese größte Sache des Judentums ist sie nicht aufzukriegen. Das geht nun schon seit zwei Jahren so. Als Badeni noch da war, hätten sich die größten Wirkungen damit erzielen lassen. Seine Regierung, ja die Zustände Österreichs, sähen heute anders aus. Er wollte mich ja in seiner nächsten Nähe haben, und ich hätte ihm nie den törichten Rat seiner Ministerialen gegeben, die Polizei ins Parlament marschieren zu lassen. Er ist fort, nach Gautschs kurzer Regierung ist nun Thun da, mit dem wohl nichts zu machen ist.

Fructus percipiendi! Versäumte Gelegenheiten des Zionismus.

* * *

Wolffsohn war in London, um in der Banksache zu arbeiten. Er ist jetzt hier und berichtet.

Der Bankier Seligmann wollte zuerst lachen, wurde erst ernst, als Wolffsohn die Idee entwickelte, daß Edmund Rothschild seine Kolonien der Bank übergeben und dafür Aktien nehmen solle. Dann möge sich auch die J. C. A. hinter die Bank stellen.

Ich glaube, dieser ausgezeichnete Vorschlag Wolffsohns wird die Sache vorwärts bringen. Marmorek (der Architekt) geht nächste Woche nach Paris. Ich gebe ihm den Auftrag, Edm. Rothschild diesen Vorschlag zu überbringen.

Gelingt die Bankgründung, dann sind wir über das Schwerste hinaus. Ich muß dem nächsten Kongreß etwas mitbringen. Die Bank wäre dazu großartig geeignet.

29. März.

An Alex Marmorek nach Paris geschrieben, er möge durch Dr. Henri v. Rothschild, oder direkt, Edmund R. den Wolffsohnschen Vorschlag mitzuteilen. Ich warne ihn zugleich vor Sch..., der, wenn er von der Sache Wind bekommt, irgendeinen Contrecoup ersinnt, um seinen Rebach zu retten. Ich betone in dem Brief nachdrücklichst, daß die politischen Leiter der Bewegung mit der Bank selbst absolut nichts zu schaffen haben wollen und werden.

11. April.

Allerlei Froschmäuseler.

. . . .

Die „Tarnower“ agitieren gegen das Zentralkomitee und gegen den politischen Zionismus, dem sie es verdanken, daß Edm. Rothschild sich mit ihrem Ahawath Zion in ein kleines Landverkaufgeschäft einließ. Denn Dr. Salz fuhr von Basel als „Vizepräsident des Kongres-

ses", ohne mir ein Wort zu sagen, nach Paris und machte dort gegen das erkennbare Basler Prinzip etwas ab.

Selbst im Aktionskomitee Unterströmungen. Die einzelnen sind beleidigt, daß sie nichts „erfahren".

Gestern Schnirer den Kopf zurechtgesetzt, warum ich nach wie vor allein arbeiten müsse.

Das Komitee ist ein untaugliches Instrument. Es werden nur Indiskretionen begangen. Helfen kann keiner; sie sind aus verschiedenen Gründen nicht in der Lage.

Schnirer entwickelte mir gestern einen vorzüglichen Organisationsentwurf. Schekeleinheit eine Krone. Der Schekel diene nur für Verwaltungsausgaben. Jede Überzahlung kommt zum Nationalfonds.

Je 50 Schekelzahler bilden eine Gruppe. Je zehn Gruppen einen Bezirk. Je zehn Bezirke einen Hauptort. Gruppe, Bezirk, Hauptort haben je einen Obmann. Mit den Obmännern der Hauptorte verkehrt das Kongreßbureau. Die Vereine können weiter bestehen, haben jedoch ihr Vermögen in Aktien der Kolonialbank anzulegen.

Ich finde diesen Entwurf ausgezeichnet.

Ich ergänzte ihn dahin: Das ständige Kongreßbureau hat in Basel seinen Sitz mit einem bezahlten Sekretär. Der Kongreß wählt einen Aufsichtsrat, je drei Mann aus jedem der vertretenen Hauptländer. Der Aufsichtsrat bleibt noch einen Tag nach dem Kongreß in Basel und richtet alles fürs Jahr ein.

Zentralkomitee gibt es keines mehr, dagegen ein vorbildliches oder führendes Komitee, dem die anderen Landeskomitees nachahmen können — wenn sie wollen.

Dadurch ist die Schwierigkeit der „Internationalität" vielleicht überwunden. Wir haben keine internationale Organisation, und es geht doch ein einheitlicher Zug durchs Ganze.

16. April.

Brief an Nordau.

1. bezieht sich auf mein Osterfeuilleton.

2. auf Banksache Wolffsohn usw.

3. Ich schrieb Ihnen, daß die vertraulichen Vorkonferenzen hier am 23., 24., 25. April stattfinden. Wenn das Opfer nicht zu groß ist, würde ich Sie allerdings unendlich gern hier haben. Aber nur zu den Beratungen. Einen öffentlichen Vortrag zu halten, ist jetzt nicht der Augenblick. Die Wiener Lokalagitation darf jetzt aus politischen Gründen nicht betrieben werden. Dafür reservieren wir uns den Monat November, vielleicht sogar schon Mitte Oktober. Dann werden Sie der Bewegung in ganz Österreich ein großes Geschenk machen, wenn Sie hier einen Vortrag halten. Die Universität ist dann auch versammelt — jetzt fehlen die Studenten aus den Provinzen — und dann soll ein großer Nordaukommers stattfinden. Jetzt handelt es sich nur um Feststellung der Tagesordnung des nächsten Kongresses, Beratung der von uns hier ausgearbeiteten Entwürfe*) (der Geschäftsordnung und Organisation usw.) Instruktionen für die Landesvertreter, Vorbereitungen der Delegiertenwahlen, Schekelzahlungen usw.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ich Ihren Rat und Ihre Mitarbeit dazu herbeiwünsche, wie ich überhaupt wünschte, Sie immer bei der Hand zu haben, weil es ja schwere Stunden der *défaillance* gibt. Kommen Sie aber nur, wenn Sie alle drei Tage hier sein können, und wenn Ihr diesmaliges Kommen das im Herbst nicht ausschließt. Es wird unfehlbar verschiedenes müßige Ge-

*) Ich bin dessen nicht sicher, ob Ihnen diese trockenen, freilich für die Bewegung unentbehrlichen, Erörterungen die Reise hierher für der Mühe wert erscheinen lassen.

rede in den Vorkonferenzen geben, weil Berichte aus verschiedenen Ländern kommen, die wir anhören müssen. Die bisherige Arbeit der Mitglieder des Inaktionskomitees, namentlich der auswärtigen, war gleich Null. Was ich hier nicht gemacht habe, ist einfach nicht geschehen. Also wappnen Sie sich mit Geduld, wenn Sie kommen, und machen Sie mir keinen Vorwurf, daß ich Sie hergesprengt habe, wenn die Vorkonferenzen belanglos verlaufen sollten. Ihre Wünsche und Anregungen werden wir hoffentlich in keinem Fall entbehren. Schreiben Sie mir bitte, wenn Sie nicht kommen sollten, sogleich alles, was Ihnen wichtig erscheint.

4. Nach den Antworten, die Sie mir auf meine Anregung, Sie möchten die Arbeit vom zweiten bis zum dritten Kongreß übernehmen, gegeben haben, kann ich natürlich nichts anderes tun, als die Sache in der bisherigen Weise weiterzuführen. Die Ereignisse haben Ihnen ja vorläufig recht gegeben, und nach allem, was mir Marmorek erzählt, sehe ich ein, daß es ein verfehlter Gedanke gewesen wäre, den Sitz der Zentrale nach Paris zu verlegen. Es scheinen eben nach meinem Abgang von dort die Dinge eine ganz überraschende *reformatio in pejus* durchgemacht zu haben. Leider weiß ich derzeit auch in England noch niemanden, dem ich die Führung der Zentrale übergeben könnte. *Quand on y a mis le doigt, il faut y passer tout entier. J'y passe.* Mich kenne ich wenigstens: ich lasse nicht locker, bis ich einmal alle vier von mir strecke.

17. April.

Die „Welt" hat in Wien — 280 Abonnenten. Daraufhin — da mich die Parteiagitation so im Stich ließ — habe ich beschlossen, die „Welt" fortab wie ein gewöhnliches Blatt durch Plakate usw. zu lancieren.

Das bisherige namhafte Defizit trage ich natürlich allein. Die jetzige Verbreitung — 2400 Abonnenten in allen Ländern — ist ungenügend, um das Blatt zu erhalten.

22. April.

Brief an Nordau:

Liebster Freund!

Soeben erhalte ich von der Berliner Gruppe einen Drang- und Notbrief, daß sie Sie unbedingt zum Vortrag brauchen.

Ich wollte diesen Trumpf für Deutschland bis zum Herbst aufheben, wegen der Gemeindecampagne. Wenn Sie aber jetzt schon bereit sind, zu fahren, so lassen Sie sich durch meine gestern geäußerte Ansicht nicht aufhalten.

Wenn Sie nach Berlin fahren, bitte ich Sie, in Ihrer Rede einen auf die Jüdische Kolonialbank bezüglichen Passus anzubringen. Wir brechen jetzt noch nicht mit der Haute Banque, wir geben ihnen nur ein Avertissement. Ich werde demnächst in Amerika einen Brief an die Gesinnungsgenossen in diesem Sinn veröffentlichen. Folgendes müssen Sie wie ich beachten: die Möglichkeit eines Einvernehmens mit den Hochbankiers besteht heute noch. Ein Unterhändler, der in London war (Wolffsohn aus Köln) wird demnächst nach Paris kommen. Näheres hören Sie von Marmorek. Erst wenn Wolffsohn scheitert, ist die friedliche Verständigung zu Ende. Wir dürfen also jetzt noch nicht losgehen. Auch darf die türkische Regierung nicht wissen, daß es mit der geplanten Bank so fraglich steht.

Das Avertissement ist aber: daß wir die Gesinnungsgenossen schon jetzt zur Subskription ermahnen, so daß

die Bank eventuell auf eigenen Füßen stehen, d. h. populär zustande kommen wird. Da wir gegen die Infiltration sind, die aussichtslos und jedem Pascha ausgeliefert, jedem Einwanderungsverbot ausgesetzt ist, sollen die Kolonisationsvereine ihr Vermögen in Aktien der Kolonialbank anlegen; jede Ortsgruppe soll provisorische Zeichnungen aufnehmen und dieses provisorische Subskriptionsresultat (auf Ein-Pfund-Shares) nach Basel mitbringen. So wird in Basel bereits ein *noyau* vorliegen — nach meinen Berichten aus aller Welt wird dieser *noyau* ansehnlich genug sein — und auf diesem Grunde fußend werden wir die Hochbänker zum Mitgehen zwingen oder allein weitergehen und zugleich gegen die Hunde kämpfen.

Wie Sie das in Ihrer Berliner Rede zum Ausdruck bringen sollen, wage ich Ihnen nicht vorzuzeichnen. Notwendig ist es! Lassen Sie sich durch Finanzielle darin nicht anekeln. Wir Führer erklären und haben erklärt, daß wir mit der Finanzgebarung nie etwas zu tun haben wollen und werden. Die Bewegung braucht ein Finanzinstrument; wir schaffen es ihr, indem wir die gedrückten Massen zur Selbsthilfe aufbringen. *Qui veut la fin, veut les moyens.*

Mit herzlichen Grüßen

Ihr treuergebener

Th. H.

29. April.

Am 23., 24., 25. haben die Vorkonferenzen für den zweiten Kongreß stattgefunden. Die Stimmung der meisten scheint ursprünglich gegen die Abhaltung des zweiten Kongresses gewesen zu sein. Ich überzeugte sie von dieser Notwendigkeit, weil die Bewegung sonst versanden

würde, und weil wir ihr eine andere Verfassung geben müssen. Was jetzt besteht, sieht wie eine internationale Organisation aus, die es doch wirklich nicht ist. Wir haben nur die Nachteile dieser scheinbaren „Internationalität" und sind auf Schritt und Tritt durch die Möglichkeit gehemmt, daß die Bewegung einen ungesetzlichen Anstrich bekomme. Irgendein antizionistischer Lump kann uns denunzieren.

Mein Gedanke, den ich in der Vorkonferenz nur skizzierte, ist: ein Zentralbureau in Basel zu errichten.

Die Komitees stehen miteinander in keinerlei Verbindung. Ein Komitee, zunächst natürlich das Wiener, wirkt als vorbildliches. Was es tut, wird von den anderen freiwillig und ohne Auftrag nachgeahmt, soweit es die Landesgesetze, örtliche Bedürfnisse und Möglichkeiten zulassen.

Kern der Verhandlungen war die Bankfrage, worin ich meine Vorschläge durchsetzte: Beginn der provisorischen Subskription auf 1 Pfund Shares mit 10 perzentiger Anzahlung.

Pineles machte dazu einen guten Ausführungsvorschlag. Die Anzahlung soll in den Postsparkassen auf den Namen des Subskribenten hinterlegt und das Sparkassenbuch zur Deckung der Unterschrift dem Sammler ausgeliefert werden.

K... hielt zum „hebräischen Schulverein" konfuse Reden und erklärte schließlich (privatim), er werde gegen mich eine Opposition zusammenstellen.

Im allgemeinen war die Stimmung die gehobene von Basel. Mit Begeisterung erkannten sie mich als Oberhaupt der Bewegung an. Umso drückender war es dann, wenn ich in den Sitzungspausen in die Redaktion der N. Fr. Pr. ging, wo ich der Knecht diametral entgegen-

gesetzter Anschauungen bin. Das lastet schwer auf mir, lähmt meine Spannkraft; aber die „Bewegung" ist nicht imstande, ihren Führer dieser Misere zu entledigen.

Die Schaffung einer großen Tageszeitung ist das vorderhand unlösbare Problem. Das erforderliche Geld ist nicht aufzubringen. Mit zwei Millionen Gulden könnte man die N. Fr. Pr. in die Gewalt bekommen und hätte damit das taugliche Instrument. Welcher Jammer, daß dieser im Verhältnis zur Sache lächerlich geringe Betrag nicht aufzubringen ist. Wir sind noch wie die Soldaten der französischen Revolution, müssen ohne Schuh und Strümpfe zu Felde ziehen.

* * *

Ich mache große Anstrengungen, um die „Welt" zu lancieren. Das Defizit wächst, und ich muß bald das Blatt balancieren können, sonst frißt es meine Mittel auf.

* * *

Von Alex Marmorek ein interessanter Brief. Zadok arbeitet hitzig für uns. Edmund Rothschild soll ein überzeugter Zionist sein, traut sich aber nicht vor. Ein indischer Fürst, Aga Khan, der von Haffkine in Bombay an Zadok empfohlen wurde, soll Zionist sein und mit dem Sultan in für uns freundschaftlichem Sinne sprechen wollen.

5. Mai.

Zur *signatura temporis* gehört es, daß ich jetzt wieder jeden Tag „klar zum Gefecht" in die Redaktion gehe. Die „Welt" macht mit Nr. 19 einen Vorstoß. 10000 Exemplare werden verschickt; an den Straßenecken kleben Plakate, die Wredes Roman „Die Goldschilds" ankündigen. Die Frage ist, wie Bacher und Benedikt das

aufnehmen. Ich denke mir, daß sie von den Financiers wieder einmal gegen mich gehetzt werden, und erwarte den Konflikt stehenden Fußes, freilich auch ein bißchen aufgeregt. Der Bruch mit der N. Fr. Pr. ist ja nur noch eine Frage der Zeit, wenn ich sie nicht durch meine Gesinnungsgenossen kaufen lassen kann.

Die „Welt" frißt immer mehr Geld, und muß sich bald durchsetzen, sonst geht sie ein. Etwa ein Jahr lang kann ich sie noch halten, ohne mich selbst zu ruinieren.

Von der Partei hat die „Welt" keinen Sukkurs; ja es taucht jetzt der Gedanke auf, ein Jargonblatt vom Aktionskomitee subventionieren zu lassen, das der „Welt" einige Konkurrenz machen dürfte.

5. Mai.

Bacher und Benedikt haben sich bisher nicht gerührt. *On dirait même qu'ils sont aimables.* Aber es liegt unverkennbar etwas in der Luft.

* * *

Alex Marmorek berichtet über eine interessante Unterredung, die er mit Edmund Rothschild hatte. Nebst den albernen Protestlergründen und egoistischen Rücksichten, die er geltend macht, ist bemerkenswert, daß Edm. rät, die Bank mit — einer Million Frank Aktienkapital zu gründen. Eine solche Bank wäre dem Hause Rothschild natürlich nicht gefährlich.

Nous leur livrerons un bel assaut.

* * *

Schwierigkeiten im Aktionskomitee. Die Herren beklagen sich, daß ich ihnen zu wenig Mitteilungen mache. Wenn ich aber zur Arbeit aufrufe, hapert's. Schnirer hat keine Zeit. . . . .

Als ich Mintz bat, die Preßvorbereitungen für den zweiten Kongreß zu übernehmen, verlangte er Bedenkzeit, weil er noch gar nicht wisse, ob er den zweiten Kongreß besuchen werde.

12. Mai.

Die Bankarbeit hat begonnen.

Was ich da mache, ist wieder ein Kunststück, eine finanztechnische Neuerung. Die provisorische Subskription auf eine Bank, deren Details noch gar nicht bekannt sind, ist eigentlich nichts anderes als die Herstellung eines volkstümlichen Emissions-Syndikats. *Flectere si nequeo superos Acheronta movebo.*

Da die großen Financiers zögern, rufen wir gleich von vornherein die kleinen Börsen auf. Die Sache hat, wenn sie gelingt, das Gute, daß wir nicht in der Hand von ein paar Hochbänkern sind. Die Bank gehört dann dem Kongreß.

Dieser Bankfeldzug hat auch etwas Kriegsmäßiges in seinen Übergängen. Wie da vage Absicht, bewußterer Plan, erste Ankündigungen, Mobilisierung, Vorpostenaufstellung, Scharmützel, Schlacht ineinander fließen, bald schrecklich schwerfällig, bald lächerlich überstürzt, wie man öfters geschoben wird als schiebt, wie man selbst nicht recht daran glaubt, und dann plötzlich mitten drin ist.

Immer muß ich mich an meines lieben Freundes L. Kellner Wort erinnern, das ich ihm damals sehr übelnahm, und das er seither bereut hat. Als ich ihn vor anderthalb Jahren in Galizien für den Reichsrat wählen lassen wollte, lehnte er mißtrauisch ab: die ganze Bewegung sei nur „*noise*“!

Ja, Lärm ist alles, sagte ich ihm geärgert. In Wahrheit ist Lärm sehr viel. Ein anhaltender Lärm ist an sich eine bemerkenswerte Tatsache. Die ganze Weltgeschichte

ist nichts als Lärm. Waffenlärm, Lärm fortschreitender Ideen. Den Lärm muß man sich dienstbar machen — und ihn doch verachten.

* * *

Gestern hatte ich eine Zusammenkunft mit den Herren Brecher, die wir als Depotbankiers für die österreichischen Subskriptionsanzahlungen nehmen wollen.

Ein kleines Bankhäuschen, *self-made men*, denen man noch die kleinen Anfänge anmerkt. Ein schäbiges Comptoir, das mich an die ersten Zeiten im Café Louvre, im Hinterzimmerchen, das ich zum ewigen Gedächtnis photographieren ließ, erinnerte. Auch an die diplomatische Halbwelt, mit der ich zuerst und auch jetzt noch zu tun habe. Doch machen diese Leutchen den Eindruck der Bedächtigkeit, und es ist gleichsam der dürftige Beginn unserer finanziellen Solidität. Der ältere Brecher hat einen Sohn im Geschäft, der Jus studiert hat und vom jüngeren Brecher respektvoll „du, Doktor!" angeredet wird.

Dieser junge Mensch hat auf mich einen recht guten Eindruck gemacht, und ich dachte mir, während er — allerdings mit einem gewissen finanziell-juristischen Dandyismus — redete, daß er einen ganz brauchbaren Direktor der Jüdischen Kolonialbank abgeben könnte.

Er beging nur den, für seine Karriere vielleicht verhängnisvollen Fehler, zu sagen, daß er noch nicht ganz unserer Ansicht sei.

Diese Brechers sind kleiner Bankmittelstand. Wenn sie es verstehen, sich uns anzuschließen, können sie durch uns groß werden.

* * *

Diese provisorische Subskription wird merkwürdige Leichtigkeiten und Schwierigkeiten haben. Das Leichte ist, daß wir eine fertige Agitation in unserem Dienst haben. Das Schwere, daß wir nicht laut sagen können, es sei eine Selbsthilfe gegenüber der Hochbank, weil wir ja daran denken müssen, daß die türkische Regierung davon erfahren und ihren Respekt verlieren könnte.

* * *

Ich brauchte Alex Marmoreks letzten Brief nicht, um zu wissen, daß Edmund Rothschild seine Kolonien der Bank übergeben werde, wenn diese erst besteht. Dieser Bank, deren Zustandekommen er jetzt verhindern möchte. So wird auch zweifellos die J. C. A. kapitulieren, wenn die Bank da ist.

Die meisten Menschen sehen die kommenden konnexen Vorgänge nicht. Sie sehen nur das gegenwärtig Konnexe, nicht das künftig Konnexe. Darum sind die Schwierigkeiten meiner Bewegung so groß, und darum wird es wie selbstverständlich aussehen, wenn ich ein Resultat erziele. Denn dann sind die einzelnen Fäden verwebt, und das Stück Tuch macht keinen besonderen Eindruck. Darum werde ich auch so viel Undankbarkeit ernten. Das, was jetzt in unverwendeten Teilen existiert, also als Ganzes nicht existiert, ohne mich auch nicht existieren würde, wird dann ein „gegenwärtig Konnexes" sein und in der Zukunft niemandem recht imponieren.

* * *

Kokesch, Mitglied des Aktionskomitees, sagte vor einigen Monaten: „Uns borgt man keine zehntausend Gulden!"

Und ich will jetzt ein Aktienkapital von 60 Millionen Frank aufbringen für eine Bank, deren Prospekt ich nicht einmal noch gebe.

Natürlich ist Kokesch gegen die Bankgründung, wie er im vorigen Jahre gegen die Einberufung des Kongresses war. Er fügt sich freilich doch, denn er ist ein guter Junge und glaubt an mich.

* * *

Wenn die provisorische Subskription nur 800 000 Pfd. Stg. ergibt, bin ich auch zufrieden. Damit haben wir dann eine Grundlage für das Garantie-Syndikat, das ich freilich in diesem Falle nicht entbehren kann. Die Provisorischen bilden dann eine Einheit im Emissions-Syndikat, und es werden einige größere Bankiers hinzugewonnen werden müssen. Schlimmstenfalls wird die Bank mit kleinerem Grundkapital gemacht.

21. Mai.

Hechler fährt zur Kirchenkonferenz nach Berlin. Ich habe ihm wieder gewaltig zugeredet, den Kaiser zu bestimmen, daß er mich empfange.

Wenn er das zuwege bringt, versprach ich ihm, daß er auf unsere Kosten im Herbst zur Zeit von Kaisers Palästinafahrt auch hingeschickt werden solle.

Hechler spürte, wie viel Gewicht ich darauf lege, vom Kaiser empfangen zu werden, und verlangte, ich solle morgen, Sonntag, in die englische Kirche kommen und mit ihm beten. *Ni plus ni moins.*

Ich sprach hierauf vom Graswuchs in meinem Garten, in dem wir saßen, ohne auf seine Zumutung weiter einzugehen.

Dann, als er fort war, schrieb ich ihm, daß er nach Palästina fahren werde, wenn er mir den Empfang richtet.

24. Mai.

Gestern „Banksitzung" des Aktionskomitees.

Der einzige Dr. Kahn hat 350 Shares gesammelt. Alle anderen nichts! Kokesch ließ aus der Schekelblockliste eine Anzahl Vertrauensmänner konskribieren, die als Sharesammler fungieren sollen. Das war alles.

Ich deutete den Herren mit ein paar Worten meine Unzufriedenheit an. So war's auch vor dem I. Kongreß.

* * *

Wolffsohn hat guten Willen, aber er ist nicht genug energisch. Er verbittet sich die Notizen in der „Welt" über seine Reisen. Er will nicht lächerlich werden. Die Leute verstehen alle noch nicht, daß ich sie groß mache.

25. Mai.

Charakteristisch für die „großen" Juden.

Wolffsohn telegraphiert, daß Seligmann (Frankfurt) es abgelehnt habe, als Depotstelle für die Share-Anzahlungen zu fungieren.

Darauf hat sich Wolffsohn an den Kölner A. Schaaffhausenschen Bankverein (Christlich) gewendet, der sich sofort sympathisch erklärte.

25. Mai.

Mit meinem lieben L. Kellner gesprochen. Ich sagte ihm, daß er, wenn er mich überlebe, die Herausgabe dieses meines Tagebuches besorgen solle.

Das Tagebuch soll in Fortsetzungen in der „Welt" erscheinen.

Kellner soll auch Chefredakteur der „Welt“ werden, wenn ich nicht mehr da bin. Er hat am meisten Kenntnis von meinen Intentionen.

Er soll für seine Mühe angemessen, und nach den Verhältnissen des Blattes, honoriert werden. Das Blatt selbst ist natürlich Eigentum meiner Kinder, da ich in der Zeit, in der ich für die Juden arbeitete, es versäumt habe, für sie zu erwerben.

Wenn mein Hans am Leben bleibt, soll er bei seiner Großjährigkeit Eigentümer des Blattes werden und seinen Geschwistern eine angemessene Rente davon zahlen — wenn es etwas abwirft.

Pfingstmontag.

Gestern waren es drei Jahre, daß ich die zionistische Bewegung mit meinem Besuch bei Hirsch begann.

Heute ist es ein weltläufiger Gedanke.

* * *

Heute schrieb ich an den liebenswürdigen Hamburger Cohen, der in Hamburg nichts tun kann (für die Bank), *parce qu'on ne prête qu'aux riches!*

„Unsere Bankaktion hat eben den Sinn, daß wir mit einem Ruck aus dem *circulus vitiosus* herauskommen wollen, der in der Weigerung der Bankiers besteht, mitzugehen, wenn nicht die Bankiers mitgehen.

Man macht uns das Leben sauer, darum muß unsere Bewegung endlich durchgreifen oder krepieren. Für ein Spiel ist mir die Sache zu ernst, für den Ernst war sie bisher zu viel Spiel.“

* * *

Hechler ist in Berlin, will versuchen, beim Kaiser anzukommen, damit mich dieser empfange.

Diese Audienz brauche ich, dann ist der Circulus vitiosus durchbrochen.

* * *

Glaube aber nicht, daß Hechler es richten kann. Seine täglichen Briefe aus Berlin klingen immer mutloser und schließen mit: Ora pro nobis!

31. Mai.

Hechler ist *bredouille* von Berlin weggefahren. Der Kaiser ließ ihm sagen, er habe zu viel zu tun.

Darauf ist Hechler nach Karlsruhe gefahren. Überflüssigerweise.

2. Juni.

Jelski meldet aus Lodz, daß ein dortiger Kaufmann sich an Samuel Montagu nach London mit der Frage gewendet habe, ob dieser an der Bank teilnehme.

Montagu antwortete: „Wir haben mit dieser Bank nichts zu tun und werden auch nie daran teilnehmen."

Wenn wir an diesen Hochbänkern einmal Rache nehmen werden, wird sie wohlverdient sein.

3. Juni.

Gaster ist hier. Ich erzählte ihm diese Tatsachen und will mit ihm den Beginn der Campagne gegen die englischen Hochbänker besprechen.

* * *

Die Reichen und „Großen in Israel" laden eigentlich eine furchtbare Verantwortung auf sich, indem sie mich im Stiche lassen. Ich bin ein sehr brauchbares Instrument für die Heimkehr der Juden — und sie lassen mich in

unfruchtbaren Anstrengungen müde werden. Vielleicht gehe ich vorüber, ohne das Werk gesichert zu haben, und dann ist es verloren.

5. Juni.

Hechler ist wieder da, erzählt, der Großherzog von Baden habe ihn gut aufgenommen, als er von mir und der „Welt“ sprach. Der Großherzog riet, Hechler solle den hiesigen Botschafter Eulenburg für die Sache gewinnen. Auf Eulenburg höre der Kaiser. Hechler solle Eulenburg im Namen des Großherzogs sagen, daß dieser der Ansicht sei, es handle sich um etwas, was für die deutsche Politik im Orient wichtig werden könne.

* * *

Ich schreibe dem Großherzog:

Ew. Königliche Hoheit!

Reverend Hechler erzählt mir, daß Eure Königliche Hoheit sich noch für die zionistische Bewegung interessieren und ihm gesagt hätten, er möge den hiesigen Botschafter Grafen Eulenburg aufsuchen, zum Zwecke der Vermittlung meiner Audienz bei Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser.

Nur diese bestimmte Mitteilung meines ehrwürdigen Freundes Hechler konnte mich ermutigen, nochmals an Ew. Königliche Hoheit zu schreiben. Ist es nicht merkwürdig, wie die Ereignisse im Osten sich entwickelt haben, seit ich vor etwa zwei Jahren die Auszeichnung genoß, in Karlsruhe über die zionistische Bewegung Vortrag halten zu dürfen? Die deutsche Politik hat einen östlichen Kurs genommen, und die Palästinafahrt des Kaisers hat ja in mehr als einem Sinn etwas Symbolisches. Fester als je bin ich darum überzeugt, daß un-

serer Bewegung von dort Hilfe werden wird, woher ich sie seit zwei Jahren geduldig erwarte. Heute ist es schon klar, daß die Besiedlung des kürzesten Weges nach Asien mit einem neutralen Volkselement für die deutsche Orientpolitik auch einen gewissen Wert haben könnte.

Und welches Element ist dies? Dasselbe, das *par la force des choses* fast überall den Umsturzparteien zugejagt wird.

Auch in dieser Hinsicht haben die Ereignisse der letzten Jahre manches meiner Worte bestätigt.

* * *

Diesen Brief habe ich nicht vollendet und nicht abgeschickt, weil Hechler, dem ich den Entwurf vorlas, davon abriet. Sollte der Großherzog nicht die Sprache geführt haben, die er mir wiederbrachte? Auch möglich.

10. Juni.

Siebenter Geburtstag meines Hans.

Ich habe ihm eine Zionsfahne geschenkt. Davidsschild mit sechs Sternen in den sechs Dreiecken. Der siebente darüber.

Im Mittelfeld der Löwe von Juda nach einer Zeichnung des Malers Okin.

14. Juni.

Eine der kuriosesten Gestalten, die mir bisher vorkamen, ist der Rymanower Rabbiner Horowitz, Schwiegersohn des dortigen Wunderrabbi.

Er kam in Begleitung seines „Sekretärs“ zu mir, der aber ein Diener zu sein scheint und wegwerfend behandelt wird. Beide im Kaftan. Der Diener mußte im Vorzimmer bleiben.

Horowitz sprach *à cœur découvert,* sehr skeptisch über die Fanatiker und erklärte mir das „Geschäft" (wie er sagte) der Wunderrabbis und ihre vornehme Lebensweise. Er prahlte: mein Schwiegervater braucht 500 Fl. die Woche, Equipage, 16 Dienerschaft.

Doch ist eine gewisse Naivität darin.

Er versprach, alle Wunderrabbis für den Zionismus zu interessieren. Ich glaube, man wird diese Leute bei geeigneter Behandlung dirigieren können.

Wenn er eine Versammlung aller Wunderrabbis zustande bringt, will ich zu einer vertraulichen Besprechung mit all den Herren hinfahren.

* * *

Interessant war insbesondere, wie der angehende Wunderrabbi Horowitz die Macht aller dieser Rebben erklärte. Die Fanatiker, von denen er mit durchschimmernder Ironie sprach, bilden den Grundstock der „Anhänger". Die zweite Gruppe sind die Vernünftigen, die zum Wunderrabbi kommen, weil er im Mittelpunkte von Beziehungen und Verbindungen steht. Man fragt ihn, ob man Weizen kaufen soll. Ein anderer kam vorher und erwähnte den Stand seines Weizengeschäftes. Der Wunderrabbi ist im Knotenpunkt gut informiert. Sein Rat ist daher wirklich Goldes wert. Er gibt Tips, und zwar gute, weil ja davon sein Ansehen abhängt. Er stiftet Ehen, schlichtet Händel; durch all das erhält sich und wächst seine Macht. Also einfach *marchands d'influence.* Es ist eine natürliche Erklärung. Die dritte Gruppe endlich sind diejenigen, die von der Feindschaft des Rebben Schaden besorgen. Wenn einer zwei bis drei Jahre diese *limina apostolorum* nicht besucht hat, und man fragt nach ihm beim Wunderrabbi, sagt dieser: Es muß ihm schlecht gehen, er war schon

lang nicht bei mir, scheint nicht auf Reisespesen zu haben!

Kurz, er kann den „Anhängern", die ihm tributär sind, schaden und nützen. Es ist ein eigentümlich scharfsinnig entwickeltes Institut, bei dem alles mit den natürlichsten Dingen zugeht.

Und das liebenswürdige Rebbele von Rymanow erzählte mir das in der freundlichsten Vertrauensseligkeit, obwohl er mich zum ersten Male sah. Er fügte hinzu, er würde das keinem anderen gestehen. Offenbar hält er mich für einen größeren Wunderrabbi als selbst den von Sadagora, der sein Onkel ist, und er meint, daß ich auch so ein Geschäft betreibe. Es war Augurenlächeln in seiner Rede, als er in seinem eleganten Seidenkaftan mit den schön gesalbten Schläfenlöcklein und dem goldenen Nasenkneifer vor mir saß.

Ich ließ ihn in seinem Irrtum.

15. Juni.

Entwurf eines Briefes an Kaiser Wilhelm (für den Fall, daß Graf Eulenburg des Großherzogs Botschaft von Hechler erhält und befolgt, und mich auffordert, die Audienz zu verlangen).

Ew. Kaiserliche Majestät!

Se. Kgl. Hoheit der Herr Großherzog von Baden äußerte sich, wie mir mitgeteilt wird, vor kurzem zu einem meiner Freunde: Er glaube, die zionistische Bewegung (deren Führer ich bin) könne für die deutsche Politik im Orient einige Wichtigkeit erlangen.

Der Zionismus will — nach dem Programm des vorjährigen Baseler Kongresses — eine öffentlich-rechtlich gesicherte Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina schaffen.

Wenn es mir vergönnt wäre, Ew. Kaiserlichen Majestät über die politischen und sozialen Fragen, welche im Zionismus mitschwingen, mündlichen Vortrag halten zu dürfen, wie vor zwei Jahren Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog — ich glaube, ich würde den genialen Deutschen Kaiser für diese prachtvolle Idee der Ärmsten erwärmen können.

Aus der Fülle der für die Zionssache sprechenden Gründe sei nur dieser hervorgehoben: das einzige Kulturelement, womit Palästina besiedelt werden kann, sind die Juden. Das Land ist zu arm, um andere anzulocken. Für uns ist es reich an Erinnerungen und Hoffnungen. Und Palästina muß besiedelt werden, denn es ist der Weg nach Ophir wie nach Kiau-Tschou.

Und wenn, *per impossibile*, auch für andere Kulturelemente die anziehenden Bedingungen geschaffen würden, so entstünde die bitterste Eifersucht zwischen den Völkern. Den Juden, scheint mir, ließe Europa die Besiedlung eher zu. Vielleicht nicht so sehr wegen des historischen Rechtes, das im heiligsten Buche der Menschheit verbürgt ist, als wegen der an den meisten Orten vorhandenen Neigung, die Juden ziehen zu lassen.

Ew. Kaiserliche Majestät fährt nach Palästina. Es wird ein Zug von hoher und symbolischer Pracht sein. Die Völker des Ostens wird dieser Zug frappieren, die des Westens beunruhigen. Doch wenn wir alles betrachten, wird die neue Kaiserfahrt nach Zion vielleicht nur dann dauernde Spuren in der Geschichte hinterlassen, wenn sie auch an die moderne Zionsbewegung anknüpft.

Seit Jahr und Tag habe ich die Überzeugung, daß uns die Hilfe von Ew. Majestät kommen werde. Ew. Majestät kann zu jeder Stunde über mich befehlen. Möchte es bald geschehen!

Gut wäre es für die Sache, wenn ich diese Gunst noch vor der Palästinafahrt Ew. Majestät und vor dem zweiten Baseler Kongreß erführe. Aber bei Werken von solcher Art muß man sich in mehr Geduld fassen, als Menschen sonst.

In tiefster Ehrfurcht usw.

17. Juni.

Nordau-Marmorek melden aus Paris, daß es in der letzten Sitzung der J. C. A. beinahe zu Tätlichkeiten gegen Zadok Kahn gekommen wäre, weil er unsere Einladung zu einer Besprechung der Kolonisationsvereine vor dem II. Kongreß befürwortend vorlas.

Die J. C. A. hat sodann in einem offiziellen trockenen Brief die Beschickung dieser Besprechung abgelehnt. Die Weltpresse fängt an, über Wilhelms Palästinafahrt zu leitartikeln. Leider bin ich noch in der Presse zu machtlos, um bei dieser Gelegenheit den Zionismus zu lancieren.

* * *

Gestern wurde erzählt, der Kaiser werde nach den Jubiläumsfestlichkeiten abdanken. Sein Nachfolger werde die Verfassung aufheben.

Es ist klar, daß in der revidierten Verfassung die Juden draußen bleiben werden. Mit einem solchen kaiserlichen Geschenke sind die Völker Österreichs zu versöhnen. All das habe ich längst vorhergesagt.

17. Juni.

Ich schreibe an Nordau und Gaster (nach Siebenbürgen), sie mögen versuchen, in französischen und englischen Blättern wegen Wilhelm II. Zionsfahrt Alarm

schlagen zu lassen. Keiner darf's dem anderen gönnen, so bekommen wir es.

1. Juli.

Ich denke daran, der Bewegung ein näheres territoriales Ziel zu geben, unter Beibehaltung Zions als Endziel.

Die armen Massen brauchen sofortige Hilfe, und die Türkei ist noch nicht so verloren, daß sie auf unsere Wünsche einginge.

Ja, es wird wohl in nächster Zeit eine uns feindliche Kundgebung in der Türkei erfolgen. Sie werden sagen, sie dächten nicht daran, uns Palästina zu geben.

So müssen wir uns für ein zunächst erreichbares Ziel unter der Zionsfahne, unter Aufrechthaltung aller unserer historischen Ansprüche organisieren.

Wir können vielleicht Cypern von England verlangen und selbst Südafrika oder Amerika ins Auge fassen — bis zur Auflösung der Türkei.

C'est encore à creuser profondément. Mit Nordau vor dem Kongreß besprechen.

6. Juli.

Aus meinem Brief an Schauer, der mich auf eine zionsfeindliche Äußerung des türkischen Gesandten in Washington aufmerksam macht:

„Das Mißtrauen der Türken kenne ich längst. Ich habe es antizipiert. Daher mein Auftreten gegen die Infiltration. Es ist jedenfalls keine Kurzsichtigkeit in meiner Politik. Den Judenstaat in Palästina kann ich nur unter Bekämpfung der Kolonisation im kleinen verlangen. Letztere ist aber offenbar hirnlos — denn der kritische Augenblick, wo die Türkei den Staatswillen der Infiltrierten „bemerkte", fände die Kolonisatoren als

schutzlose Eingewanderte, während durch meine Politik vor Überschreiten der Grenzen, also in für uns wesentlich günstigerer Weise verhandelt werden kann."

10. Juli.

Gegen das Kongreßhaus in Basel, das ich durch Marmorek entwerfen lassen will, mancherlei Opposition.

Ich hoffe, diese zu besiegen. Das Judenhaus in Basel wird eine Merkwürdigkeit der Schweiz, aber vor allem ein Symbol für die Judenheit werden. Mit Völkern muß man in einer kindischen Sprache reden: ein Haus, eine Fahne, ein Lied sind die Verständigungszeichen.

Selbst Marmorek, dem ich diesen Bauplan suggerierte, versteht nicht recht und zeigte mir einen nichtssagenden Entwurf.

Beim Judenhaus in Basel läßt sich ja zum erstenmal neujüdischer Stil anwenden.

Ich gab Marmorek folgende Anregung für die Stirnseite des Judenhauses:

Der Saal ist das Haus. Er öffnet sich auf die Loggia, wird aber von oben belichtet als ein Parlamentssaal.

* * *

Die Kunst, die mir jetzt am meisten sagt, ist die Architektur. Leider beherrsche ich ihre Ausdrucksmittel nicht. Wenn ich was gelernt hätte, wäre ich jetzt ein Architekt.

12. Juli.

Vom Wiener Korrespondenten der *Pall Mall Gazette* ließ ich mich über die Palästinafahrt des Deutschen Kaisers interviewen. Ich suchte die Aufmerksamkeit und Eifersucht der übrigen Mächte zu erregen und bezeichnete es als unsere ganze Hoffnung, daß man uns als das *pis aller* ansehen werde. Keine Macht könne der anderen Palästina gönnen.

Zugleich will ich dadurch den Kaiser ein bißchen irritieren.

31. Juli.

Gestern kleines Treffen mit Bacher.

Ich schreibe jetzt Leitartikel für die N. Fr. Pr., die Erfolg haben. Bacher bedeckt mich mit Komplimenten, wie vorher der jetzt auf Urlaub gegangene Benedikt.

Gestern sagte Bacher: „Ihre Leitartikel sind mir noch lieber als Ihre Feuilletons. Liegt heute kein Stoff vor?"

Ich: „Einer wäre da: die Reise des Deutschen Kaisers nach Palästina. Aber da müßte man vom Zionismus reden."

Er: „Man müßte nicht! Sie müßten."

Hierauf engagierte ich das Gespräch über den Zionismus. Er leugnete das Wachstum der Bewegung, die höchstens als Kuriosum erwähnt werde. Er bedauere, daß ich so halsstarrig sei, weil er mich gern habe, und ich sonst ein gescheiter Mensch sei.

Ich: „Dann muß doch die Präsumtion für mich streiten, daß ich auch da nichts Dummes mache."

Er: „Gerade wegen dieser Präsumtion ärgere ich mich ja über Sie. Sie können mir nicht einreden, daß das eine ernste Bewegung ist.“

Ich: „Der Deutsche Kaiser hat durch Lucanus meine Broschüre über den Baseler Kongreß von mir verlangt.“

Das frappierte ihn.

Ich: „Der Sozialismus war anfangs auch keine ernste Bewegung. Leugnen Sie, daß er es jetzt ist?“

Er: „Der Sozialismus hat sich gründlich geändert. Marx und Lassalle dachten sich noch eine blutige Revolution. Heute geht der Sozialismus mit bürgerlichen Mitteln an die allmähliche Umwandlung der Gesellschaft.“

Ich: „Glauben Sie, daß ich eine programmgemäße Erfüllung meiner Gedanken erwarte? Ich täusche mich nicht über die *pluspetitio*, die in meiner Forderung liegt.“

Hierauf ging ich in die Besprechung der Frage als einer internationalen ein. Wie Frankreich und Rußland das offenbar vom Deutschen Kaiser beabsichtigte Fußfassen in Palästina nicht zulassen würden, und daß wir Zionisten für Europa das *pis aller* vorstellen dürften.

Er hörte mich an, schüttelte den Kopf. Aber diesmal war die Partie remis.

3. August.

Wolffsohn telegraphiert, daß die Bankiers Seligmann und Marx, die zur sogenannten Bankkonferenz nach Köln kommen sollten, ihre Zusage zurückgezogen haben.

Durch diese Lumperei ist wieder alles in Frage gestellt. Ich telegraphiere Wolffsohn: Unverzagt!

Ich werde die Bank einfach auf dem Kongreß lancieren, wodurch wir die Abhängigkeit von den Banklumpen ersparen.

5. *August.*

Brief an Benedikt (nach Scheveningen):

Verehrter Freund!

Zunächst die Mitteilung, die Sie beim Abschied von mir verlangten: mein gutes Kind ist so weit hergestellt. Ich trete heute meinen Urlaub an.

Jetzt erst habe ich auch die Ruhe, auf etwas zurückzukommen, was wir einmal im Hotel Impérial besprachen: die Frage, ob die N. Fr. Pr. heuer über den Zionisten-Kongreß in Basel berichten wird. Sie wollten mit Dr. Bacher darüber sprechen, haben aber wohl im Gedränge der Abreise daran vergessen.

Ohne Ihre Ansicht zu kennen, wird sich wohl Dr. Bacher in der Sache nicht entscheiden, d. h. er wird sich keinen Bericht versorgen. Alle anderen Blätter, auch die Wiener, dürften aber diesmal berichten.

Hinzukommt, daß in der nächsten Zeit zwei Tatsachen vorliegen werden, welche eine Erwähnung der zionistischen Bewegung unvermeidlich machen: 1. die Gründung der zionistischen Bank mit zwei Millionen Pfd. Stg., von der ich Ihnen erzählte, 2. die Reise des Deutschen Kaisers nach Palästina. Er wird die dortigen jüdischen Kolonien besuchen; es ist nicht unmöglich, daß er dabei etwas über den Zionismus sagen wird.

Eine ruhige parteilose Erwähnung dieser Bewegung, die Sie unterschätzt haben, empfiehlt sich daher meiner Ansicht nach schon jetzt aus Anlaß des zweiten Kongresses. Etwa so, wie es im 18. Bde. von Meyers Konv.-Lex. steht (eine halbe Seite).

Die N. Fr. Pr. engagiert sich damit durchaus nicht für meine Ideen. Ich mute Ihnen keineswegs zu, daß sich die N. Fr. Pr. als jüdisches Blatt erklären solle,

obwohl Sie sowohl wie Dr. Bacher zweifellos jüdisch fühlen. Wenn Sie früher die Besorgnis hatten, man werde Ihnen das Recht absprechen, über die Sprachen- und anderen inneren österreichischen Streitigkeiten mitzureden, falls Sie den Zionismus propagierten, so ist das heute nicht mehr gerechtfertigt.

Das Berliner Tageblatt stand früher auch auf einem ähnlichen Standpunkt und hat dann spaltenlange objektive Leitartikel gebracht. Die N. Fr. Pr. aber wird immer konstatieren können, daß sie nichts zur Verbreitung dieser Idee getan, sie sogar verschwiegen hat. Der Zionismus hat sich selbst propagiert und tritt nun von außen, wie andere Ereignisse, an die Zeitung heran.

Mir persönlich war es nicht unangenehm, meine literarische Arbeit ganz abseits von meiner politischen Tätigkeit verrichten zu können. So konnten wenigstens auch die Böswilligsten mir nicht nachsagen, daß ich ein *professional politician* sei — eine Gattung, die mir sehr zuwider ist. Und hoffentlich werde ich auch fernerhin ruhig bei meinen Feuilletons bleiben können, obwohl ich einem größeren Gedanken sozusagen auf die Beine geholfen habe.

Ich habe doch auch Mandate für den Reichsrat abgelehnt, und schreibe lieber Theaterstücke, wenn ich auch den armen Juden helfen will.

Was kann man ernstlich dagegen einwenden, daß wir für die gedrückten Judenmassen ein Refugium errichten wollen.

Glauben Sie mir, überall, wohin das zionistische Programm gedrungen ist, hat es der Judenfrage eine für uns günstigere Form der Diskussion gegeben.

8. August.

Auch dieser Brief blieb unabgesendet, weil ich heute in der Setzerei einen Leitartikel von Hofrat Richters Hand über die Kaiserfahrt nach Palästina sah.

Bacher hat sich den von mir empfohlenen Artikel — unter Weglassung des Zionismus — von Richter schreiben lassen.

9. August.

Wolffsohn meldet, daß nur 100 000 Pfd. für die Bank gezeichnet sind.

Alles hängt davon ab, ob noch die Wochen bis zum Kongreß einen nennenswerten Zuwachs bringen.

Wenn nicht, müßte die Kongreßstimmung diesmal für die Bank verwendet werden. Ungeheuer schwierige Aufgabe. Die reichen Bursche wollen uns erfrieren lassen. *La revanche sera terrible.*

Ich werde vielleicht schon auf diesem Kongreß den Boykott ankündigen.

11. August.

Heute war Friedrich S... aus Paris bei mir in Währing. Ich erinnerte ihn an seine Äußerung über meine Idee, als ich ihm vor drei Jahren im Hotel Castille, rue Cambon, das Manuskript des Judenstaates zu lesen gab. Er war beschämt, geniert und sagte: „Ich habe mich schon bekehrt. Sie haben recht, Sie haben wirklich recht.“

Ihn hat die Dreyfushetze bekehrt.

Und so wie dieser, der mich für wahnsinnig hielt, werden alle kommen, die mich für verrückt erklärten.

Wie aber wär's, wenn ich mich durch solche Menschen hätte abhalten lassen? Die Welt wäre um eine Idee, das Judentum um diese große Bewegung ärmer.

Wie groß ist eigentlich die Verantwortung der Leute

gewesen, die mich abhalten wollten, und wie gering die Strafe, die sie dafür trifft.

Er ist einen Moment geniert und sagt: Sie haben recht!

17. August.

Gestern Abschied von Bacher, da ich auf Urlaub gehe. Er war sehr herzlich, konnte mir nicht oft genug wiederholen, wie schwer er mich entbehre. Er kam selbst auf den Kongreß zu sprechen. Ich sagte ihm, wenn er sich's noch überlege und über den Kongreß berichtet haben wolle, brauche er mir nur zu telegraphieren, ich würde ihm einen guten objektiven Bericht versorgen.

Er stöhnte: „Es geht nicht! Wenn Sie nicht bei uns wären, hätten wir gewiß schon über den Zionismus geschrieben, wie die Kölnische Ztg. und andere. Es geht nicht wegen Ihrer Person, wegen der Doppelstellung, die Sie einnehmen."

Ich drang nicht weiter. Wir nahmen ganz herzlich Abschied. Aber da ich den Eindruck habe, daß er nun doch mürb geworden ist, will ich den Brief an Benedikt *mutatis mutandis* — da der Kaiserartikel fortfällt — schreiben.

* * *

Schluß des Briefes an Benedikt nach Scheveningen, Hôtel Orange:

Also *un bon mouvement!*

Wenn ich nicht irre, ist Dr. Bacher, der mir ja persönlich wohlgesinnt ist, im Herzen auch nicht mehr so schroff dagegen, über den Kongreß zu berichten.

Gut informiert werden Sie auch sein, *je vous en réponds;* Sie müssen mich nur rechtzeitig verständigen. Dabei kann das alles so diskret gemacht werden, wie Sie

es brauchen. Dazu haben wir ja schreiben und lesen gelernt.

Eins ist sicher, der Kongreß wird diesmal noch viel großartiger sein, als der erste war.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr ganz ergebener

Th. Herzl.

Conclusion: Ich glaube, Sie sollten Dr. Bacher schreiben oder telegraphieren, daß er sich bei mir einen Bericht aus Basel bestellen möge. Dann hat die N. Fr. Pr. die Bewegung sozusagen registriert und kann weiterhin ruhig abwarten, ob was Großes, Geschichtliches draus wird (wie ich glaube), oder ob sie im Sand verrinnt.

25. August.

Wieder in Basel.

Zu Stimmungsbildern immer weniger Zeit. Alles ist Handlung geworden.

Gestern fuhr ich von Luzern mit Wolffsohn hierher. Im Coupé bekehrte er mich dazu, die Bank mit weniger als zwei Mill. Pfd. zu machen, eventuell mit fünf Mill. Mark. Diese kleine Bank kann dann die notwendigen Tochtergesellschaften gründen.

In Basel wurde ich von vielen Menschen auf dem Bahnhof erwartet. Das Aufsehen war mir sehr peinlich.

29. August.

Der erste Kongreßtag ist vorüber.

Vorher allerlei Aufregungen und Ermüdungen, Bankkonferenz *a non conferendo*, Agitationen von *agités* usw. Ferner Empfänge, Devotionen, Bewunderungen. Es verschwindet merkwürdig unter mir, wie wenn ich in einem Luftballon aufstiege — und macht mir auch keinerlei

Vergnügen. Als ich 20 Jahre alt war — oder später? — hatten wir irgendwo Sommeraufenthalt, wo es eine grüne Wiese gab, und auf der ging ich abends in jugendlichen Träumen spazieren. Ich weiß nicht mehr, wo diese Wiese ist, die ich noch vor mir sehe; denn seit ich mich an dieses friedliche Abendbild als an ein verlorenes erinnere, habe ich vergessen, wo es war. Ich glaube, irgendwo hinter Vöslau, vielleicht Pottenstein; aber es kann auch Reichenhall sein, in diesem Falle wäre es um fünf Jahre später, von der Gerichtspraxis in Salzburg aus. Eine grüne abendliche Wiese, ein großer Baum am Weg, ein kleines Haus — ich weiß nicht mehr: Bauern- oder Pfarrhaus — eine unendliche duftende Ruhe darüber. Dort war ich sehnsüchtig nach der Welt und glücklich in meiner Erfolglosigkeit. Diese charmante Wiese fällt mir jetzt ein, wo ich die Welt landkartenhafter werden sehe.

* * *

Frage, ob der Kongreßrausch wieder nur so spurlos vorübergehen wird. Eine Hoffnung ist die Bank. Als ich gestern um elf Uhr nachts in mein Hotel ging — wir hatten drei Sitzungen und zum Nachtmahl keine Zeit — ging der Anarchist Marcou Baruch, der durch den Zionismus gebändigt worden ist, mit mir. Er sagte: „Je regrette que vous mettiez en avant du peuple d'Israël la banque. Je ne le voudrais pas — pour l'histoire!"

Sonst ein konfuser Kopf, hat dieser Bursche doch das erste großartige Wort des Kongresses gesagt.

* * *

Die Debatten waren gestern nachmittag betrübend.

Vormittags hatte ich meine Programmrede verlesen und Nordau seine Jahresrede gehalten. Er sprach wieder

prachtvoll, aber ein bißchen breit, und hatte eigentlich nicht viel Neues zu sagen. Er ist ein kolossaler Redner.

Nachmittags der Rechenschaftsbericht.

Da begannen sofort die Dummheiten. Gaster präsidierte mit einer schweren Hand. Oskar Marmorek lobte das Aktionskomitee zu meiner größten Verzweiflung, weil es so viel — mit so geringen Mitteln erreicht habe. Und auf der Galerie saß Newlinski, den ich mir mit Weib und Kind hatte kommen lassen, damit er dem Sultan berichte, wie stark unsere Bewegung sei. Hierauf nahm Bernstein Kohan das Wort und rühmte uns, weil wir das alles ohne Geld, ohne Mittel zuwege brachten. Ich ließ ihm sagen, er solle augenblicklich schweigen, sonst verlasse ich den Kongreß. Er redete blödsinnig unaufhaltsam weiter, sprach noch sechsmal von unserer Armut — bis ich die Sitzung unterbrechen ließ, um den Finanzausschuß einzuberufen.

Alle Redner wollten Details, Ausweise, die wir nicht geben können, weil sie zu klein sind. Die Bewegung ist heuer neunmal (Schnirers Ziffern) größer als im Vorjahre — aber sie war eben im Vorjahre noch lächerlich gering. Darüber mußte hinwegvoltigiert werden. Zum Glück waren unsere Bücher, die wir der Finanzkommission vorlegten, in glänzender Ordnung. Wir konnten 61 000 Franks Überschuß ausweisen.

Das übrige steht in der „Welt“.

* * *

Die mit viel Geschrei angemeldeten Gegnerschaften zerflatterten im Kongreß. Landau blamierte sich mit seiner Opposition, ich brauchte ihn nicht zu vernichten. Bambus zog den Schweif ein.

2. September in Konstanz.

Der Kongreß ist vorüber.

Gefühl der tiefsten Erschöpfung. Die letzte Sitzung bis fünf Uhr morgens.

Ich beging den Fehler, den dritten Tag als Schlußtag zu forcieren, daher kamen die Aufregungen der letzten Nacht.

. . . .

Man kann nicht alles vorhersehen. Sonst hätten wir einen glänzenden vierten Tag gehabt durch die Wendung in der Affäre Dreyfus und die Antwortdepesche des Sultans, auf die ich gar nicht rechnete.

. . . .

Mit solchen Instrumenten muß ich arbeiten. Sie zerbrechen mir in der Hand wie das hölzerne Papiermesser in der stürmischen Sitzung.

Dieses Tagebuch ist mangelhaft, ich fühle es. Das Stürmische fehlt in seiner geheimen Beschaffenheit, die ich unmittelbar nachher noch fixieren könnte und nachher vergesse. Das Leblose fehlt auch, und dessen verzagte Stimmungen würden den späteren Lesern dieser Aufzeichnungen noch interessanter sein.

* * *

Während des Kongresses bestand ich auch einen geheimen Kampf mit den Rabbinern von der schwärzesten Couleur, die gekommen waren, um sich der Bewegung anzuschließen. Sie wollten Zugeständnisse, die ich verweigerte. Ich fühlte, daß sie sich verloren geben und noch aus ihrer Niederlage herausschlagen wollen, was möglich ist. Als ich ihnen keine Konzessionen machte, gingen sie ohne solche mit.

* * *

Auch um die Banksache große Kämpfe. Die Gegner, mit dem gescheiten Bambus an der Spitze, griffen unsere schlecht gedeckte Position aber nicht geschickt an. Ich forcierte die Beratungen, um die Leute zu ermüden, als ich sah, daß sie einen für sie ungünstigen Angriffspunkt wählten und nur um den Zusatz „Palästina und Syrien“ zu Art. 2 der I. Bankresolution kämpften. Nachdem ich sie vier Stunden um diesen Punkt hatte schreien lassen, gab ich ihn auf, da er mir gar nicht wichtig war. Sie glaubten, gesiegt zu haben, und die Proposition, die Bank zu gründen — worauf es nur ankam — ging im Jubel durch.

Der einzige Fehler in der Bankdebatte war, daß ich eine halbstündige Pause eintreten ließ, in der die körperlich erschöpfte Opposition sich ein wenig stärken konnte.

* * *

Heute fahre ich mit Hechler zum Großherzog.

3. September, Bregenz.

Gestern war ich also beim Großherzog. Der Morgen war charmant frühherbstlich, als ich mit Hechler im Hotelwagen von Konstanz hinüberfuhr nach der Insel Mainau.

Meine Stimmung war wesentlich anders als damals vor Karlsruhe. Ich erwartete nicht mehr so viel von der Unterredung, die diesmal so unvergleichlich viel mehr bringen sollte.

Um elf Uhr langten wir auf Schloß Mainau an, mußten aber eine gute Stunde im hübschen Salon des Erdgeschosses warten. Hofluft. Schwere Lakaien, denen noch das Militär in den Gliedern steckt und die mit ihren

Bauernfüßen leicht über das Parkett zu schweben versuchen. Offiziere in Zivil, dann ein General (Müller?), der Hechlers Nachfolger als Prinzenerzieher war und ihn anredet. Der General sagt mit einer Pointe von Humor: „Sie haben uns damals den Weltuntergang als nahe vorhergesagt. Das habe ich Ihnen sehr verdacht. Und Sie sehen, die Welt ist noch nicht untergegangen."

Hechler stellte mich dem Humoristen vor, ich begnügte mich aber, trocken zu nicken. Die Photographie des Kongresses sah sich der General auch mit höflicher Ironie an.

. . . .

Dann mußten wir in ein Nebenzimmer treten, weil die Großherzogin mit der Herzogin von Genua den Salon passieren sollten. Solche kleine Demütigungen, die sich ja gar nicht gegen meine Person, sondern gegen alles, was nicht „Hof" ist, kehren, geben mir meine Nackensteife wieder, die ich unter einer zuvorkommenden Behandlung verliere.

Um zwölf Uhr wurden wir zum Großherzog in den ersten Stock gerufen. Er war in Zivil, Salonrock, weiße Weste, und kam mir mit großer Liebenswürdigkeit entgegen. Sein Gesicht konnte ich während der ganzen Unterredung nur im Schattenrisse sehen, weil er absichtlich mit dem Rücken gegen das Fenster saß, indes ich voll beleuchtet war, als sollte ich röntgenisiert werden.

Die Unterredung war geradezu grandios, hochpolitisch. Wenn ich sie heute veröffentlichte, wäre es eine Sensation für ganz Europa. Der Großherzog sprach mit mir in der freimütigsten Weise über die gesamte Weltpolitik, und aus jedem seiner gütigen Worte leuchtete Wohlwollen für mich und Hilfsbereitschaft für die Sache. Er gab mir aber auch einen großartigen Beweis seines Ver-

trauens, indem er die geheimsten Dinge der deutschen Politik mit mir erörterte und rückhaltlos über die Absichten des Kaisers sprach.

Er begann damit, daß er sagte, die deutsche Regierung hätte sich in Konstantinopel erkundigt, wie man sich dort zur zionistischen Bewegung stelle, und die Auskunft erhalten, daß der Sultan unsere Sache mit günstigen Augen ansehe. Aus späteren Bemerkungen ging hervor, daß die Anfrage durch Herrn von Marschall erfolgte, der beim Sultan in großer Gunst steht.

Ich konnte diese Nachrichten durch die Mitteilung ergänzen, daß ich am Tage vorher eine Dankdepesche vom Sultan erhalten habe.

Der Großherzog erzählte mir, daß er dem Kaiser einen ausführlichen Bericht über die zionistische Bewegung erstattet habe. Der Kaiser beauftragte daraufhin den Grafen Eulenburg, die Sache näher zu studieren und darüber zu referieren.

Der Großherzog erzählte mir nun, wie gut der Kaiser mit dem Sultan stehe. Dieses ausgezeichnete Verhältnis habe in der Kretafrage begonnen. Der Freundschaftsdienst, den Deutschland mit der Zurückziehung der Truppen von Kreta den Türken erwiesen, habe den allertiefsten Eindruck gemacht. Der deutsche Einfluß in Yildiz sei jetzt unbeschränkt. England sei vollständig verdrängt, von den anderen Mächten ganz zu schweigen. Und der Großherzog fügt mit lächelnder Befriedigung hinzu: „Das alles haben wir erreicht, ohne Flotte, ohne Besonderes aufzubieten. Die Wünsche Deutschlands werden unbedingt berücksichtigt. Und wenn unser Kaiser dem Sultan ein Wort sagt, wird es gewiß beherzigt. Nur müssen wir sehr vorsichtig sein. In der Weltgeschichte dauern die einzelnen Schritte manchmal sehr lange. Man

muß Geduld haben. Zunächst müssen Sie warten, bis der Kaiser zurückkommt. Wenn er Sie vorher empfinge, könnte das der Sache eher schaden. Sie wissen, welche Kommentare die Reise des Kaisers überall hervorgerufen hat. Nun ist die sogenannte Palästinafahrt, die ursprünglich nur einen konfessionellen Charakter haben sollte, jetzt eine politische geworden. Das ergibt sich schon daraus, daß der Kaiser zuerst nach Konstantinopel fährt, während er ursprünglich direkt nach Palästina wollte. Er stattet also zunächst dem Eigentümer des Landes einen Besuch ab. Von Palästina wird er dann nach Ägypten gehen, also nach einem anderen Vasallenstaate des Sultans."

Im Coupé weitergeschrieben:

Ich bemerkte, daß es sehr erwünscht wäre, wenn ich dem Kaiser vor seiner Abreise Vortrag halten könnte, damit er *en connaissance de cause* in Yildiz über den Zionismus sprechen könne.

Der Großherzog fragte: „Beabsichtigen Sie eine Staatengründung? Ich glaube, das wäre für Sie das einzig Richtige, wenn Sie die rechtliche Sicherheit haben wollen. (Das hatte ich ihm vorher gesagt, sowie daß wir uns nicht den Zufälligkeiten der Paschawirtschaft aussetzen wollten.) Man könnte eine Art finden, wie Sie die Oberhoheit des Sultans beibehalten, etwa wie in den einstmaligen Donaufürstentümern. Was dann später daraus würde (er lächelte), etwa in einem Menschenalter, das können wir ja jetzt noch nicht wissen."

Ich entwickelte nun meine oftgesagten Gesichtspunkte, unser Verhältnis zu den Umsturzparteien, das ihm offenbar gefiel. (*Parbleu!*)

Als ich erwähnte, welche Folgen der Zionismus in Rußland gehabt habe, wo die Sozialisten und Anarchisten sich

zum Zionismus bekehren, weil wir ihnen ein Ideal gegeben haben, da nickte er lebhaft und sagte: „Das sollte Pobedonoszew wissen. Sie müßten ihm das mitteilen.“

Ein Hauptbedenken fand er darin, daß gewisse Kreise der Juden im Parteiergreifen der deutschen Regierung etwas Antisemitisches erblicken würden. Man sähe bisher im Zionismus eine Abart des Antisemitismus. Und er erwähnte, daß Rothschild während der algerischen Judenexzesse der französischen Regierung gedroht habe, er werde das Land verlassen, wenn man keine Ruhe schaffe. Darauf sei dann ein neuer Gouverneur nach Algier geschickt worden. Er schien eine ähnliche Exodaldrohung seitens der deutschen jüdischen Financiers zu befürchten.

Ich versuchte, ihn darüber aufzuklären. Die deutschen Juden würden in dem Augenblicke nichts mehr gegen den Zionismus haben, wo sie sicher wären, daß man ihnen das nicht als unpatriotisch auslegen werde. An einen Auszug aller Juden sei ohnehin nicht gedacht. Dann erst recht werde die Resorption beginnen. Und gleichwie die hugenottischen Familien, die noch heute in Deutschland blühen, gut resorbiert worden sind, so werde es dann auch mit den jüdischen sein. Ja, wenn dann ein Heine für die Deutschen dichtet, wird man ihn nicht als Juden wegstoßen, sondern sich darüber freuen, daß er die schönen deutschen Lieder gesungen hat.

Gleichwie Chamisso, der auf Schloß Boncourt zu Hause ist, als guter deutscher Dichter gilt.

Ich machte überhaupt darauf aufmerksam, daß mit den Juden ein deutsches Kulturelement in den Orient käme. Beweis dafür: deutsche Schriftsteller — wenn auch von jüdischer Abstammung — führen die zionistische Bewegung. Die Kongreßsprache war die deutsche.

Die überwiegende Mehrheit der Juden gehört der deutschen Kultur an.

Wir brauchen ein Protektorat — das deutsche wäre uns demnach das liebste. Allein können wir die Sache nicht machen; man muß uns helfen, wenn man unsere Bestrebungen als gerechte erkennt, usw. das oft Gesagte, diesmal aber vor der rechten Schmiede.

Das alles gefiel ihm. Er sprach auch über den Antisemitismus, ganz im Sinne Kaiser Friedrichs. Es sei eine häßliche Bewegung, zunächst antisemitisch, dann antikapitalistisch, endlich anarchistisch.

Hechler mischte sich ab und zu mit prophetischen Bemerkungen über *the return of the Jews* ein. Der Großherzog hörte ihm milde lächelnd zu, nickte aber mir Beifall zu, als ich sagte:

„Diese Dinge entziehen sich meiner Beurteilung. Ich kann nur davon sprechen, was ich sehe.“

Der Großherzog sagte hierauf: „Ja, wir wollen die Sache nur als eine weltgeschichtliche, nicht als eine theologische betrachten.“

Hechler sprach von der Bundeslade, die Henning Melander aufsuchen will. Ich fragte, ob der Großherzog diese Artikel in der „Welt“ gelesen habe. Er bejahte, und dann sagte er, daß der Kaiser über die Bundeslade sprechen wolle, wenn die Disposition dafür in Yildiz vorhanden sein werde. Die Bundeslade interessiere den Kaiser außerordentlich, und deren Auffindung wäre ja etwas Weltgeschichtliches.

Die Erlaubnis zu Nachforschungen nach der Bundeslade zu erhalten, sei einer der Wünsche, die der Kaiser dem Sultan äußern wolle.

Es kam noch vielerlei Interessantes und Merkwürdiges vor. Er sprach von den kleinen Intrigen, die jetzt der

Fürst von Bulgarien mache, und wie Deutschland auch da zwischen den Balkanfürstchen und der Pforte interveniert habe — Milan in Serbien sei das beunruhigende Element. Er müsse mir sagen, was ich als Österreicher wohl ungern hören würde, daß Österreich nicht mehr den Einfluß zu solchen Interventionen habe.

Wir sprachen dann über Österreich — er immer mit dem größten Freimut und Vertrauen — und wie die jetzige verfahrene Situation zu beklagen sei. Der neueste Vorschlag sei, aus Österreich einen Staatenbund zu machen.

„Das wäre das Ende", sagte ich. „Wen sollte man an die Spitze der einzelnen Länder setzen?"

„Erzherzöge vielleicht!" sagte der Großherzog.

„Ich glaube nicht, daß das ginge", erwiderte ich. „Der Fall ist anders als in Deutschland. Dieses ist stärker als Staatenbund, Österreich aber würde schwächer. Es fehlt das einigende Band. Nur die Dynastie ist das. Die Erzherzöge könnten nicht Landesfürsten, sondern nur Statthalter sein. Der Fürst muß aus dem Boden herauswachsen."

Und noch viele andere merkwürdige Worte, die mir momentan nicht alle gegenwärtig sind, tauchten auf. Er sagte endlich um $^3/_4$ 2 mit liebenswürdigem Bedauern, daß er uns jetzt entlassen müsse. Er drückte mir lange die Hand, versicherte mich seiner Hilfe und seines Wohlwollens, und daß er ganz bei der Sache sei. Und als ich schon einige Schritte gemacht hatte, kam er mir nochmals nach und drückte mir noch einmal die Hand.

Ich empfahl mich.

Hechler blieb noch einige Minuten zurück, fragte, ob die Tatsache dieser Audienz veröffentlicht werden dürfe. Der Großherzog gestattete es. Ich aber sagte dann Hech-

ler, der es ihm heute ausrichten wird, daß ich lieber auf die Publikation verzichten will, um lieber in aller Stille operieren zu können. Es würde zu mißtrauischen Diskussionen Anlaß geben, wenn bekannt würde, daß er sich für den Zionismus interessiere — knapp vor der Palästinafahrt des Kaisers.

* * *

Brief an Bacher, datiert aus Bregenz, 3. September.

Verehrter Freund!

(Streng vertraulich.)

Der Kongreß ist vorüber. Ich bedauere, nicht meinetwegen, daß die N. Fr. Pr. von diesem Ereignis abermals keine Notiz genommen hat. In meiner Ihnen wohlbekannten Ergebenheit für Sie und unser Blatt halte ich mich aber dennoch verpflichtet, Ihnen zu sagen, daß ganz große Dinge bevorstehen. Der Sultan hat mir nach Basel eine Dankdepesche geschickt. Der Großherzog von Baden lud mich ein, ihn nach dem Kongreß zu besuchen. Gestern war ich auf Schloß Mainau, hatte mit ihm eine zweistündige Unterredung, die das größte Aufsehen in der ganzen Welt erregen würde, wenn ich sie veröffentlichte. Der Kaiser wird, bevor er nach Palästina geht, den Sultan in Konstantinopel besuchen.

Es ist für die N. Fr. Pr. die höchste Zeit, die zionistische Bewegung zu registrieren. Ich stelle Ihnen noch einmal einen Artikel über den Zionismus zur Verfügung, den ich zeichnen will, so daß es nicht als die Anschauung der Redaktion genommen werden kann. Daß ich vorsichtig zu schreiben verstehe, wissen Sie.

Ihre Antwort erbitte ich nach Unterach am Attersee.

Wenn Sie von meiner Anregung keinen Gebrauch machen wollen, so rechne ich doch auf Ihr vollkommenes

Stillschweigen jedem gegenüber, wie wenn ich Sie vorher um Ihr Ehrenwort gebeten hätte.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr treuergebener

Th. H.

9. September, Unterach.

Den Brief an Bacher schickte ich nach reiflicher Erwägung nicht ab. Wolffsohn, der mich hierher begleitete, stimmt mir darin bei.

* * *

Gestern schrieb ich dem Großherzog, daß ich von seiner mir durch Hechler zugemittelten Erlaubnis, die Audienztatsache zu publizieren, vorläufig aus Opportunität keinen Gebrauch mache.

* * *

Gleichzeitig an den Wiener Botschafter Eulenburg, daß mir der Großherzog mitteilte, er sei vom Kaiser mit dem Referat über unsere Bewegung beauftragt. Ich möchte den Kaiser vor dessen Palästinafahrt sprechen. Wenn Eulenburg Informationen wünsche, sei ich bereit, auf einen Tag nach Wien zu kommen.

15. September, im Coupé nach Wien.

Gestern erhielt ich von Eulenburg eine Depesche: „Bin 16. morgens neun Uhr deutsche Botschaft zu sprechen. Eulenburg."

Darauf entschloß ich mich, sofort nach Wien zu reisen. Der Deutsche Kaiser kommt am 17. zur Leichenfeier der ermordeten Kaiserin nach Wien, wird mich vielleicht empfangen.

* * *

Vieles vom Kongreß habe ich diesmal einzutragen versäumt.

Nordau war charmant, freundschaftlich und klug. Er hat sich in den zweiten Platz gefunden und glänzte dadurch erst recht. Diesmal war er auch schon ganz Zionist, während er das erstemal das Wort und den Gedanken gar nicht als die seinigen gebrauchte. Im vorigen Jahre referierte er nur über den Zionismus.

Er war gegen die Verschweigung des Finanzberichts. Es sei rühmlicher, einzugestehen, daß wir schwach seien und nur ein Heer von Bettlern und Narren hätten. Ich liefe Gefahr, verdächtig zu werden, wenn nicht über das Geld Rechnung gelegt würde. Ich blieb starr bei meiner Ansicht.

Er sagte endlich, er stehe am Ufer und sehe mir zu, wie ich inmitten des Flusses mit den Wellen kämpfe. (Wahr!) Ich schwimme gut und kräftig. Sieht er mich aber in Gefahr, so will er mir nachspringen und mich herausbringen.

16. September, Wien.

Heute vormittag bei Eulenburg.

Als ich ins Botschaftspalais kam, war der Graf eben nach Schönbrunn zum Kaiser berufen worden, weil die Nachricht ging, der Prinzregent von Bayern sei vom Schlage gerührt worden.

Ich mußte eine Stunde mit Hechler warten, der von Eulenburg die Erlaubnis erhalten hatte, einen kleinen Salon zu einem Palästina-Museum für den Kaiser, der morgen eintrifft, einzurichten. Hechler geriet beim Aufspannen seiner Tabellen in Schweiß und warf endlich den Rock ab. In Hemdärmeln schaffte er weiter. Endlich war alles hergerichtet: Tempelmodelle, Karten, Gipsabgüsse alter Funde usw.

Gegen halb elf kam der Graf zurück, entschuldigte sich und begann ein liebenswürdiges Gespräch, nachdem er Hechlers Kuriositäten besichtigt hatte.

Er ist ein großer, eleganter Mensch auf der anderen Seite des Lebensbergs. Etwa 55 Jahre, scheint aber noch eine Zukunft zu haben. Reichskanzler vielleicht?

Er macht den Eindruck der vollständigen Selbstbeherrschung. Man hat einen Menschen vor sich, der verschlossen wie eine eiserne Kasse ist. Er blickt einen voll an, und doch ist nichts in seinen kalten blauen Augen, in dem grau spitzbärtigen, faltigen Gesicht zu lesen. Plötzlich öffnet sich die eiserne Kasse, obwohl er keine Miene verzogen hat. Es liegt nur im Ausdruck der blauen, harten Augen, die weich werden können. Und beim Abschied, während er noch eben mich voll und freundlich angesehen, schloß er sich plötzlich wieder zu.

Er leitete das Gespräch mit den Bedenken ein: der Boden Palästinas sei ohne Humus, und die Türken würden die Einwanderung von zwei Millionen Menschen ungern, ja mißtrauisch, ansehen.

Der Sultan sei ja — er blickte mich tief an — geradezu verbrecherisch vor Angst.

Er sprach ziemlich lange, fest, obwohl er offenbar die Sache noch nicht kennt.

Dann nahm ich das Wort, sagte alle die Dinge, die ich schon so oft gesagt: im „Judenstaat", im „Basler Kongreß" usw. Ihm waren sie neu und fesselten ihn sichtlich.

Er fragte, was ich denn vom Kaiser in Konstantinopel wolle; ob dieser dem Sultan sagen solle, daß er uns das Land und die Autonomie geben möge.

Ich sagte: Nein, der Kaiser sollte nur dafür ein Wort einlegen, daß der Sultan sich mit uns in Verhandlungen einlasse. Die Sache sei ja sehr kompliziert. Um die Ein-

wanderungserlaubnis handle es sich uns gar nicht. Wir nehmen das Land nur mit einer Autonomie.

Die blauen Augen wurden öfters dunkel, während ich sprach. Er wurde zusehends wärmer.

Er hatte schon anfangs versprochen, daß er dem Kaiser zureden wolle, mich zu empfangen, wenn er jetzt zur Jagd nach Ostpreußen führe, denn er werde den Kaiser dahin begleiten.

Morgen in Wien werde mich der Kaiser wohl kaum empfangen, denn er käme um ein Uhr mittags an, führe um neun abends wieder fort. In den wenigen Stunden werde er viele Emotionen haben, auch mit dem Reichskanzler v. Bülow und anderen konferieren müssen. Ich lancierte hierauf den Vorschlag, daß ich vielleicht im Hofzug des Kaisers mitfahren und ihm unterwegs Vortrag halten könnte.

Eulenburg dachte darüber nach und wollte es auch morgen gelegentlich vorbringen.

Ich glaube, den stärksten Eindruck machte es aber doch auf ihn, als ich sagte: „Unsere Bewegung existiert; ich erwarte, daß eine oder die andere Macht sich ihrer annehmen wird. Ich dachte ursprünglich, England werde es sein. Es lag in der Natur der Dinge. Es wäre mir aber noch sympathischer, wenn es Deutschland wäre. Die Juden sind jetzt überwiegend deutscher Kultur. Ich sage das nicht, weil ich jetzt auf der deutschen Botschaft bin, sondern weil es wahr ist. Beweis: die Verhandlungssprache der beiden Baseler Kongresse."

Die Erwähnung Englands, in dem ich mich bisher getäuscht hatte (das sich ja aber vielleicht doch noch melden könnte), war der *coup final*.

Plötzlich erklärte er, es wäre ihm erwünscht, wenn ich morgen mit Bülow spräche. Dieser komme vom Semme-

ring herein, werde an der Leichenfeier nicht teilnehmen und könne mit mir vielleicht reden.

Ich stellte mich zur Verfügung und werde von zehn Uhr ab morgen vormittag in der „Welt" warten.

Als ich an der Türe war, schlossen sich die blauen Augen wieder eisern zu, bei offenen Lidern.

Ich hatte die äußere, er die innere Klinke der Tür in der Hand, als ich ging. Als ich etwas langsam zuzog, spürte ich einen stärkeren Gegendruck von innen.

Nachmittags war das Aktionskomitee bei mir. Ich berichtete ihnen. Die beiden Marmoreks begrüßten den Erfolg enthusiastisch, Dr. Kahn war neugierig, Schnirer und Kokesch nahmen die Sache beinahe als selbstverständlich hin.

Einmal machte ein armer Börsengalopin einen Treffer von 50000 Fl. In der ersten Stunde war er fast wahnsinnig vor Freude. In der zweiten sagte er:

„50000 Fl.! Hasst ä Tusch!"

* * *

. . . .

18. September, Ischl.

Gestern war ein merkwürdiger Tag, der ein Lostag für die Bewegung hätte werden können. Würde mich der Kaiser empfangen?

Ich schlief lange, war gar nicht nervös und kam erst knapp um zehn Uhr vormittags aus meiner Cottagewohnung ins Bureau der „Welt". Schon hatte man von der deutschen Botschaft telephoniert, ich solle um elf Uhr hinkommen.

Um elf Uhr fuhr ich vor. Der Portier sagte, Graf Eulenburg sei nicht da. Ich erwiderte, ich wolle zu Herrn

v. Bülow, was den Lakaien überraschte. Auf der Treppe kam mir schon der Jäger entgegen: Exzellenz erwarte mich.

Bülow empfing mich in seinem Wohnzimmer bei offenen Koffern — er war eben erst angelangt. Er kam mir mit hinreißender Liebenswürdigkeit entgegen, er habe schon viel von mir gelesen, freue sich, mich kennen zu lernen usw.

Da wurde ich schwach. Eulenburg, der mich kühl empfangen hatte, trat ich entschlossen entgegen, redete eisern und klar. Bei Bülow wurde ich leider ein eitler Schriftsteller und bemühte mich mehr, *mots* zu schleifen als ernst zur Sache zu reden. Das war einfach ein Anfall von Schwäche, hervorgerufen durch sein charmantes Benehmen. Nach der Unterredung hatte ich das Treppengefühl, *d'avoir été bercé et roulé.*

Bülow macht nicht den Eindruck des Preußen, sondern etwa eines norddeutschen Österreichers: glatt, verbindlich, stellenweise beinahe süß, eher *vieux jeu* der Diplomatie als das neue eiserne der Bismarckschen Epoche. Er ist groß und schlank, aber nicht stramm, ein freundliches Gesicht mit eher weichen Augen, kleinem blondgrauen Schnurrbart, sonst rasiert; Habitus eines alten Leutnants, der früh seinen Abschied genommen hatte, weil ihn die Gamaschen langweilten. Hat offenbar auch künstlerische Neigungen. (Eulenburg erwähnte vorgestern, daß er künstlerische Neigungen habe.)

Daraus läßt sich schließen, welcher geniale Wind von oben weht. Der preußische Hof scheint mehr Kunstgedanken zu haben, als man annimmt.

Unsere Unterredung war leider mehr eine Plauderei als ein straffes politisches Gespräch. Es ging auch vom Hundertsten ins Tausendste; der antisozialistische Teil

des Zionismus wurde am ausführlichsten besprochen, umtändelt wäre richtiger; dagegen war vom orientalisch kolonialen und politischen wenig die Rede.

Bülow war schon über den II. Kongreß informiert gewesen, fragte mich, warum die N. Fr. Pr. geschwiegen und die Frankfurter Zeitung so unfreundlich geschrieben habe. Ich erklärte es ihm mit der Furcht der judenliberalen Zeitungen, die Antisemiten würden ihren Patriotismus in Zweifel ziehen.

Es sei bedauerlich, fügte ich hinzu, daß unsere Bewegung eigentlich nur durch Epigramme und Karikaturen bekannt werde; aber wenn man Nerven habe, sei schließlich auch das ein gutes Mittel zur Popularisierung der Idee.

Er nickte lächelnd.

Darauf setzte ich meine Theorie vom Abfluß der überschüssigen Judenmassen auseinander. Er pflichtete mir bei, daß durch diese Auswanderung das Los und die Situation der bleibenden Juden sich bessern würden. Es gäbe auch Juden genug, die man durchaus nicht gern ziehen ließe. Aber die würden jedenfalls dableiben. Er glaube überhaupt nicht, daß ich viele Anhänger aus Mittel- und Westdeutschland mitbekäme; nur aus dem Osten, und etwa noch die wirtschaftlich Gedrücktesten, denen dann einige Idealisten als Führer vorangehen würden.

Auch er bestätigte mir, was schon Eulenburg gesagt: daß der Kaiser keineswegs ein Antisemit sei, wie man ihn verschrien habe. Er sei nur gegen die destruktiven Juden.

Da waren wir beim Sozialismus, ich gab meinen Standpunkt klar, daß es eine Torheit der Juden sei, sich dem Sozialismus anzuschließen, der sich demnächst entjuden werde. Auch sei der Jude in der Faser nicht Sozialist.

Ich erzählte, was ich unlängst gelesen: wie das vormosaische Ägypten ein sozialistischer Staat gewesen sei. Moses schuf durch den Dekalog die individualistische Gesellschaftsordnung. Und die Juden seien und blieben Individualisten.

Auch das gefiel ihm. Er zitierte Heine, der von den „Gleichheitsflegeln“ gesprochen. Die Juden, meinte Bülow, würden sich mit der Gleichmacherei nie abfinden. Er habe über den sozialistischen Zukunftsstaat einmal mit einem Sozialistenführer gesprochen. Das werde wie ein Mohnfeld sein, auf dem jede höhere Blume geköpft würde. Langweilig und talentlos werde dieser Staat auch sein.

Ist das Courtoisie für den Gast, oder wirklich so? Eulenburg wie Bülow äußerten sich in einer Weise über die Juden, daß sie bei einer Publikation ihrer Worte in den Verruf, die schlimmsten Philosemiten zu sein, kämen.

Manche Details des unruhig herumhuschenden Gesprächs sind mir schon entfallen. Als ich Bülow des Großherzogs Worte erzählte: er werde für den Geeignetsten gehalten, eine so schwierige und delikate Sache wie den Zionismus unanstößig zu präsentieren, da verbeugte er sich ganz gerührt, und in diesem Augenblick war er der Schwächere. Aber gleich hatte er die Oberhand, als er sagte: „Wenn wir nur so weit wären, dann fände sich auch das Wort der Situation. Ob ich oder Sie oder ein anderer Klügerer es sagt, ist ja gleichgültig. Ich sehe die Schwierigkeit vor allem darin, dem Sultan einen solchen Rat zu geben, er solle sich mit Ihnen einlassen. Sicher würde es auf ihn großen Eindruck machen, wenn der Kaiser ihm einen solchen Rat gäbe. Aber wir müßten daran denken, daß andere davon nichts erfahren, sonst könnte die ganze Kombination gestört werden.“

Ich erriet, daß er nicht dafür sei, mich vom Kaiser in Wien oder im Coupé empfangen zu lassen. Er sagte es nicht direkt heraus, aber ich fühlte es trotz seiner Liebenswürdigkeit heraus. War ich zu geschwätzig gewesen und hatte ihm den Eindruck gemacht, nicht das Maul halten zu können? Oder haben sie schon so ernste Absichten mit uns, daß sie diesen Plan behutsam ausführen wollen? Das werde ich erst später erfahren.

Über den sozialistischen Teil der Frage haben wir uns jedenfalls gut verständigt. Es imponierte ihm, als ich die Tatsache erzählte, wir hätten an der Wiener Universität die Studenten dem Sozialismus weggenommen. Manche glaubten vielleicht, „drüben" den sozialistischen Zukunftsstaat einzurichten; aber das wäre nicht meine Ansicht. Manches könnten wir etwa besser einrichten als in einer alten Gesellschaft, aber im ganzen werde es wohl beim alten bleiben müssen. Dächte ich anders, dann erst wäre ich ein Utopist.

Er hatte wieder sein charmantes Lächeln: „Ja, das wäre dann die Πόλις des Plato!"

Wir hatten etwa dreiviertel Stunden geplaudert. Ein Diener trat ein, richtete was her. Da bat mich Bülow plötzlich um Entschuldigung: er müsse zur Bahn, den Kaiser erwarten.

Und ehe ich noch alles hatte entwickeln können, war die Unterredung jäh zu Ende. Er verabschiedete sich ungemein liebenswürdig. Ich gab ihm noch den Erterschen Artikel in Nr. 37 der „Welt", sagte, daß darin die französischen Ansprüche auf den Orient als rechtlich noch weniger begründbar dargestellt seien, als die etwaigen Ansprüche anderer. Er war auch ganz dieser Ansicht, versprach, den Artikel zu lesen. Ich bat noch, mich, wenn möglich, dem Kaiser vorzustellen, wäre es auch im

Coupé auf der Rückfahrt. Ich wolle mich gern in einem Fourgon zur Verfügung halten. Er nickte wieder. Er sagt nie Nein — auch nie Ja.

Dann ging ich und wußte gleich auf der Treppe, daß nichts daraus werden würde — entweder weil ich irgendeinen Fehler begangen habe, oder weil er es nicht für opportun findet.

Gleich berief ich auch meinen guten Hechler, um noch von der Situation zu retten, was zu retten sei.

Hechler wartete auch während des ganzen Diners in der Botschaft (nach der Leichenfeier der Kaiserin) beim Portier. Dem Grafen Eulenburg schickte er seine Karte, daß er unten sei und sich zur Verfügung halte. Aber es wurde kein Gebrauch von ihm gemacht.

Ich selbst wartete von fünf Uhr abends an auf den Ruf in der „Welt". Ich spannte mir einen Flor auf den Hut, kaufte schwarze Handschuhe, um in der schicklichen Hofverfassung auf den Bahnhof zu kommen. Es wurde acht — halb neun — dreiviertel neun. Da rief mich Hechler ans Telephon. Eben sei der Kaiser mit Eulenburg zur Bahn gefahren — ohne sich meiner zu erinnern.

Ich war ziemlich dekonzertiert und fuhr nach der Westbahn, um nach Ischl zu fahren. Hechler begleitete mich. Wir verabredeten, was er heute Eulenburg sagen solle. Ich wollte Eulenburg noch von Unterach schreiben. In Ischl bekam ich eine Depesche von Oberst Eiss, die Deutsche Botschaft habe telephoniert, ob ich noch in Wien sei. Er antwortete: Nein. Ob er mich von Ischl rufen solle? Nicht nötig, sagte man; die Mitteilung werde schriftlich erfolgen.

Wäre noch nicht alles verloren?

Immerhin habe ich die Zusage von Eulenburg und Bü-

low, daß sich die deutsche Regierung unser in Konstantinopel annehmen wolle.

Vederemo!

21. September im Coupé am Züricher See.

Bis zu meiner Abreise von Unterach gestern abend ist keine Nachricht von Eulenburg gekommen. Ich muß also glauben, daß ich die Situation nach der Unterredung mit Bülow richtig beurteilt habe. Ich werde den Kaiser nicht sprechen können.

Um noch einen letzten Versuch zu machen, will ich von Paris aus an Eulenburg folgendes schreiben:

Ew. Exzellenz

danke ich ergebenst dafür, daß Sie mich in Wien anhörten, Ihre Hilfe in Aussicht stellten und mir Gelegenheit gaben, mit Herrn v. Bülow zu sprechen. Leider blieb die letztere Unterredung unvollständig, da Se. Exzellenz zur Bahn mußte, um Seine Kaiserliche Majestät zu erwarten. Die Erörterung war nicht über diejenigen Punkte hinausgelangt, welche eine Bekämpfung und Schwächung der Umsturzparteien durch unsere Bewegung vermuten lassen.

Ursprünglich hatte ich ja geglaubt, daß schon dies uns den hohen Schutz Sr. Majestät erwerben werde. Nach den Bemerkungen Sr. Königl. Hoheit des Großherzogs von Baden darf ich aber annehmen, daß auch der weitere Gang unserer Bewegung im Orient, falls es uns gelingen sollte, den geordneten Abfluß der anzusiedelnden Proletarier einzuleiten, das Interesse der deutschen Politik fesseln würde. Tatsächlich ist es ja ein Element von deutscher Kultur, das mit den Juden nach dem östlichen Ufer des Mittelmeers käme.

Ich bitte Ew. Exzellenz, es mir nicht als eine Unbescheidenheit auszulegen, wenn ich noch einmal mein Er-

suchen um eine Audienz bei Sr. M. vortrage. Es ist von der höchsten Aktualität. Ich will mir nicht später den Vorwurf machen, diesen wichtigen Augenblick nicht verstanden zu haben. Ein Wort des Kaisers kann die größten Folgen für die kommende Gestaltung der Dinge im Orient haben. Ich möchte namentlich die Aufmerksamkeit des hohen Herrn auf einiges, was ich schon Ew. Exz. kurz andeutete, hinlenken:

1. Die Erleichterung für die inneren Zustände der einzelnen Länder, wenn die als überschüssig empfundenen Teile der jüdischen Bevölkerung abgeleitet werden. Derzeit liefern sie den Umsturzparteien Führer und Unteroffiziere.

2. Jedes Land gäbe im natürlichen Fluß der Dinge nur so viele Juden ab, als es entbehren kann. In jedem Lande käme der Abfluß mit dem Antisemitismus selbst zum Stillstande. Denn der in den höheren wirtschaftlichen Schichten ohnehin nicht vorhandene oder doch geringe Anreiz zur Auswanderung entfiele alsdann.

3. Für die Türkei bedeutet der Zufluß eines intelligenten, wirtschaftlich energischen Volkselements eine unverkennbare Kräftigung. Darum wäre es ein Freundesrat, den der Kaiser dem Sultan gäbe. Dieser möge sich in — vorläufig unverbindliche und vollständig geheime Unterhandlungen mit den Zionisten einlassen.

Die Türkei hätte direkte Vorteile (in einer großen Geldleistung von unserer Seite und vielleicht der weiteren Ordnung ihrer Finanzen) und indirekte Vorteile durch die Hebung des gesamten Verkehrs.

4. Die Rückkehr selbst der halbasiatischen Juden unter der Führung vollständig moderner Menschen müßte zweifellos die Assanierung dieses verwahrlosten Orientwin-

kels bedeuten. Kultur und Ordnung käme dahin. So wäre die Wanderung der Juden schließlich ein effektiver Schutz der Christen im Orient.

5. Im Bedürfnis des ganzen nichtrussischen Europa liegt die Schaffung eines kürzesten südlichen Weges nach Asien: das ist die Eisenbahn vom Mittelmeer an den persischen Golf. Die Juden könnten, müßten diese Völkerstraße bauen, welche anders unternommen vielleicht die schwersten Rivalitäten hervorriefe.

Aus allen diesen Gründen wage ich es, um Anhörung bei Sr. Majestät noch vor der Abreise nach Konstantinopel zu bitten.

Eine sonderbare, mir völlig unerwartete Verstärkung meiner Argumentation finde ich jetzt in der inneren Lage Frankreichs. Ich habe vier Jahre hier gelebt und kenne das Land einigermaßen. Dennoch bin ich diesmal ganz betroffen von den Fortschritten, welche die Desorganisation in kurzer Zeit gemacht hat. Dieses Frankreich muß sich in jedes *fait accompli* fügen, durch welches es nicht geradezu bis zur Bewußtlosigkeit gereizt wird.

Was ich da ganz einfach und ganz ernst sage, möge durch die Güte Eurer Exzellenz den Weg zum Genie des Kaisers finden.

Die Reise nach dem Heiligen Lande ist jetzt als eine Wallfahrt Sr. Majestät groß gedacht. Aber sie kann mehr werden; die Bedeutung einer Geschichtswende im Orient kann sie erlangen, wenn die Rückkehr der Juden eingeleitet wird.

Und gerade dieses Größere würde eine Weile verborgen bleiben. Es wäre wie oben im Gebirge, wo man auch nicht gleich die Scheide merkt. Aber dann fließen die Wässer anders.

Ich empfehle die Sache, die ich in aller Demut vertrete,

dem Wohlwollen Eurer Exzellenz und verharre in ausgezeichnetster Hochachtung

Ihr ganz ergebener

Dr. Theodor Herzl.

Dazu ein zweiter Bogen:

Da ein an Ew. Exzellenz gerichteter Brief die Aufmerksamkeit der hiesigen Post erwecken könnte, lasse ich ihn in Köln zur Post geben. Meine Adresse ist bis inklusive 29. September: Paris, Hotel Castille, rue Cambon, dann bis 1. Oktober: Amsterdam, Doelen-Hotel, vom 2. bis inklusive 5. Oktober: Burlington-Hotel, Cork-Street, Piccadilly, London W. Dann wieder in Wien. Eine Nachricht erhalte ich wohl am unauffälligsten durch die deutsche Legation des betreffenden Ortes. Ich wäre sehr glücklich, wenn ich den Befehl erhielte, von London zu Sr. Majestät zu reisen. Ich stehe aber selbstverständlich schon früher oder auch später an jedem beliebigen Orte zur Verfügung.

24. September, Paris.

Den Brief an Eulenburg schreibe ich im Hotel Castille, in dem Zimmer, an dem Tisch, an welchem ich den Judenstaat schrieb.

* * *

Vorgestern war ich bei Nordau, gestern bei Zadok Kahn.

Nur Gespräche.

29. September, im Coupé nach Holland.

Den französischen Juden ist offenbar nicht zu helfen. Sie heizen mit dem Bett ein. Sie suchen Schutz bei den Sozialisten und Zerstörern der jetzigen bürgerlichen Ordnung.

Zadok war vergnügt, weil es sich jetzt nicht mehr um Dreyfus, sondern um Zola handle, und um Picquart.

Haag, 30. September.

Die französischen Juden sind für uns absolut nicht zu haben. Sie sind richtig keine Juden mehr. Freilich sind sie auch keine Franzosen. Sie werden wahrscheinlich die Führer der europäischen Anarchie werden.

* * *

Ich hatte noch eine Abschiedsunterredung mit Nordau. Er sagte, er könne sich der Bewegung nicht so zur Verfügung stellen, wie er gerne wollte. Er würde seine Stellung bei der Vossischen Zeitung und seinen Erwerb gefährden. Leider wahr. Es ist ein Jammer, daß wir eine agitatorische Kraft wie ihn nicht erhalten können.

Meine Ergebnisse beim Großherzog und Bülow behandelt Nordau skeptisch. Von Bülows Entgegenkommen hält er gar nichts. Bülow habe nur mit einem interessanten Menschen, der in letzter Zeit von sich reden machte, plaudern wollen.

* * *

Nordau zeigte mir einen Brief von Gaster, der ihn beschwört, mit nach London zu kommen, da ich mich nun einmal nicht abhalten ließe.

Das Benehmen von Bentwich und Gaster, die mich in Basel aufforderten, Anfang Oktober nach London zu kommen und jetzt dagegen sind, ist sonderbar.

Ich habe für Gasters Brief nur eine Erklärung: er will mein Erscheinen durch das Nordaus abschwächen. Die Versammlung soll nicht für einen Mann abgehalten werden. Zwei Männer sind weniger als einer, meint Gaster, dem es sich um die „*supremacy*“ zu handeln scheint.

Nordau hat aber keine Lust, sich als Zweiter herzugeben, und fährt nicht nach London.

Haag, 30. September.

Wieder durch die duftende holländische Landschaft gefahren. Aber anders als einst. 1885 war ich ein inhaltsloser, junger Träumer, der nur die Form der Dinge sah.

Heute sagt mir das Land anderes.

Ich sehe plötzlich eine Stadt aus der Ebene aufsteigen, ohne Berg, Fluß oder Meer, sozusagen ohne Veranlassung. Das ist Haag.

Ein Beweis, daß der Wille die Städte erhebt.

Wenn ich mit dem Finger auf einen Punkt zeige: hier soll eine Stadt sein, so entsteht da eine Stadt.

Ganz Holland ist ein Beweis dafür, was der Mensch aus dem undankbarsten Boden ziehen kann.

Als verliebter Jüngling sieht man unter jedem Frauenhut seine Geliebte.

So ist mir jetzt alles Anregung und Erinnerung an meine Idee.

Haag, 1. Oktober.

Kann, zu dem ich wegen der Bank hierherkam, führte mich gestern zum Maler Israels. Ein kleines, flinkes, kluges, altes Jüdchen. Er malt eben einen harfenspielenden David vor Saul. Ich erklärte ihm den Zionismus und warb ihn. Er fand den Gedanken schön.

2. Oktober, 6 Uhr früh.

Das Ereignis des gestrigen Tages will ich unterwegs buchen.

Ich schreibe jetzt an Eulenburg:

Ew. Exzellenz

danke ich ganz ergebenst für Ihren so gütigen Brief und alles, was er enthält.

Ich werde Mittwoch abend von London direkt nach Berlin fahren und mich sofort nach der Ankunft bei Ew. Exzellenz melden, da ich nur bis Freitag abend in Berlin bleiben kann. Meine Berliner Adresse ist Palast-Hotel, Potsdamer Platz.

In tiefster Dankbarkeit und Verehrung verharre ich als Ew. Exzellenz

aufrichtig ergebener

Dr. Th. H.

2. Oktober, auf dem Dampfboot von Vlissingen nach Queenborough.

Gestern hat sich folgendes begeben. Ich fuhr morgens mit Kann aus dem Haag nach Amsterdam, wohin ich mir meine Briefe bestellt hatte. Ich erwartete nicht oder doch nur *vaguement,* daß mir Eulenburg antworten werde.

Im Doelen-Hotel sagte man mir, es sei schon vorgestern ein Herr dagewesen, der mich suchte. Da ich nur Eulenburg und meiner Familie geschrieben hatte, daß ich in Amsterdam, Doelen-Hotel wohne, ahnte ich gleich etwas.

Zur Gewißheit wurde die Vermutung, als ich den kleinen Brief Eulenburgs erhielt, die Beichaise zum großen Brief. Ich fuhr sofort nach dem deutschen Konsulat, wo man mich ohne die *morgue officielle* empfing. Der Sekretär sagte mir, man erwarte mich schon seit gestern. Ob ich mich aber legitimieren könne. „Denn das kann uns den Hals kosten.“ Ich legitimierte mich mehr psychologisch als kartographisch, da ich keinerlei Papiere

mithatte. Mein Paß war im Haag. Ich flößte ihnen Vertrauen zu meiner Identität ein. Der Vizekonsul war noch liebenswürdiger, als er mir den Brief Eulenburgs aushändigte.

Ich las den Brief im Wagen, und war davon zunächst wie betäubt. Das Kolossale, was da erreicht war, berührte mich zunächst unangenehm. Ich sah gleich die schweren Konsequenzen, die das für mich bei der N. Fr. Pr. haben kann. Wenn ich nach Ablauf meines Urlaubs statt ins Bureau einzurücken nach Palästina gehe, kann mich das ganz einfach meine Stellung kosten. Andererseits kann ich einen Wunsch des Kaisers, der ein Befehl ist, nicht unbeachtet lassen. Eulenburg schreibt, es wäre eine Enttäuschung für den Kaiser, wenn er mich nicht in Jerusalem sähe. Da gibt es also kein Zaudern. *C'est l'engrenage.* Ich kann mir nicht anders helfen. Ich muß auch meine Stellung dransetzen.

Im Haag wartete schon Wolffsohn auf mich. Zuerst sagte ich ihm und Kann nicht, was in dem Briefe stand. *J'étais littéralement bouleversé.* Ich fuhr auf dem Rad allein nach Scheveningen, beruhigte mich durch die Leibesübung und den Anblick des schönen Abendmeeres. Ein Sonnenuntergang in geröteten Wolken, irgendein Wolkendrama von unbekannter Melodie und Handlung, das sich zwischen dem matten Himmel und dem schimmernden Meer in blutigen Katastrophen unverständlich, aber ergreifend abspielte.

An dem Tag hatte ich auch viel anderes Schönes gesehen. Die braungrüne, leise duftende Landschaft zwischen Haag und Amsterdam. Das tiefe Grün der Büsche, die braunen, ölig-trägen Kanäle, die wandernden Flügel der Windmühlen, eine ganze gedämpfte, bezaubernde Farbenwelt. In Amsterdam die Gesamtausstellung der

Rembrandt-Bilder mit der nächtlichen Scharwache, die diesmal gut hing und von Farben leuchtete. Auch Bilder von Maris, der an Corot und auch an Lhermitte merkwürdig erinnert. Im Judenviertel aber das hübscheste Bild. Drei Judenkinder, ein Bübchen zwischen zwei kleinen Mädchen, taumelten Betrunkene nachahmend Arm in Arm auf dem Trottoir und lallten die holländische Volkshymne. Es war Samstag, die Läden geschlossen, die Juden im Schabbesgewand, und ich sagte zu Kann: in zehn Jahren müssen die Kinder in der Jodenbreetstraat und in allen Judenvierteln der Welt die zionistische Hymne singen.

Erst abends, nach dem Diner, weihte ich Wolffsohn und Kann in den Inhalt des Eulenburgschen Briefes ein. Ich fragte vorher Kann, bis zu welchem Grade er der Sache ergeben sei; und als er seine völlige Ergebenheit beteuerte, nahm ich beide in Ehrenwort und Handschlag und las ihnen den Brief vor. Da dieser von einer Deputation spricht, bin ich legitimiert, wenn ich die beiden, die ich mitnehmen will, einweihe.

Sie waren beide frappiert. Vorher hatten wir Banksachen gesprochen. Ich sagte ihnen: ich muß die Bank jetzt unbedingt machen.

Kann sagte, er könne nur mittun, wenn sie solid sein werde. Ich antwortete ihm, daß ich natürlich eine gute, solide Bank vorziehe, von verläßlichen Leuten ehrenhaft gemacht. Ich müßte mich aber auch mit anderen einlassen. Es ist wie eine Brücke. Ich komme mit einer Lokomotive und einem Zug herangebraust. Da ist eine Stelle, über die ich hinübermuß. Ist eine gute Brücke da — umso besser. Aber ich würde auch hinüber, wenn die Brücke schlecht wäre. Sie mögen mir helfen, eine gute, solide Brücke zu machen.

Kann, der ein bißchen wackelte, schien dadurch wieder fest geworden zu sein.

Dann ging ich schlafen, überschlief die Sache, und als ich um fünf Uhr früh aufwachte, wußte ich wie gewöhnlich, was ich zu tun habe.

Den vorstehenden Brief an Eulenburg schickte ich nicht als Brief, sondern als Depesche nach Köln an Wolffsohns Associé Bernstein, der das Telegramm aufgeben soll.

Ich werde Eulenburg in Berlin davon abzubringen trachten, daß mich der Kaiser in Jerusalem empfange. Er solle mich lieber insgeheim in Berlin empfangen. Das ist meine heutige, vielleicht noch einer Klärung fähige und bedürftige Auffassung. Bis Mittwoch werde ich aber vielleicht die Sache noch von mehr Seiten überdacht und übersehen haben und die Reise nach Palästina als eine Notwendigkeit erkennen.

Gegenwärtig scheint mir die Sache noch verfrüht zu sein. Immerhin trägt es dazu bei, die Fertigstellung der Bank zu beschleunigen.

Wie schnell wir von jetzt ab vorwärtskommen, ist ja unübersehbar.

Schade, daß ich ein abhängiger Knecht der N. Fr. Pr. bin. Alles wäre anders, wenn die Strolche, mit denen ich so oft um meine Existenz rang, anders wären.

Welche dumpfe, namenlose Kämpfe ich um jeden kleinen Schritt, den ich machte, bestehen mußte, werden die undankbaren Juden, die mich bald nach dem Erfolg anfeinden werden, nie ahnen und nie einsehen.

* * *

Eine Wirkung des Briefes aus Rominten ist, daß ich morgen abend im Eastend gemäßigter sprechen werde,

da ja leider die Mitwirkung der Geldjuden dennoch notwendig werden wird.

Ich wollte sie geißeln.

3. Oktober, London.

Auf dem Verdeck während der Überfahrt auf dem herrlichen Meer mit Wolffsohn vieles besprochen. Er meint, ich könne für die N. Fr. Pr. nach Palästina noch mehr wert sein.

Nach abermaligem Überschlafen neige ich jetzt selbst zu der Ansicht, daß mir die Reise vielleicht doch nicht den Kragen brechen wird.

* * *

Hier erhielt ich gestern abend eine Depesche von Hechler, dem der Großherzog ausführlich die mir schon bekannten kaiserlichen Dinge telegraphiert hatte.

Vom Großherzog erhielt ich heute früh eine direkte Depesche, daß er mir nach Wien *important news* gesendet habe.

Ich antworte ihm: Ew. Königlichen Hoheit danke ich ehrerbietigst für die große Gnade. Ich werde rechtzeitig dort sein. Ehrfurchtsvollst ergeben Herzl.

* * *

Heute abend ist das *mass-meeting* im Eastend. Ich habe schlecht geschlafen, habe Herzzustände unangenehmer Art; und da ich mir keine Rede vorbereitet habe, bin ich ängstlich, daß ich vielleicht *au dessous de tout* sein werde.

3. Oktober, $^3/_4$7 Uhr abends.

Nachmittags *va et vient* im Burlington Hotel. Kandidaten für die Bankdirektion stellten sich vor. — Das

„Bankkomitee“ in der Mehrheit gegen die sofortige Gründung. Bentwich *retires*, wie Col. Goldsmid *retirete*, als Ernst gemacht werden sollte.

Ich beharre darauf: die Bank muß jetzt gemacht werden. Die Register- und Gründungskosten tragen Wolffsohn, Kann und ich. —

Zwischendurch ließ ich mich durch Sidney Whitman dem Bischof von London im Athenaeum Club vorstellen. Jetzt soll ich nach dem Eastend, vor 8000 Personen eine Rede halten, und ich hatte in der Aufregung der letzten Wochen keine Zeit, mich vorzubereiten.

Ich bin heute recht unwohl. Herzklopfen, Beklemmungen. Und so reite ich weiter über den Bodensee.

4. Oktober, morgens.

Das gestrige Massmeeting im Eastend war von zehntausend Personen besucht. Meine Rede (deutsch) hatte großen Beifall, war aber nur *de chic* rednerisch und war nicht gut. Heute weiß ich einiges, was ich hätte sagen sollen. *Mots,* die Flügel gehabt hätten usw. Das Gewöhnliche.

Unter meinen *„supporters“* war sehr malerisch der katholische Father Ignatius. In seinem schwarzfaltigen Ordenskleide, mit den mittelalterlichen Kanzelaufruhrgesten, dem schönen, reinen Profil, der schwungvollen Rede, war er ein Genuß anzuhören und anzusehen. Ich bewunderte ihn als Schaustück, während er mich pries, als ob er von einem anderen geredet hätte. Die Enthusiasmen, die ich errege, lassen mich ganz kalt.

. . . .

Dann ließ sich mir der Bankier Seligmann vorstellen, der uns vor kurzem in den Rücken gefallen war, und er machte eine sauersüße Miene.

Ich ging mit Sidney Whitman zu Fuß weg. Wir mußten aber doch einen Wagen nehmen, als die Schar unserer Begleiter auf der Hauptstraße zu sehr anwuchs.

5. Oktober, morgens, London.

Im Burlington Hotel geht's wie in einer Bank zu. In unserem Salon große Gespräche. Cohen aus Hamburg steht auf Seite der Engländer, die die Bank jetzt noch nicht gründen wollen, sondern erst eine Übergangskorporation. Wolffsohn und Kann-Haag, meine Vertrauensmänner, wollen sofort losgehen. Dennoch neigte ich gestern vormittag zur Ansicht des ängstlichen Cohen, der ein liebenswürdiger, vorsichtiger Ratgeber ist. Aber Cohen beging den Fehler, mich zum Bankier R... zu führen. R..., ein Dummkopf, wie es scheint, wußte gar nichts von unserer Bewegung. Und Cohen bat ihn um Ratschläge. Dies brachte mich von Cohen ab und zur sofortigen Bankgründung zurück. Wir gingen zum Solicitor der Bank of England, um seinen Rechtsrat zu verlangen. Er sagte, wir könnten die Bank mit sieben Shares gründen. Wir haben 200 000.

Sechstes Buch

5. Oktober, London.

Gestern abend kam eine merkwürdige Wendung in der Banksache vor.

Wir hatten für abends eine Sitzung der Kolonisationskommission ins Burlington-Hotel berufen. Gaster, Bentwich, de Haas, Greenberg und Bänker Seligmann sollten kommen. Sonst war noch Kellner, Wolffsohn, Cohen, Kann, Heymann da.

. . . .

Gaster eröffnete die Diskussion mit Kleinlichkeiten der Kolonisationskommission. Ich ließ reden. Als man über die Frage sprach, wie man den Sekretär der Kommission bezahlen sollte und die Schillingsschwierigkeiten erörterte, nahm Seligmann das Wort. Er wolle uns angeben, woher wir die Mittel nehmen können. Wir sollten statt der Bank eine Jewish Colonisation Society gründen. Für eine solche werde sich das Wohlwollen der „großen" Bankiers erzielen lassen. Er spreche zwar ohne Auftrag, glaube aber, daß eine solche Society nicht zwei, sondern fünf Millionen Pfund leicht aufbringen werde. Er wolle mit Montagu und anderen darüber reden. Unsere Bank würde zu Katastrophen führen, à la Union Générale usw.

Ich fühlte sofort den Sieg heraus, der in diesem Antrag lag, und antwortete ihm, hielt ihm das ganze Sündenregister der Bänker gegen unsere Bewegung vor, widerlegte seine Bedenken gegen die Bank und kündigte ihm Krieg und Boykott an, wenn die Hochbänker gegen unsere Bank auftreten.

Er lachte laut. Aber das Lachen war zu laut, um nur Hohn zu sein. Es war auch Angst darin.

Dann sagte ich ihm, daß ich bereit sei, die Bankgründung zu sistieren, wenn die von ihm angeregte Landsociety zustande käme. Ich gab ihm eine Berliner Adresse

für eine Antwort innerhalb zwei Tagen. Doch würden wir in der Vornahme der Bankschritte fortfahren, weil ich kein Vertrauen zum guten Willen der Hochbänker habe. Und dilatorisch ließe ich die Sache nicht mehr behandeln.

6. Oktober, im Coupé nach Berlin.

Dieser Zwischenfall ist mir nur ein Beweis mehr für die Notwendigkeit der Bank. Wenn sie noch vor ihrem Entstehen den Hochbänkern Furcht einflößt, so wird sie erst recht Gewaltiges ausrichten, wenn sie existiert.

* * *

Zwischen Dortmund und Hannover unterhielt ich mich mit dem mitreisenden Londoner Zionisten und Tabakhändler Mayer über die Bodenchancen in Palästina. Er war dort, hat Tabakpflanzungen eingerichtet und findet das Land vorzüglich.

* * *

Was mache ich in dieser Bewegung alles durch!

Merkwürdig waren die englischen *promoter*-Szenen im Burlington-Hotel. Die Direktoren, die sich meldeten, das ganze Kommen und Gehen der Besucher.

. . . .

Ausgezeichnet, standhaft, treu, geschickt hingegen Wolffsohn und nächst ihm der junge Kann aus Haag. Dafür sollen sie beide groß gemacht werden.

Auch die Szenen mit dem englischen Solicitor Freskville, anzuschauen wie das feine Bild eines alten Mannes in einem Castle, und vieles andere sehr kurios.

Die Bilder gehen zu schnell vorbei.

* * *

Auf der Überfahrt von Dover nach Ostende sprach ich mit Wolffsohn darüber, für wie selbstverständlich und

leicht man späterhin diese Bankgründung halten wird, die uns jetzt so viele Opfer kostet. Wir drei, Wolffsohn, Kann und ich, strecken die Gründungskosten vor. Ich habe am meisten Shares gezeichnet (2000), auch für meine Verhältnisse am meisten, obwohl mir doch die Sache nichts einbringen wird und darf.

. . . .

* * *

Morgen will ich dem Großherzog folgendes schreiben.

Ew. Königliche Hoheit!

Noch bevor ich den ganzen Umfang der Dinge kenne, die sich vorbereiten, drängt es mich, Ew. Königl. Hoheit, wenn auch nur in allgemeiner Kürze, meinen ehrerbietigsten Dank zu wiederholen, den ich mir schon erlaubte, von London aus zu telegraphieren.

Ich kann gar nicht sagen, welchen Trost und welche Beruhigung ich in den manchmal sehr bitteren Stunden meiner begonnenen Arbeit darin finde, daß die gütige Hand Eurer Königl. Hoheit helfend über unserem Werke schwebt. Den vom deutschen Volke verehrten und geliebten Namen des Großherzogs Friedrich von Baden werden noch andere Millionen Menschen segnen, wenn die Zeit kommt, wo man wird sagen dürfen, wer der erste Fürst war, der sich der Erlösung der armen Juden angenommen hat.

Heute suche ich den Botschafter Grafen Eulenburg hier auf und will von ihm die Ew. Kgl. Hoheit jedenfalls schon bekannten Arrangements erfahren. Es ist selbstverständlich, daß ich rechtzeitig in Palästina sein werde.

Berlin, 7. Oktober.

Dieses Konzept wurde nicht abgeschickt, weil ich heute von Eulenburg erfuhr, der Großherzog komme hierher.

Ich telegraphiere ihm daher folgendes:

Seiner Königlichen Hoheit,

Herrn Großherzog Friedrich von Baden,

Neues Palais, Potsdam.

Vom Grafen Eulenburg, den ich in Liebenberg besuchte, erfuhr ich, daß Ew. Königliche Hoheit hierherkommen. Darum bleibe ich um einen Tag länger hier. — Eben heute wollte ich einen Brief mit ehrerbietigstem Danke für alle Gnade, die ich von Ew. Königlichen Hoheit erfahren, absenden. Vom Auslande wollte ich vorsichtshalber nicht schreiben. — Nun wäre ich sehr glücklich, wenn es mir morgen vergönnt wäre, von Ew. Königlichen Hoheit empfangen zu werden, um Ihren hohen, gütigen Rat in dieser neuen Wendung der Dinge zu erbitten.

Ew. Königlichen Hoheit ehrfurchtsvoll ergebener

Dr. Theodor Herzl

Palast Hotel.

Berlin, 7. Oktober.

Als ich gestern abend hier eintraf, war ich enttäuscht, die erwartete Nachricht von Eulenburg nicht vorzufinden. Ich überlegte, ob ich ihn telegraphisch fragen sollte, ob ich nach Liebenberg kommen solle oder nicht. Ich entschloß mich, ihm einfach zu telegraphieren, daß ich heute mit dem ersten Eilzug hinauskomme. Und es war gut so. Denn inzwischen war ein Brief von ihm unterwegs, daß ich ihn hier auf der Bahn erwarten solle oder in meinem Hotel. Das letztere offenbar nur aus Höflichkeit. Mir war es aber lieber, ihn draußen gesprochen zu haben, schon weil ich dadurch rechtzeitig von der Ankunft des Großherzogs erfuhr.

Beinahe hätte ich heute morgen den Zug versäumt. Der Hausdiener vergaß, mich zu wecken. Ich lag also

lang nach dem Erwachen im Bett und legte mir wie gewöhnlich alles im voraus zurecht und glaubte, es sei noch nicht sieben Uhr. Endlich sah ich auf die Uhr. Acht! Um acht Uhr vierzig geht der Zug vom Stettiner Bahnhof ab. Aufgesprungen, in fünfzehn Minuten war ich fertig, hatte gefrühstückt und jagte zur Bahn. Dem Kutscher versprach ich doppeltes Fahrgeld. Glücklich erreichte ich noch den Zug. Ein lieblicher Herbstmorgen lag auf der Mark, die lange keine solche Sandwüste ist, wie man sagt. Und so werden auch wir aus der Sandwüste unseres Landes eine schöne Mark machen.

In Löwenberg wartete der Jagdwagen des Grafen auf mich. Der Kutscher maß mich hochmütig, als ich fragte, ob er mich, Dr. Herzl, erwarte. Man habe ihm nur gesagt: ein großer Herr mit schwarzem Bart. Ich bin wahrscheinlich der erste Jude, den er fährt. Dennoch gelang es mir, den spröden Jungen in ein beinahe freundliches Gespräch zu verwickeln. Ein Refrain aus einem Spielhagenschen Roman klang in mir auf: „Hinrich Scheel lenkte die Pferde". Denn da war ich mitten in der Spielhagenschen Welt, mitten unter den Agrariern, von denen man in meinem früheren Lebenskreis, dem jüdisch-spöttisch-liberalen, nur mit Haß, Angst und Hohn gesprochen hatte. Das Merkwürdige an der Aventiure, daß ich keineswegs als demütig kriechender Assimilant, sondern als aufrechter Jude zu ihnen komme. Dieser Hinrich Scheel hat wohl noch nie einen Juden gefahren. Als ich ihn nach den Distanzen von Potsdam usw. fragte, erklärte er mir sie in Marschzeiten der Dragoner und gelben Ulanen. Hinrich Scheel, der übrigens als Kutscher mit dem Grafen nach Wien geht, denkt in Dragonern und gelben Ulanen. Auch in Jägern. Drei Tage sei jetzt Jagd gewesen. Einige Herren seien noch im Schlosse. Der Graf

selbst werde wahrscheinlich heute abends nach Berlin fahren.

Einige Herren seien heute früh auf Fasanen gegangen. In den sonnigen Feldern standen ab und zu Vögel auf, für die mir Flinte und Verständnis fehlten. Diese Vögel pflanzen sich offenbar seit undenklichen Zeiten für die Edelleute fort, die an schönen Herbsttagen hinausgehen, um sie zu erlegen.

Auf den Feldern, die jetzt umgelegt werden, da und dort kleine Gruppen von Arbeitern. Kartoffelernte. Eine ganze Poesie der Mark.

Nach einem halben Stündchen waren wir in Liebenberg. Ein schönes Herrenhaus, an dem jetzt zugebaut wird. Ich konnte mich nicht recht umsehen. Zwei Diener warteten vor dem Tor. Einer meldete mich dem Grafen. Im Vorzimmer Jagdgewehre, Trophäen. Das Ganze *grand style*. Der Graf kam sofort heraus. Er war in Jagdkostüm, und mir scheint, das erste war, daß er meine Kleidung musterte. Ich hatte sorgfältig überlegt, was ich anziehen solle, und meinen grauen Salonanzug genommen, obwohl das helle Sacco-Complet unter anderen Umständen richtiger gewesen wäre. Der helle Anzug wäre familiär gewesen. Ich wollte aber gar nicht den Eindruck machen, als ob ich mich als Besucher betrachtete. Ich kam in Geschäften, um eine Nuance weniger *habillé*, als ich in der Stadt gekommen wäre, also grau, nicht schwarz.

Ich glaube, er fand mich richtig angekleidet.

Er führte mich in den großen Saal, wo eben die ganze Familie war: seine Mutter, Frau, Töchter, Söhne und deren Erzieher. Ich konnte das sehr elegante Gesamtbild nur überfliegen, keine Details aufnehmen. Ein Billardtisch fiel mir auf, ein Frühstückstisch, einige schöne alte Bilder, und zu den hohen Türfenstern dieses eben-

erdigen Saales herein schimmerte der herbstliche Park. Eulenburg stellte mich der ganzen Gesellschaft summarisch vor und lud mich ein, mit ihm einen Spaziergang zu machen, ein wenig *le tour du propriétaire.* Aber wenn er mir auch einen Blick auf seine Bodenherrlichkeit gewährte, war es doch in einer großen Art, wie er überhaupt ein grandioser Gentleman ist. Natürlich fühlt er sich mir überlegen als der Angehörige einer Rasse, die er für die höhere hält. Aber kann ich es ihm übel nehmen, wenn ich bedenke, wie miserabel sich gerade die „höheren“ Juden, also diejenigen, mit denen er im günstigsten Falle zusammengekommen ist, sich gegen unsere ideale Sache verhalten? Übrigens scheint er doch anzuerkennen, daß man mit dem Juden Herzl verkehren kann.

Da ich seinem persönlichen Verkehr mich nicht aufdränge, ja sogleich ganz deutlich erklärt hatte, daß ich sofort zurückfahren wolle, nachdem unsere Geschäfte erledigt sein würden, konnte mich also seine Überlegenheit nicht choquieren. Wir gingen auf die Sache ein.

Er berichtete zunächst: „Ich habe Ihnen schon im Auftrage des Kaisers alles Wichtige geschrieben. Der Kaiser ist sehr warm für die Sache. Es ist mir gelungen, ihn so warm zu machen, sonst hätte es eben gar keinen Wert. Er muß sich für eine Sache sehr interessieren, sonst verliert er sie begreiflicherweise bald aus den Augen, da ja so vielerlei vorkommt. Ich habe zwar schon in Wien davon gesprochen, aber da war doch keine rechte Muse dazu. Dann in Rominten war es anders. Da konnte ich wiederholt darauf zurückkommen, und ich tat es.“

Ich warf ein: „Es gehört zu den mancherlei merkwürdigen Fügungen, daß wir gerade in Ew. Exzellenz den Fürsprecher gefunden haben, der ja geradezu der ideale ist.“

Er nickte zufrieden: „Das ist wahr. Wie ich mit dem

Kaiser stehe, kann ich anders und mehr mit ihm sprechen, als mancher andere. Nicht bald einer kann so weit gehen. Da gibt es den oder jenen Punkt, bei dem er sich nicht weiterwagen kann, und er prellt zurück. Ich konnte immer und immer wieder darauf zurückkommen, und es ist mir gelungen. Zum Glück für Ihre Sache ist auch Bülow, mein bester Freund, ein ganz hervorragender Staatsmann, dafür zu gewinnen gewesen. Nebenbei, von Bülow wird die Welt noch ganz außerordentliche Dinge sehen."

Ich bemerkte: „Bülow scheint mir in Wien nicht recht eingetreten zu sein. Ich hatte den Eindruck, daß er nicht recht Lust habe."

Der Graf: „Er hat sich zurückgehalten — begreiflich bei einem ersten Zusammenkommen. Man ist vorsichtig, läßt sich nicht gleich gehen. Aber die Hauptsache ist nicht, was er Ihnen sagte, sondern was er mir sagte, als ich ihm zuredete. Ich habe ihn überzeugt."

Ich sagte mit Wärme einige Worte des Dankes. Eulenburg bemerkte hierauf, indem er mich mit seinen stählernen Augen fest anblickte: „Vielleicht wird auch der Augenblick kommen, wo ich von Ihnen Gefälligkeiten verlange."

Ich erklärte: „Sie haben an mir fortab einen ergebenen und dankbaren Menschen."

Er sagte: „Es freut mich, daß Sie es so auffassen."

Ich: „Exzellenz können auf mich rechnen. Vielleicht darf ich Ihnen schon jetzt Beweise geben?"

Er machte eine ablehnende Handbewegung: „Nein, jetzt noch nicht. Es wird vielleicht einmal die Gelegenheit sich ergeben, jetzt ist das nicht der Fall."

Ich bat ihn, jederzeit meine Hingebung als gewiß anzusehen.

Ich erzähle das Gespräch ein bißchen hin und her, wie es mir einfällt. Jn allen diesen Unterredungen muß ich ja meine Geistesgegenwart darauf konzentrieren, daß ich das Richtige vorbringe. So bin ich nachher immer schwach in der Wiedergabe. Ich habe weniger starke Eindrücke, weil ich meine ganze Seelenkraft darauf verwende, starke Eindrücke zu machen.

Er sagte, daß ich jedenfalls nach Konstantinopel fahren solle. Vielleicht werde die dortige Unterredung genügen, und ich dann nicht nach Palästina fahren müssen.

Ich machte darauf aufmerksam, daß es sich nicht nur um mich, sondern auch die Deputation handele. Leute aus Palästina könne ich zur Deputation nicht nehmen, weil diese vielleicht nachher Schwierigkeiten mit den Behörden haben könnten, wenn sie so über den Kopf des Sultans hinweg mit einem fremden Souverän verkehrten.

Er sagte, daß der Kaiser aber eine Deputation der Zionisten in Jerusalem zu empfangen wünsche.

Ich bemerkte, daß jedenfalls nur ich die Leute vorstellen könne. Ich wolle einen Mann aus Köln, einen aus dem Haag, einen außer mir aus Wien mitnehmen. Die Engländer wolle ich aus politischen Gründen jetzt nicht mitnehmen. Die Russen würden möglicherweise dafür bei der Heimkehr drangsaliert werden. Überhaupt sei Rußland die große Frage. Zwar habe man unsere Bewegung bisher geduldet, unsere zahlreichen Vereine nicht schikaniert. Aber das war nur, solange von einem Eintreten Deutschlands nicht die Rede war. Wie es sein werde, wenn das deutsche Protektorat bekannt wird, das läßt sich nicht ermessen.

Eulenburg meinte dazu: Von Rußland sei nach seiner Ansicht nichts zu besorgen. „Der Zar hat offenbar ideale

Absichten, wie der Friedensvorschlag zeigt." (Dabei ein Hauch von Ironie in den Stahlaugen.) „Im schlimmsten Falle könnte unser Kaiser ihm einen Brief schreiben und ihn für den Zionismus gewinnen. Da Rußland nichts dagegen hat, wenn die Juden fortgehen, wird man der Sache kein Hindernis in den Weg legen."

Ich erwähnte die Exterritorialisierung der heiligen Stätten in bekannter Weise.

Schwierigkeiten scheint Eulenburg nur von England und Frankreich zu erwarten. Über letzteres konnte ich eine für uns erfreuliche Auskunft geben. Es sei jetzt in einer schweren Krise. Die Ordnung werde von Lügnern verteidigt. Es sei zu schwach, um aufzutreten.

Eulenburg erzählte mir ferner vom Kaiser, daß dieser sich schon ganz in den Protektoratsgedanken hineingelebt habe. Der Kaiser zweifle nicht, daß der Sultan seinen Rat gut aufnehmen werde, da dieser von seiner Freundschaft überzeugt sei. Und der Kaiser habe auch gesagt, er könne sein Eintreten für die Juden vor seinem Volke verantworten!

Wunderbar, wunderbar!

Die Intervention, das Protektorat Deutschlands ist also ein *fait acquis*. An der kolossalen Bedeutung dieser Errungenschaft ändert es auch nichts, daß Eulenburg mir bei einer späteren Wendung des Gespräches sagte: „Wir können es nur wollen. Wie es sich später fügt, das steht bei Gott. Wir können heute auch noch nicht wissen, ob wir in der Sache bis zu Ende gehen können.

Einen Krieg wird Deutschland wegen der Zionisten nicht führen."

Als wir vom Herrenhause weggegangen waren, kam ein Diener mit einer Depesche nach. Eulenburg las sie, rief dann dem fernstehenden Diener zu, er solle die De-

pesche ins Schloß tragen, und legte das Papier auf die Erde, daß es der Diener aufhebe, indes wir weitergingen, vom Garten in den Wald und dann zurück.

Nachdem wir eine halbe Stunde gesprochen hatten, erwähnte ich die beiden Depeschen des Großherzogs, namentlich die mir direkt nach London geschickte mit den *important news.*

„Er hat *en clair* depeschiert?“ fragte der Graf kopfschüttelnd.

„Ja, *en clair.*“

„Er kommt morgen hierher, wohl um sich vom Kaiser zu verabschieden. In der Depesche stand es, die ich vorhin bekam. Ich bin zum Déjeuner eingeladen. Da kann ich dann mit beiden Herren über Ihre Sache sprechen. Nach Tisch, man sitzt bequem und plaudert.“

Ich erklärte hierauf, ich wolle noch um einen Tag länger hierbleiben, um dem Großherzog zu danken.

Und wir verblieben dabei, daß ich mich morgen im Hotel zur Disposition halten werde, wenn man mich riefe.

Ein Jäger mit zwei Hunden, die straff an der Leine zogen, wurde sichtbar. Der Graf hatte schon die ganze Zeit Ungeduld gezeigt. Ich nahm seine Einladung, ein Gabelfrühstück, das für mich allein aufgetragen war, zu essen, nicht an, gab vor, es dränge mich nach Berlin zurückzukommen.

Die Gräfin war liebenswürdig in der Nähe, als ich Abschied nahm, reichte mir sehr freundlich die Hand, obwohl wir nichts miteinander gesprochen hatten. Er gab noch dem Kutscher den Auftrag, mich auf einem schönen Umweg nach der Bahn zu führen. Ein Hutschwenken, und Liebenberg lag hinter mir.

Hinrich Scheel lenkte die Pferde. Aber diesmal glaube

ich mit mehr Respekt, da er den Grafen bis zu meiner Abfahrt im Tor stehen gesehen.

Hinrich Scheel schwieg.

* * *

Bei Bülow gab ich auf Eulenburgs Rat nur meine Karte ab.

Es fällt mir noch ein: Ich machte auf die einzelnen Bedenken aufmerksam. Es lägen eigentlich zwei Formen der Wirksamkeit vor. Wolle man eine allgemein kundbare Manifestation, dann sei natürlich der Empfang der Deputation das beste. Wolle man im geheimen die Tatsachen vorbereiten, also gleichsam die „Wirkung in die Ferne", so wäre es besser, mich nur hier oder in Konstantinopel zu empfangen. Ich stünde selbstverständlich für beides zur Verfügung.

Eulenburg meinte, die Sache werde ja doch nicht auf die Dauer verborgen bleiben können, da es sich um ein Protektorat handle.

Darum hielt er es für das beste, sofort mit der Sache demonstrativ herauszurücken. Die Welt werde sich dann damit abfinden müssen.

Daran erkannte ich den Preußen. Das ist die forsche, alte, große Art. Aus dem Busch! Damit haben sie alles durchgesetzt.

Berlin, 8. Oktober.

Das Protektorat! Viele werden den Kopf dazu schütteln. Aber ich glaube, es ist das einzig Richtige, es dankbar zu akzeptieren, nachdem es angeboten wurde. Es hat doch keiner unter uns Königsträume, da ich sie nicht habe.

Unter dem Protektorate dieses starken, großen, sittlichen, prachtvoll verwalteten, stramm organisierten

Deutschland zu stehen, kann nur die heilsamsten Wirkungen für den jüdischen Volkscharakter haben. Auch kämen wir mit einem Schlage zu vollkommen geordneten inneren und äußeren Rechtszuständen. Die Suzeränität der Pforte und das Protektorat Deutschlands wären doch genügende Rechtspfeiler. Frage nur, ob „und“ oder „oder“? Suzeränität und/oder Protektorat? Wir werden ja sehen, wie sich das entwickelt.

Jedenfalls werden die Hochbankschufte nicht mehr in der bisherigen Weise sich benehmen können.

* * *

Ich zerbreche mir den Kopf darüber, was Eulenburg mit den „Gefälligkeiten“ gemeint haben mag. Welche es auch seien, er wird sie geleistet erhalten — wann immer, wo immer, wie immer. Jeder, der mit mir in Berührung kommt, soll das Gegenteil der sprichwörtlichen Meinung von den Juden gewinnen.

* * *

Ich sitze heute im Hotel und warte.

Es ist jetzt zwölf Uhr mittags, und ich habe keinerlei Lebenszeichen vom Großherzog oder von Eulenburg erhalten. Jetzt sind sie beim Frühstück in Potsdam und reden mit Notwendigkeit von mir. Wenn ich richtig kombiniere, muß ich nachmittag nach Potsdam gerufen werden. Ich habe mir alles vorbereitet: schwarze Redingote, Hemd, Kravatte, Schuhe, lasse jetzt den Hut bügeln.

Aber so hatte ich mich auch am Begräbnistag der Kaiserin in Wien vorbereitet, und ich wurde nicht gerufen.

Freilich, wenn die Sache so ernst genommen wird, wie Eulenburg sagt und schreibt, und der Großherzog *en clair* telegraphiert, dann ist es geradezu unerläßlich, daß ich

nach Potsdam gerufen werde. Ich müßte mich vollständig im Kaiser irren, wenn er nicht nach dem Déjeuner kurzweg Befehl gäbe, mich zu rufen. Vielleicht wird der Großherzog mich rufen?

Immerhin spannungsvolle Stunden im Roman-Feuilleton meines Lebens.

Abends muß ich unbedingt nach Wien.

8. Oktober, 1 Uhr 15.

Die Erwartung wird immer konzentrierter.

Ich ziehe die Lackstiefel Nr. 1 an, um weniger Zeit mit dem Ankleiden zu verlieren, wenn der Befehl kommt.

Eben war ich in der Portierloge, als ein Diener Bülows kam, um dessen Visitenkarte bei mir abzugeben. Ich folgere daraus, daß Eulenburg vormittags mit ihm gesprochen hat, und daß die Sache gut steht.

* * *

Merkwürdige Schicksalswege.

Durch den Zionismus wird es den Juden wieder möglich werden, dieses Deutschland zu lieben, an dem ja trotz alledem unser Herz hing!

Berlin, 8. Oktober, 4 Uhr 20 nm.

Um halb vier kam folgende Depesche des Großherzogs:

„An Herrn Dr. Theodor Herzl, Berlin, Palast Hotel, v. Potsdam 8/10.

Mein Brief an Sie ist am 5. von Mainau nach Wien abgegangen, bin aber erfreut, Sie hier sehen zu können, wenn Sie morgen sehr früh etwa um acht Uhr kommen wollen. Potsdam Stadtschloß. Friedrich Großherzog von Baden.“

Ich antwortete:

„Sr. Königl. Hoheit Herrn Großherzog Friedrich von Baden, Potsdam Stadtschloß.

Werde mich morgen früh acht Uhr dort einfinden. Ehrfurchtsvollst ergeben Dr. Th. H.“

* * *

Dadurch verzögert sich meine Abreise noch um einen Tag. Ich kann erst morgen abend nach Wien. Die ganze Reisegesellschaft wird später fertig. Alle meine Vorkehrungen, Kleiderbestellung usw. werden erschwert. Aber *que faire*. Ich muß unbedingt noch hier alles Nähere erfahren.

8. Oktober, 5 Uhr nm.

Ich warte jetzt auf Eulenburg, der, wenn ich die Fahrpläne vergleiche, um halb fünf von Potsdam hier sein müßte, um den Zug um sechs Uhr sechs nach Löwenberg zu erreichen. Vorausgesetzt, daß er über Berlin nach Liebenberg zurückkehrt. Es geht dann nur noch ein Zug um zehn Uhr von hier nach Löwenberg. Ich werde vorsichtshalber dem Portier angeben, daß ich bis zehn Uhr im Kgl. Schauspielhause bin, damit man mich per Telephon rufen könne, falls Eulenburg später käme.

* * *

Oft habe ich daran gedacht, mich von der Bewegung zurückzuziehen, sobald ich etwas Positives erreicht hätte. Ich würde dann sagen: Für das, was ich den Juden geleistet habe, wäre keine Belohnung zu hoch. Aber auch die geringste Belohnung würde zu der Vermutung Anlaß geben, daß ich es um eines Vorteiles willen gemacht hätte. Nun wäre es eine furchtbare Schande für die Juden, wenn jemand mir so etwas vorwürfe. Um dem vorzubeugen,

nehme ich meinen Abschied, und das ist der letzte Dienst, den ich den Juden erweise.

Mein Geist eilt ja den Ereignissen immer voraus. Nun bringen mich aber die letzten Ereignisse auf den Gedanken, der noch weiter geht: daß es mir nicht möglich sein wird, so zu handeln. Denn die deutsche Regierung, die mit mir Abmachungen trifft, wird wünschen, daß ich auch dableibe, um sie einzuhalten!

9. Oktober, abends, im Coupé auf der Rückreise nach Wien.

Der Wagen stößt sehr, und das ist schade. Denn morgen in Wien kommt der große Wirbel neuer Ereignisse, und ich werde keine Zeit zu Eintragungen haben.

Und der heutige Tag war kolossal interessant. Um halb sechs war ich schon auf — keine Ruhe bei Tag und Nacht. Sorgfältige Toilette. Um sieben Uhr war ich auf dem Potsdamer Bahnhof. Vor mir ging die Treppe hinauf — wer? Bülow. *Grand salut!* Dann noch einmal auf dem Perron, wo er mit einem General auf und ab ging. Ich bestieg aber rasch ein Coupé, damit er nicht glaube, ich wolle mich aufdrängen. Wenn es gut ging, mußte ich ihn ja ohnehin im Laufe des Tages noch einmal sehen.

Ich fuhr ganz ruhig hinaus, ohne die mindeste Aufregung in meinem Gemüt. In Potsdam angelangt, sah ich mich auch nicht nach Bülow um, sondern bestieg sofort die erste Droschke und fuhr nach dem nahen Schloß.

Der Posten vor dem Tor, der Wachefähnrich, dann endlich eine Schar von Dienern wiesen mich nach dem Flügel des Großherzogs. Im Vorzimmer mußte ich eine Viertelstunde warten, ziemlich mißachtet von der *valetaille,* die ihre Silber- und Wäschegespräche unbekümmert um

mich führte. Ich drehte ihnen den Rücken und sah auf die stattliche *cour d'honneur* des preußischen Versailles hinaus.

Das Treiben wäre ein gutes Sujet für ein Feuilleton. Eine prachtvolle große Ordnung. Allerlei Lakaien und Mägde, eine ganze Hierarchie des Geschirrs.

Punkt acht Uhr wurde vom Oberlakaien der Befehl gegeben, der durch mehrere Dienerseelen weiterzog, mich dem Großherzog zu melden. Und er, der Gütige, ließ mich nicht lange warten. Sofort wurde ich durch drei oder vier prächtige Salons zu ihm geführt. Er empfing mich in einem wunderschönen Arbeitszimmer, in Generaluniform. Ich weiß gar nicht, was alles er mir in seiner Güte zum Empfang sagte. Ich weiß nur, daß ich diesen weisen, guten, großen Menschen liebe und verehre. Ich habe nie in meinem Leben einen so durch und durch vornehmen Menschen gesehen, habe nie geglaubt, daß es solche Fürsten gebe, wie er ist.

Zunächst sprach er, nachdem er mich, liebenswürdig wie immer, sich gegenüber auf einem Fauteuil hatte Platz nehmen lassen. Ich dankte ihm für alles, was er getan. Er wehrte leise lächelnd ab. Sein Brief sei mir am fünften nach Wien geschickt worden. Nun wolle er mir mündlich berichten. „Der Kaiser", sagte er, „hat die Sache genau kennengelernt, und ist voll von Enthusiasmus. Das Wort sagt nicht zu viel: er ist ganz enthusiastisch eingenommen für Ihre Idee. Er spricht mit großer Lebhaftigkeit davon. Er hätte Sie auch schon empfangen, denn man hat Vertrauen zu Ihnen; aber es wird jetzt erachtet, daß es besser ist, Sie in Konstantinopel und in Jerusalem zu empfangen." (Es scheint, das ließ mir der Kaiser durch ihn sagen.) „Die Sache scheint auch gut zu stehen. Von Herrn von Marschall ist ein guter Bericht gekommen, und

das ist ja auch schon ein Erfolg. Der Kaiser glaubt, daß der Sultan seinen Rat jedenfalls gut aufnehmen werde. In der Kretafrage konnte sich der Sultan ja von den guten Gesinnungen des Kaisers überzeugen. Der Kaiser hat nun die Vermittlung übernommen, und er will sie durchführen. Er ist mit Enthusiasmus dafür."

Der gute Großherzog wiederholte das Wort wie mit Absicht einigemal, um mich nur recht zuversichtlich zu machen. Und so sprach auch ich mit ihm ganz vertrauensvoll von den allerlei schweren Stunden, die ich durchmachen mußte. Ich hätte mir ja manchmal die Kämpfe erleichtern können, wenn ich gesagt hätte, daß der Großherzog von Baden an der Sache teilnehme. Ich hätte immer geschwiegen. Nun sei das gut so. Denn die Sache hätte mehr Autorität, aber auch mehr Feindschaft gehabt, wenn man gewußt hätte, daß ein Mann, der so viele große Dinge gesehen und mitgemacht, dafür sei.

Er sagte: „Ja, es ist gut, wenn das Persönliche nicht zu sehr hervortritt. Auch und besonders im Erfolg. Es gibt immer Leute, die einem den Erfolg nicht gönnen. Welche Schwierigkeiten hatten wir bei der Einigung Deutschlands. Mancher, dem es doch zum Heil wurde, wollte nicht mittun."

Ich hörte ihm zu, wie er mir vertrauensvoll und doch mit vornehmer Zurückhaltung von der großen Zeit in Andeutungen sprach. Es war ein Augenblick, in dem man sich in die Lippe beißt, um zu prüfen, ob man nicht träume. So sprach einer der größten Männer aus der größten Zeit Deutschlands mit mir einfachem Journalisten.

Wir kamen dann auf die einzelnen Schwierigkeiten. Ich erwähnte Rußland als die größte. Da müßte man die Exterritorialisierung der heiligen Stätten, das *extra com-*

mercium, ins Klare bringen. Dann bleibe nur die Wegführung der armen Juden übrig. Aus bloßer Grausamkeit werde man doch nicht dagegen sein.

Er meinte: „In Rußland muß man auf alles gefaßt sein. Ich erinnere Sie nur an die Behandlung der Deutschen in den Ostseeprovinzen. Da ist man in der Verfolgung weit gegangen — bis nach Sibirien."

Günstiger schien ihm die Sache in England zu liegen. Er konstatierte mit mir, daß die englische Kirche für unseren Gedanken sei, wenn sich auch die englische Politik der Sache nicht bemächtigt habe. Er hörte es gern, daß ich mit dem Bischof von London gesprochen habe.

Wir sprachen dann über Frankreich und die gegenwärtige Situation. Er lauschte aufmerksam meinem Bericht, der darin kulminierte, daß Frankreich zu schwach sei, um sich einem *fait accompli* zu widersetzen.

Er meinte, daß die Verhältnisse einer Diktatur zutreiben und machte mich aufmerksam, daß der jüngere Napoleon, der russische General, jetzt in Paris sei. Diesem könne man es zutrauen, daß er einen Handstreich mache, wenn er die Generäle bekomme. Ich sagte, daß dieser in Frankreich zu wenig bekannt sei; dagegen hätte der Herzog von Orléans wenigstens in der Provinz mehr Chancen. Paris sei streng sozialistisch.

Er sagte dann: „Die Generäle sind untereinander uneinig. Im Falle eines Krieges würden sie nicht zusammenwirken. Anders wäre es nur, wenn wir provozierten, nur dann wären sie einig. Aber hoffen wir, daß wir solche Eventualitäten nicht erleben werden."

Und er sprach mit größtem Freimut über den französischen Generalstab. Das verlotterte System wehre sich im Falle Dreyfus weniger gegen den Freispruch des Unschuldigen, als gegen das Aufkommen der Unterschleife

und Betrügereien mit dem geheimen Fonds. Der eilige Rückzug Boisdeffres hänge wohl mit den drei Millionen der *fonds secrets* zusammen, die man nicht verrechnen könne.

Der Großherzog ist von der Untüchtigkeit der französischen Armee überzeugt. Vieles ist zwar seit 1870 besser geworden, aber die Zustände seien dennoch verlottert.

Dann kam das Gespräch auf die deutsche Flottenvermehrung, deren warmer Anhänger er ist. Viel verspricht er sich von dem neu gegründeten Flottenverein, der die Marinevorlagen im Lande populär machen will. Er erzählte mir ferner, daß er Untersuchungen habe anstellen lassen, in welchem Maße die heimische Industrie an der Flottenvermehrung beteiligt sei. Da habe sich herausgestellt, daß kein Pfennig von den Ausgaben außer Landes gehe .... Und diese deutschen Schiffe dienten dann wieder dazu, der gesamten heimischen Wirtschaft zu neuen Absatzwegen und dem Reich zu vermehrter Größe zu verhelfen. Es handle sich ja nicht um eine Weltherrschaft, sondern um das wirtschaftliche Wohl des Volkes. Er erinnerte mich an Venedig, was dieses durch seine Seegewalt ausgerichtet habe.

Bewundernd lauschte ich diesen erhabenen geklärten Gedanken, deren Gelassenheit ich nur so auf mich wirken ließ, ohne daß ich noch das einzelne wüßte. Ich schlug ihm vor, diese Gesichtspunkte in irgendeiner leicht faßlichen und unterhaltenden Form im Volke zu verbreiten, und stellte meine Feder hierfür zur Verfügung. Das wäre die wirksamste Agitation gegen die Sozialisten.

Wir kamen dann wieder zurück zu unserer Sache. Ich sagte, ich würde keinerlei Publikation vornehmen, sondern es der deutschen Regierung überlassen, dasjenige öffentlich zu machen, was ihr geeignet schiene. Es müsse

viel Vorsicht und Geschicklichkeit im Präsentieren der Sache aufgewandt werden. Ich wolle stumm sein.

Er hielt es daraufhin für wünschenswert, daß ich noch heute in Potsdam mit Bülow rede, und riet mir, im Hotel Einsiedler auf Bülow zu warten.

Als Form der Präsentierung hielt er diese für geeignet: daß unter Zustimmung des Sultans der Kaiser die Judenwanderung unter seinen Schutz nehme.

Wir hatten etwa eindreiviertel Stunden gesprochen. Er beendigte die Unterredung mit gütigen Worten. Als ich ihm für alles bewegt dankte, sagte er, es sei ihm nur eine Pflichterfüllung. Ich möge mich nur immer an ihn wenden, wenn ich ihn brauche. Ich hätte wohl schon gemerkt, daß er kein schlechter Freund der Sache sei.

Und er drückte mir lange, warm die Hand, von der ich vergessen hatte, etikettegemäß den rechten Handschuh abzuziehen.

Draußen staunten die Lakaien über die lange Audienz und verbeugten sich tief. Das kenn' ich schon.

* * *

Dann kehrte ich beim „Einsiedler" dem Schloß gegenüber ein und schrieb an Bülow, ob er mich empfangen wolle. Ich frühstückte und sah zum Fenster hinaus. Glänzende Schar von Offizieren zum Fahnenfest. Und aus der Gasse zogen immer kleinere Kadetten herauf, die kommenden Offiziere dieses unerschöpflichen Deutschlands, das uns unter seinen Schutz nehmen will.

Angekleidet warf ich mich aufs Bett des Zimmerchens, das ich mir hatte aufschließen lassen.

Um zwölf Uhr kam Antwort aus dem Schloß: Herr Staatsminister von Bülow lasse mich bitten, gegen ein Uhr ins Schloß, Zimmer 149 zu kommen.

Ich kam. Eben rüstete man sich zum Diner. Lakaien und Offziersdiener in Scharen. In ein kaiserliches Office hineingeblickt. Größer kann das alles nicht mehr sein.

Vor 149 am Ende des langen Schloßkorridors wartete schon Bülows Diener. Ich wurde sofort in ein kleines Rokoko-Appartement hineingeführt: Antichambre, Salon, Schlafzimmer in hellen Farben.

Im Salon war Bülow nicht allein. Ein kleiner, schiefgewachsener, mit Orden behängter alter Herr, ein gelbes Großband über der Hoftracht, saß mit da. Beide erhoben sich, und ich wurde vorgestellt — dem Reichskanzler Fürsten Hohenlohe.

Ich verstand sofort: eine Prüfung von Herz und Nieren.

Hohenlohe sah mich mit seinen matten blauen Greisenaugen nichts weniger als wohlwollend an. Von ihm hörte ich auch das erste antisemitische Wort dieser hohen Kreise:

„Glauben Sie, daß die Juden ihre Börse im Stiche lassen und mit Ihnen gehen werden? Die Juden, die hier in Berlin gut installiert sind?“

Ich erwiderte: „Durchlaucht — nicht Berlin W, sondern Berlin O oder N — ich weiß nicht genau, wo die armen Juden hier wohnen — wird mit mir gehen.“

Alle Einwendungen Hohenlohes waren *terre à terre* — beiläufig im Ton Agliardis in jener Unterredung in der Wiener Nuntiatur. Sozusagen die katholischen Einwendungen.

Er fragte auch, welche Landstrecke wir haben wollen, ob schon Beyrut oder gar noch darüber hinaus.

Ich sagte: „Wir verlangen, was wir brauchen — je mehr Einwanderer, desto mehr Land. Privatrechtlich wird es natürlich den jetzigen Eigentümern abgekauft werden.“

Hohenlohe: „Wer sind die?“

Ich: „Araber, Griechen, die ganze *mixed multitude* des Orients.“

Hohenlohe: „Und Sie wollen dort einen Staat begründen?“

Ich: „Wir wollen Autonomie und Selbstschutz.“

Hohenlohe: „Was sagt die Türkei dazu?“

Je le croyais mieux renseigné und erwiderte: „Der Großherzog sagte mir, es seien von Herrn von Marschall günstige Berichte eingelaufen.“

Bülow, der in der Sofaecke neben dem Fauteuil Hohenlohes mit gespitztem Mund und absichtlich leer dreinblickenden Augen gesessen, warf ein: „Mir ist nichts bekannt. Ich habe von Marschall darüber nichts in Händen gehabt.“

Ich ließ mich nicht dekonzertieren und sagte: „Ich habe Berichte, daß die Stimmung eine günstige ist. Ich habe dem Sultan unlängst telegraphiert und er hat mir geantwortet.“

Hohenlohe stellte noch einige skeptische Fragen über die Anzahl der Wanderbereiten und die Mittel. Ich wies auf die verschiedenen Fonds hin, die sich im Ernstfalle vereinigen würden. Einer dieser Fonds betrage zehn Millionen Pfund.

Bülow, der als *poupée rose aux yeux de porcelaine* zugehört hatte, meinte nun: „Das ist viel!...“ Und mit halber Neigung zu Hohenlohe: „Das Jeld wird's vielleicht machen. Damit wird man an die Sache 'ran können.“

Hohenlohe schwieg.

Er hatte vorhin, als ich ihm gegenüber auf einem Rokokofauteuil Platz nahm, seinen weiß befederten Zweispitz von dem zwischen uns stehenden Tisch genommen und auf ein Nebentischchen gelegt, damit er mich gut sehen könne.

Jetzt nahm er seinen Hut, sagte zu Bülow:

„Nun wollen wir zu diesem Diner!“, erhob sich, wir standen auch auf. Er gab mir die Hand und ging.

Bülow hatte es nun plötzlich auch sehr eilig:

„Auf Wiedersehen in Konstantinopel, Herr Doktor!“ Und nestelte an der goldenen Achselschnur seines blauen Staatskleides.

„Wo werde ich vom Kaiser empfangen? In Konstantinopel und Jerusalem?“

„Jedenfalls nur einmal!“ sagte Bülow.

Ich sagte: „Ich werde also die Ansprache, die ich in Jerusalem halten soll, in Konstantinopel vorlegen?“

„Jawohl, jawohl!“ Und schon war er im Nebenzimmer, wo ich ihn gereizt „Neumann! Neumann!“ rufen hörte. Offenbar der Kammerdiener. Exzellenz hatte oder simulierte Eile, „zu diesem Diner“ zu kommen.

Wieder zurück durch den langen Korridor; im Office sah man noch heißere Vorbereitungen „zu diesem Diner“.

Als ich unten war und am Schloß außen vorüberging, kam eben eine glänzende Suite von Offizieren aus dem Park auf die Rampe des Schlosses zu. Der Kaiser! Der heute gewiß schon wiederholt von mir gesprochen hat und ganz enthusiasmiert ist, wie der Großherzog sagt.

Aber warum das deprimierend kühle Verhalten Hohenlohes und Bülows?

Dafür gibt es zwei Erklärungen.

Entweder sie sind mit dem kaiserlichen Gebieter nicht einverstanden, wagen es aber noch nicht, ihm entgegenzutreten. Sie behandeln also vorläufig die Sache mit dilatorischer Kälte, um dann im gegebenen Augenblick ein Bein zu stellen und das Ganze zu Falle zu bringen.

Oder: das ist nur die diplomatische Amtsmiene. So

setzen sie sich wohl immer in die Sofaecke und in den Fauteuil, mit Augen, welche den Beobachteten förmlich aussaugen. So zeigen sie wohl immer die vollste Gleichgültigkeit — auch bei Dingen, die sie auf das gierigste erregen. Ich glaube, es ist das *vieux jeu* der Diplomatie. Bismarck, wenn er sich als Kanzler darauf eingelassen hätte, wäre wohl anders mit mir umgesprungen. Er hätte mich anders gerüttelt — ich hätte mich anders verteidigt. *Cela aurait été un plus bel assaut.*

Aber wie merkwürdig, daß der Reichskanzler *du jour* sich, noch dazu mit offenbarem Widerwillen, in eine Unterhandlung mit mir einlassen muß, über die Bismarck der Entthronte mir vor drei Jahren nicht einmal Antwort gab, so verrückt mag sie ihm erschienen sein.

Heute befaßt sich die deutsche Regierung amtlich mit der Sache, die Bismarck nicht einmal einer Plauderei oder eines Antwortbriefes würdigte.

Hohenlohe und Bülow sind freilich kalt und nicht bereitwillig. Aber wie kommt es, daß der gute Großherzog von einem Erfolge Marschalls sprach, den Bülow gar nicht kennt?

Wie kommt es, daß Eulenburg mir sagt, Bülow sei für die Sache gewonnen, da sich dieser oder wenigstens Hohenlohe nicht informiert zeigt?

Vielleicht ist Bülows Kälte damit zu erklären, daß er nicht weiß, wieviel mir der Großherzog und Eulenburg über die Stimmung des Kaisers gesagt haben. Auf diese kommt es doch wohl in erster Linie an.

Allerdings darf ich auch nicht vergessen, daß die glänzendsten Absichten dieses genialen Kaisers von seinen Räten oft im nachhinein korrigiert, dementiert und abgeändert werden.

Seine Politik gegenüber der Sozialdemokratie mußte er

mehrfach ändern. Auch sonst konnte er seine besten Entschlüsse nicht immer ausführen. Also Vorsicht!

Nur meine ich, daß auch im schlimmsten Falle unsere Idee selbst als verlassene Geliebte des Deutschen Kaisers von anderen aufgenommen werden wird, da dieses Abenteuer nur dazu beitragen kann, sie zu lancieren.

10. Oktober, morgens, im Coupé vor Wien.

Nachtrag zum Gespräch Bülow-Hohenlohe. Bülow: „Es würde jedenfalls die erste Wanderung der Israeliten nach Osten sein. Bisher zogen sie immer nach Westen.“

Ich: „Doch nicht! Es geht auch diesmal nach Westen. Die Juden sind eben schon um den Erdball herum. Osten ist wieder Westen.“

Wozu beide lächelten.

Ich war in der ganzen Unterredung *en pleine possession de moi-même.* Keinen Augenblick befangen.

Wien, 11. Oktober.

Nachzutragen aus dem Gespräch mit dem Großherzog.

Er sprach über Rom. „Von Rom haben wir für unsere Sache vielleicht nicht Gutes zu erwarten. Das protestantische Kaisertum ist den Jesuiten in der Seele — in der schwarzen Seele — zuwider. Nun ist das Kaisertum als solches zwar nicht protestantisch, sondern es breitet sich über alle Konfessionen aus. Aber tatsächlich steht ein Protestant an der Spitze, und das ist ihnen nicht recht. Wir haben daher einen Widerstand von dieser Seite auch in Palästina zu erwarten.“

11. Oktober, Wien.

Gleich nach der Ankunft in Wien ließ ich das Aktionskomitee durch Marmorek zusammenberufen. Marmorek

selbst erklärte, er könne nicht mitfahren, weil an dem angefangenen Bau seines Schwiegervaters viel Geld verloren werden könnte. Später bat er um Bedenkzeit.

* * *

Mittags in der Neuen Freien Presse.

Ich sprach zuerst mit Benedikt. Dieser noch gegnerisch, aber im Innersten wankend. Er habe die Kongreßberichte aufmerksam gelesen und sehe durch die Wand. Wir hätten vom ursprünglichen Programm viel aufgegeben. An die Bank glaubt er nicht und hat Angst, ich könnte mich dabei kompromittieren. „Wenn Sie zwei Mill. Pfd. zusammenbringen, lasse ich mich hängen.“

„Geben Sie mir das geschrieben?“ sagte ich.

„Wien, 10. Oktober. Wenn Sie die zwei Mill. Pfd. zusammenbringen, lasse ich mich hängen.“

Er machte eine spaßige Bewegung nach dem Schreibtisch hin, als wollte er es unterschreiben.

Dann mit Bacher, der unsicher schmunzelte.

Ich zeigte beiden die Depesche des Großherzogs, die mich nach Potsdam ruft. Weiter sagte ich ihnen natürlich nichts, bereitete sie aber vor, daß etwas Großes bevorstehe.

Beide versuchten, in das Geheimnis einzudringen; es gelang ihnen aber nicht.

* * *

Abends versammelte sich das A. C., Schnirer, Kokesch, Marmorek, bei mir. Ich berichtete.

Kokesch stellte den Antrag, das Kongreßpräsidium solle als Deputation nach Palästina gehen. Ich akzeptierte diesen Antrag und telegraphierte sofort dringend an Nordau und Gaster, sie möchten heute nach Brüssel

fahren, wo Wolffsohn ihnen nähere Aufschlüsse geben werde. Zugleich an Mandelstamm, er solle nach Tarnopol kommen, wohin wir Marmorek schicken.

Im Verlaufe des heutigen Tages kamen die negativen Rückantworten. Nordau: er könne erst anfangs nächster Woche kommen. Das ist ein umschriebenes Nein, wenn man dringlich für denselben Tag gerufen wird. — Gaster wollte zuerst telegraphisch hören, um was es sich handle, und da ihm Wolffsohn keine Auskunft gab, trat ein schwerer Fall in Gasters Gemeinde ein, und er konnte nicht abkommen.

Am bereitwilligsten, glaube ich, war Mandelstamm. Aber er braucht zwei Tage, um einen Paß zu bekommen, konnte also auch nicht über die Grenze fahren.

* * *

In Voraussicht dieser Absagen hatte ich schon für Reserve gesorgt: Das Aktionskomitee soll fahren. Ich wollte Schnirer und Marmorek mitnehmen. Da schmollte Kokesch, der am wenigsten Geeignete, weil ich ihn nicht wählte.

. . . .

Marmorek hat einen großen Bau, den er nicht im Stich lassen kann. Dennoch kam er herum und versprach, auch mitzufahren. Wolffsohn telegraphiert, daß Bodenheimer mitfahren will. So wären wir also sechs, wovon Kokesch ganz überflüssig. Kahn wollen sie allein hier lassen zur Leitung der laufenden Geschäfte.

* * *

Nach dem A. C. war Newlinski bei mir. Ich will ihn nach Rom schicken, während ich in Konstantinopel und Jerusalem bin, damit er das Terrain für mich vorbereite. Ich will auf der Rückkehr nach Rom.

Er meint, das höchst Erreichbare werde ein Negatives sein, höchstens einige nachsichtige Worte in einer Enzyklika. Aber es werde auch etwas für den Peterspfennig geschehen müssen.

Entendu.

. . . .

In der Redaktionszeit heute Krach mit Bacher und Benedikt.

Ich sagte Bacher: „Ich bin vom Kaiser eingeladen, mit nach Palästina zu fahren."

Die Mitteilung deprimierte ihn geradezu.

„Finden Sie das nicht interessant?" fragte ich.

„Ich sehe daraus Verlegenheiten für die Neue Freie Presse kommen. Er hat Sie doch als Zionist eingeladen."

„Jedenfalls nicht als Redakteur der N. Fr. Pr. Sie brauchen auch weiter nichts über den Zionismus zu schreiben. Für Sie das beste wäre, Sie ließen mich die Sache im Blatt exponieren. — Aber wie Sie wollen."

Dann mit Benedikt, der wild, scheu und neidisch zur Seite blickte. Ich vermute, daß sie etwas auskochen; vielleicht werden sie meine geheime Mitteilung ans Auswärtige Amt verraten.

Ich verlangte von ihnen eine Empfehlung an den österreichischen Botschafter in Konstantinopel durch das Auswärtige Amt.

Bacher verwies mich an Benedikt. Dieser wieder an Bacher.

Benedikt log: „Calice ist unser Feind seit zwei Jahren, seit Sie mit Newlinski dort waren. Er hat einen geheimen Brief über Sie ans Auswärtige Amt geschrieben, den uns Dóczy mitteilte."

„Ich wollte ja Dóczy an der Gurgel packen, Sie haben mich abgehalten.

Übrigens brauche ich Calice zum Krenreiben.“

Et sur cela bonjour.

12. Oktober.

Die beiden haben mich gestern wieder sehr aufgeregt. Merkwürdige psychologische Erscheinung, daß Bacher mir mehr Beklemmung verursacht als Reichskanzler Hohenlohe!

Ihm gegenüber fühle ich sonderbarerweise noch immer was ich war: ein schüchterner journalistischer Debütant, obwohl er mir geistig durchaus nicht imponiert.

14. Oktober.

Im Orientzug nach Konstantinopel. Vor Sofia.

Großer Rummel in den letzten Stunden vor der Abreise. Meine Wohnung Hauptquartier.

Nach vielem Hin und Her wurde bestimmt, daß von Wien Schnirer und Ingenieur Seidener mitfahren.

* * *

Vorgestern war ich beim Botschafter M . . . N . . . Bey. Eine Stunde absolut inhaltlosen Geredes. Auf meinen Wunsch, er möge mir Einführungen nach Konstantinopel geben, antwortete er mir mit einer arabischen Erzählung: Zu einem reichen Mann kam ein Gärtner, bat ihn um ein Darlehen. Der Reiche sagte schroff nein. Nach einem halben Jahr kam der Arme und brachte ihm einen Korb mit Früchten als Dank. Der Reiche hielt es erstaunt für einen Irrtum. „Nein,“ sagte der Arme, „ich bin dir Dank schuldig, weil du mich nicht vertröstet, sondern mir rundweg nein gesagt hast. So habe ich keine Zeit verloren und mich an einen anderen gewendet, der mir half.“

So wolle auch er mich nicht vertrösten. Er dürfe mich nicht empfehlen, sonst werde man ihn für bestochen hal-

ten. Wenn aber eine Anfrage komme, wolle er sich günstig äußern.

Da ich von ihm überhaupt nicht mehr wollte als das letztere, so war ich ganz zufrieden.

Ich sagte: „Hoffentlich, Exzellenz, komme ich nach einem halben Jahr auch mit einem Korb voll Früchte."

* * *

Gestern las ich noch vor der Abreise im Burgtheater den Schauspielern „Unser Käthchen" vor. Ich wollte auch da ein *fait accompli* schaffen. Wer weiß, wie lange ich noch in der Neuen Freien Presse bin. Und ich kenne heute die Menschen schon genug, um zu wissen, daß sie mich für den Verlust meiner Stellung auch noch bestrafen würden.

* * *

Ich ging gestern nicht mehr ins Bureau, um mich von den Herren Bacher und Benedikt nicht noch einmal aufregen zu lassen. Ich schickte den „Kammerherrenschlüssel des Feuilletons" (von meinem Redaktionstisch) mit einigen scherzenden Worten der Entschuldigung an Bacher.

* * *

Der Abschied von meinen Lieben war diesmal recht schwer. Ich könnte ruhig in meinem schönen Hause bleiben, bei meinen schönen Kindern, deren rosigste Jugendzeit verstreicht, ohne daß ich sie genösse; die aufwachsen, ohne daß ich die Lieblichkeiten ihrer Entwicklung im einzelnen beobachtete. Und ich unternehme eine so weite, vielleicht nicht ungefährliche Fahrt. Ich bin sogar gewarnt worden, daß man mir in Palästina nach dem Leben trachten könnte. Die Warnung kam von Ben Jehuda, durch Dr. Werner.

Aber es ist meine Pflicht, zu gehen.

Sehr erschütterte es mich beim Abschied, daß meine guten Eltern weinten. Die wären die einzigen Untröstbaren, wenn ich nicht wiederkäme. Daß ich dann eine weltgeschichtliche Gestalt würde, wäre für meine armen Alten kein Trost.

Sie haben mich beide gesegnet, als ich wegging. Gott soll sie mir gesund sein lassen und uns ein frohes Wiedersehen bereiten!

* * *

Im Wartesaal in Wien sah ich den Berliner Botschafter Ahmed Tewfik, begleitet von M... N...

Mit Ahmed Tewfik habe ich dann gestern abend nach dem Diner stundenlang geplaudert. Ich glaube, er ist nicht gutgesinnt. Aber ich will ihn mild machen.

* * *

Mit fährt auch der österreichische Botschafter Calice. Ich erkannte ihn zuerst nicht. Von ihm stammt die Dóczysche Verleumdung. Ich wollte ihn auch nicht erkennen. Da kam er nachmittags im Rauchzimmer vorbei und lächelte mich an. Hierauf grüßte ich.

15. Oktober, im Coupé vor Konstantinopel.

Gestern abend nach dem Diner zwei Stunden im Rauchzimmer mit Ahmed Tewfik geplaudert. Ich brachte ihn zum Reden, um *incidemment* das Verhältnis des Sultans zum Kaiser zu erfragen. M... N... hatte mir nämlich eine skeptische Antwort auf eine solche Frage gegeben. In der Kretafrage habe die Türkei nicht gar viel gehabt von Deutschland und Österreich. Sie zogen sich wohl vom Konzert zurück; aber wären sie doch lieber darin geblieben und hätten die Türkei verteidigt.

Ahmed Tewfik hingegen war vom Kaiser und von Deutschland entzückt. Der Sultan und das ganze türkische Volk seien von Dankbarkeit gegen diesen großen Freund erfüllt. Die deutsche Kulturträgerei nach Kleinasien betrachten sie als eine bedeutende Wohltat usw.

Diese Auskunft befriedigte mich natürlich sehr, da sie diejenige Disposition verrät, welche wir für unsere Sache brauchen.

* * *

Mit Wolffsohn und Bodenheimer sprechen wir in Scharaden, um nicht verstanden zu werden. Die Chiffern sind „der alte Herr" für den Großherzog, „der Neffe" für den Kaiser usw. Mein guter Wolffsohn, der auf alles eingeht, ging endlich in der Vorsicht so weit, „der J. S." für meine Broschüre vom Judenstaat zu sagen.

* * *

Alle Mitreisenden kennen mich und wispern. Ein englischer Geistlicher, Mr. Biddulph, ein charmanter Mensch, stellte sich mir unterwegs vor. Er sei Zionist.

* * *

Mit Bodenheimer die Forderungen besprochen, die wir stellen wollen.

Gebiet: vom Bach Ägyptens bis an den Euphrat. Eine Übergangszeit mit eigenen Einrichtungen stipulieren. Ein jüdischer Gouverneur für den Übergang. Nachher Verhältnis, wie zwischen Ägypten und dem Sultan. Sobald die Bevölkerung in einem Gebiete $^2/_3$ der Einwohnerschaft ausmacht, tritt politisch die jüdische Verwaltung ein, während die örtliche Verwaltung (kommunale Autonomie) immer von der Stimmenzahl der Gemeindewähler abhängt.

Das sind Bodenheimers zum Teil vortreffliche Ideen. Das Übergangsstadium ist ein guter Gedanke.

* * *

Auf dem Bahnhof warteten Danusso und jener untertänige Grieche Konstantinides.

Kaum angelangt, angekleidet, fuhr ich nach Yildiz Kiosk, um mich zu melden. Die Schauplätze sämtlich schon bekannt und darum ohne Interesse jener ersten Tage vor zwei Jahren. Es regnete, und die Stadt, die so schön sein könnte, sah noch schmutziger und verwahrloster aus als damals.

Als ich im Wagen von der Bahn nach dem Hotel fuhr, ging auf der alten Brücke Zia Pascha vorüber, der mich erkannte und mir einen langen forschenden Blick zuwarf.

Im Hotel das levantinische Treiben. Kriechende Betrüger.

In Yildiz Kiosk die Scharen müßiger Diener. Ich ließ mich beim zweiten Sekretär Djevad melden. Er war nicht da. Ich sollte morgen (heute) wiederkommen. Ich ließ Newlinskis Einführungsbrief zurück, worin steht, daß ich gekommen sei *pour déposer mes hommages au pied du trône de Sa Majesté Impériale le Sultan.*

Dann ging ich zum Oberzeremonienmeister Munir Pascha. Der auch nicht sichtbar. Ich hinterließ ihm ebenfalls einen Brief Newlinskis gleichen Inhalts, worin ich als Chef der zionistischen Bewegung eingeführt werde.

Mir liegt absolut nichts daran, die Herren zu sehen. Es handelt sich nur um die *acte de présence*, damit sie nicht auf falsche Vermutungen kommen.

Mittlerweile hatte ich Bodenheimer zum deutschen Botschafter Marschall geschickt.

Er kam mit Wolffsohn bald nach meiner Heimkehr

von Yildiz ins Hôtel de Londres zurück. Beide niedergeschlagen.

Den Verlauf seiner Mission schilderte Bodenheimer wie folgt: „Ich kam auf die Botschaft, schickte Marschall meine Karte, worauf ich schrieb, ich hätte ihm im Auftrage Dr. Herzls eine wichtige Mitteilung zu machen. Er empfing mich kalt und sagte: ‚Ich kenne Herrn Dr. Herzl nicht', nachdem ich ihm gesagt hatte, daß Sie ihn um eine Audienz bitten lassen. Darauf erklärte ich: ‚Herr Dr. Herzl ist der Führer der Zionisten und stand mit dem Grafen Eulenburg in mündlichem und schriftlichem Verkehr. Es handelt sich um den Empfang einer Abordnung durch Se. Majestät den Kaiser.' Bei diesen Worten bemerkte ich, daß Marschall eine konniventere Miene annahm. Aber er erwiderte: ‚Ich kann Herrn Dr. Herzl jetzt nicht erwarten, weil ich in einer halben Stunde dem Kaiser nach den Dardanellen entgegenfahre.' Darauf empfahl ich mich. Wenn Sie Marschall noch sehen wollen, müssen Sie sofort nach der Botschaft."

Ich resolvierte mich, nicht zu Marschall zu fahren, weil ich in jedem Falle *une figure piteuse* gemacht hätte, da er im Abfahren war. Es ist immerhin ein Schlag, daß Marschall, auf den ich *deficiente* Bülow gerechnet hatte, sich so ablehnend verhält, mich nicht einmal kennt oder kennen will.

Später fiel mir ein, ob Bodenheimer nicht vielleicht schlecht gesprochen hatte, da er Eulenburg erwähnte. Eulenburg war doch wohl einer der „Hintermänner", von denen Marschall gesprochen, als er sich „in die Öffentlichkeit flüchtete".

* * *

Der Abend verging in unangenehmen Gedanken. Wir gingen auf einen Akt in das Theater der Petits Champs.

In diesem Garten war vor zwei Jahren die Gesellschaft der Morosini. Jetzt spielt da eine jüdische Jargon-Theatertruppe, die „Gibor-Hail“ gibt.

Der Eindruck deprimierend. Da diese elende Kunst bereits die Erhebung unserer Jargonmassen darstellt, ist das Niveau, auf dem sich diese jetzt befinden, als ein recht traurig tiefes zu erkennen. *J'ai été écœuré.*

* * *

Zum Diner fand sich außer Danusso auch Lionel Bey Bondy ein, der ad hoc Korrespondent der Neuen Freien Presse, ein jüdisch-böhmischer Levantiner katholischer Konfession in türkischen Diensten. Er hatte im Abendblatt gelesen (das Werk des Griechen Konstantinides), daß Dr. Herzl, „Direktor der Neuen Freien Presse“, hier eingetroffen sei. Ob ich vielleicht über die Kaiserreise statt seiner berichten wolle? Vielleicht wollte er noch anderes erfahren, da er in Yildiz ein- und ausgeht. Ich beruhigte ihn. Ich sei mit meinen Freunden auf einer Erholungstour und denke nicht an Berichterstattung.

Dann, als er mit seinen „intimen Freunden“ Tahsin Bey (derzeit erster Günstling des Sultans) und N... Bey großtat, bat ich ihn, mich mit diesen beiden zusammenzuführen. Ich wußte, daß ich etwas in diesen Tagen Unmögliches verlange, und tat es nur nach meinem Grundsatze der Pluspetitio, da man großen Herren immer die Gelegenheit geben muß, einem etwas zu gewähren oder zu verweigern.

* * *

Über Nacht den nächsten Plan beschlafen. Ich werde morgen Bülow einen Brief zustellen lassen, ich müsse ihn noch morgen sehen, weil sonst die Abordnung nicht rechtzeitig an Ort und Stelle sein könne. Als letzte Ressource,

wenn Bülow, wie ich beinahe bestimmt erwarte, versagt: eine Depesche nach Karlsruhe um telegraphische Vermittlung einer sofortigen Audienz beim Kaiser. Das ist die *ultima ratio.*

* * *

Auch über Nacht: Bodenheimers Übergangsstadium ist einfach unmöglich. Wir können nur die Schaffung einer organischen Keimzelle: Jüdische Landgesellschaft für Syrien (mit *chartered* Hoheitsrechten) verlangen und günstigenfalls durchsetzen.

Paragraphen-Vorschläge würden uns eine sofortige brüske Ablehnung der Türken provozieren. Also Rückkehr zu meiner Idee von der Jewish Company.

16. Oktober.

Aus der Feigheit sind die furchtbaren Armeen entstanden.

17. Oktober, Konstantinopel.

Ich glaube, ich reite jetzt wieder mal über den Bodensee.

* * *

Gestern ist den ganzen Tag nichts geschehen. Vormittags Briefe. Nachmittags Besuch bei der guten armen Frau Gropler in Bebek. Sie liegt im Bett und wartet auf ihre Auflösung. Dabei ist sie liebenswürdig und gescheit. Ich versprach ihr, jedesmal am Tag nach meiner Ankunft in Konstantinopel zu ihr zu kommen.

Schöner Abend mit Farben des Südens am Bosporus.

17. Oktober.

Nachdem Marschall versagt hat, ist das große Problem, wie ich zum Kaiser gelange. Ich will versuchen, ihm durch

den Hofmarschall Eulenburg einen Brief zukommen zu lassen. Ferner schreibe ich an Bülow und telegraphiere um Sukkurs an den Großherzog.

Brief an Hofmarschall August zu Eulenburg:

Ew. Exzellenz!

Von Sr. Exzellenz dem Herrn Botschafter Grafen Philipp zu Eulenburg erhielt ich in Amsterdam die schriftliche und dann in Liebenberg die mündliche Mitteilung, daß Seine Majestät der Kaiser die Sache der Zionisten unter Seinen Allergnädigsten Schutz zu nehmen gewillt sei und eine Abordnung im Heiligen Lande zu empfangen wünsche. Gleichfalls erfuhr ich, daß Ew. Exzellenz den Empfang der Abordnung gütigst vorbereiten werden.

Ich gestatte mir nun, Ew. Exzellenz den beiliegenden Brief für Se. Kaiserl. Majestät zu überreichen, bitte Sie, vom Inhalt Kenntnis zu nehmen und dem hohen Herrn mein Schreiben so bald als möglich vorzulegen. Die Zeit drängt außerordentlich, und wenn alles nach dem mir von Sr. Königlichen Hoheit dem Großherzog von Baden bekanntgegebenen Wunsche Sr. Majestät gehen soll, ist eine eilige Behandlung der Sache notwendig.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Ausdrücke der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihres ganz ergebenen

Dr. Th. H.

Hôtel de Londres, Pera.

* * *

Brief an den Kaiser:

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät!

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Nach den Mitteilungen, die Seine Königliche Hoheit der Herr Großherzog von Baden am vorigen Sonntag in Pots-

dam mir zu machen die Gnade hatte, wage ich es, mich an Ew. Kaiserliche Majestät mit der untertänigsten Bitte um Gewährung einer, wenn auch nur kurzen und geheimen Audienz noch in Konstantinopel zu wenden. Die Gründe hierfür sind die folgenden.

Der Empfang der zionistischen Abordnung im Heiligen Lande wird zweifellos der öffentlichen Meinung Europas Stoff zu Diskussionen geben. Wird mit dieser Manifestation zugleich ein — wenn auch nicht in seinem ganzen Umfange bekanntzugebendes — *fait accompli* gesetzt, so kommen die etwa feindselig gemeinten Interventionen anderer zu spät, und alle werden sich darein finden müssen. Gerade im gegenwärtigen Augenblick ist Frankreich innerlich so geschwächt, daß es sich nicht rühren darf. Für Rußland bedeutet die zionistische Lösung der Judenfrage eine ungeheure Erleichterung; zudem wird ja die Frage der heiligen Stätten einfach ausgeschaltet.

Auch von der englischen Politik ist ein wirksamer Einspruch nicht zu befürchten, da die englische Kirche notorisch für uns ist.

Alles hängt also von der Form des zu schaffenden *fait accompli* ab.

Die Bewilligung einer „Jüdischen Landgesellschaft für Syrien und Palästina“ unter deutschem Protektorate wäre meines bescheidenen Ermessens für den Augenblick genügend. Diese Landgesellschaft würde die weiteren Organe der Durchführung allmählich differenzieren. Die*

— — — — — — — — — — —

* * *

* Die Unterbrechung des Textes an dieser Stelle entspricht der Originalfassung der Aufzeichnungen. — Anmerkung der Herausgeber.

Seiner Königlichen Hoheit

Herrn Friedrich Großherzog von Baden

Karlsruhe

Dabei blieb es. Die geplante Depesche wurde aus Vorsicht nach Besprechung mit Wolffsohn und Bodenheimer nicht abgeschickt.

* * *

— — — — — — — — — — —

Wahrnehmung der allgemeinen politischen Lage wird es dann ergeben, wann und wo, in welchem Augenblick, in welchem Umfange, das deutsche Protektorat nach außen hin stärker betont werden kann.

Selbst wenn Se. Majestät der Sultan nicht gleich einsehen sollte, welche Hilfe seinem verarmten, verfallenden Staate durch die Zionisten gebracht würde, so wird er bei einer direkten Aussprache Ew. Kaiserl. Majestät Rat annehmen, wie man Seine Administration und Finanzen regenerieren könnte. Wenn dieser Augenblick persönlichen Verkehrs vorüber ist, beginnt wieder das Walten der im Orient so fruchtbaren Intrigen.

Morgen vormittag um zehn Uhr geht der russische Dampfer nach Alexandrien ab; es ist das letzte Schiff, das ich benützen kann, wenn ich zur rechten Zeit in Palästina sein soll, um die dahin befohlene Abordnung der europäischen Zionisten dem Kaiser im Lande Israels vorzustellen. Wenn Ew. Majestät mir daher die Gunst gewähren wollen, mich noch vor der Manifestation insgeheim anzuhören, ist der Zeitraum ein begrenzter. Ich könnte mich unauffällig auf der deutschen Botschaft einfinden und dort die Befehle erwarten.

Gottes Geheimnis liegt über uns in diesen weltgeschichtlichen Stunden. Es gibt kein Bangen, wenn Er mit uns ist.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht Eurer Kaiserlichen und Königlichen Majestät

vollständig ergebener

Dr. Th. H.

* * *

Brief an Bülow:

Ew. Exzellenz

beehre ich mich ganz ergebenst mitzuteilen, daß ich mich hier zu Ihrer Verfügung halte. Leider kann ich nur bis morgen vormittag zehn Uhr hier bleiben, weil um diese Stunde der russische Dampfer nach Alexandrien abgeht, das letzte Schiff, das ich noch benutzen kann, wenn ich rechtzeitig in Palästina sein soll, um die dahin befohlene Abordnung der europäischen Zionisten Sr. Majestät dem Kaiser vorzustellen.

Ich möchte von Ew. Exzellenz die gütige Mitteilung erbitten, wann und wo die Deputation empfangen werden wird. Auch handelt es sich um die genaue Feststellung des Inhalts meiner Ansprache an Se. Majestät.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Ausdrücke der ausgezeichnetsten Hochachtung Ihres verehrungsvoll ergebenen

Dr. Th. H.

Hôtel de Londres, Pera.

18. Oktober, Pera, $^1/_4$11 Uhr vormittags.

Eben habe ich die Briefe ein bißchen aufgeregt ins reine geschrieben. Im Brief an den Kaiser verschrieb ich mich auf der 3. Seite, „wann und in welchem Umfange" sollte es heißen. In meiner Nervosität schrieb ich statt Umfang — Augenblick. Schon befürchtete ich, das Ganze umschreiben zu müssen — unangenehm bei so

drängender Zeit. Da half ich mir durch Einschaltung des Wo: wann und wo, usw.

* * *

Wolffsohn, mein Verläßlichster, ist jetzt mit Danusso und einem Dragoman auf dem Bock nach Yildiz gefahren, um die Briefe abzugeben.

Heute morgens sind Schnirer und Seidener eingetroffen.

Bodenheimer ist ein bißchen *la mouche du coche.*

* * *

Ich bereite mir jetzt die Kleider zur Audienz vor — *quitte à les remballer* — und lasse mir die Haare schneiden.

18. Okober 1898, acht Uhr abends im Hotel.

Nach der Audienz beim Kaiser, die ich morgen unterwegs eintragen will.

Mit dem Kaiser und Bülow hatte ich verabredet, daß ich noch heute abend meinen Entwurf der Ansprache in Palästina vorlegen werde.

Entwurf:

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät!
Allergnädigster Kaiser und Herr!

Eine Abordnung von Söhnen Israels naht sich in tiefster Ehrfurcht dem Deutschen Kaiser im Lande, welches das unserer Väter war und uns nicht mehr gehört. Durch keinen geltenden Besitztitel sind wir mit diesem heiligen Boden verknüpft. Viele Geschlechter sind gekommen und gegangen, seit diese Erde jüdisch war. Spricht man davon, so ist es nur noch wie von einem Traum aus sehr alten Tagen. Aber der Traum lebt noch, lebt in vielen hunderttausend Herzen; er war und ist ein wundervoller

Trost in gar manchen schmerzensreichen Stunden unseres armen Volkes. Immer, wenn Feinde uns mit Anklagen und Verfolgungen bedrängten, wenn man uns das bißchen Recht zum Leben nicht gönnen wollte, wenn man uns ausschaltete aus der Gesellschaft unserer Mitbürger, deren Schicksale treu zu teilen wir doch immer bereit waren — stieg der Gedanke an Zion in unserem gepreßten Gemüt auf.

Es ist etwas Ewiges in diesem Gedanken, der seine Formen freilich mit den Menschen, mit den Einrichtungen, mit den Zeiten mannigfach gewandelt hat.

Die zionistische Bewegung vom heutigen Tage ist denn auch eine völlig moderne. Sie knüpft an die Zustände und Bedingungen des gegenwärtigen Lebens an und will aus den Möglichkeiten unserer Zeit heraus die Judenfrage lösen. Ja, wir glauben, daß es jetzt endlich gelingen kann, weil die Menschheit so reich geworden ist an Verkehrsmitteln und technischen Errungenschaften. Unternehmungen, die noch vor einem halben Jahrhundert phantastisch ausgesehen hätten, sind heute Alltäglichkeiten. Dampf und Elektrizität haben das Antlitz der Erde verändert. Es sind daraus auch Konsequenzen der Menschlichkeit zu ziehen.

Wir haben vor allem das Volksbewußtsein unserer verstreuten Brüder aufgeweckt. Auf den Kongressen zu Basel wurde das Programm unserer Bewegung vor aller Welt formuliert. Es lautet: Schaffung einer öffentlich-rechtlichen Heimstätte für das jüdische Volk.

Da ist das Land unserer Väter, das sich für eine Kolonisierung und Kultivierung eignet. Ew. Majestät haben das Land gesehen. Es schreit nach Menschen, die es bebauen sollen. Und wir haben unter unseren Brüdern ein schreckliches Proletariat. Diese Menschen schreien nach

einem Lande, das sie bebauen wollen. Nun möchten wir aus diesen Notständen — des Landes und des Volkes — durch die planvolle Verbindung beider eine neue Wohlfahrt schaffen. Für so gut halten wir diese Sache, für so wert einer Teilnahme der Großmütigsten, daß wir Ew. Kaiserliche Majestät um Ihre hohe Hilfe zu dem Werke bitten.

Aber wir würden es nicht wagen, wenn in unserem Gedanken etwas enthalten wäre, wodurch der Herrscher dieses Landes gekränkt oder beeinträchtigt werden könnte. Die Freundschaft Ew. Kaiserl. Majestät für Se. Majestät den Sultan ist so bekannt, daß kein Zweifel über die Absichten derjenigen bestehen kann, die sich um die allergnädigste Vermittlung ihrer Wünsche an Ew. Majestät wenden.

Wir sind ehrlich überzeugt, daß die Ausführung des zionistischen Planes auch für die Türkei Wohlfahrt bedeuten muß. Energien und materielle Mittel werden dem Lande zugeführt, eine großartige Befruchtung verödeter Gebietsteile ist leicht vorherzusehen, und aus alledem erwächst mehr Glück und Gesittung für viele Menschen.

Wir planen die Errichtung einer Jüdischen Landgesellschaft für Syrien und Palästina, welche das große Werk in Angriff nehmen soll, und erbitten für diese Gesellschaft den Schutz des Deutschen Kaisers.

Niemands Rechte oder fromme Empfindungen bedroht unser Gedanke, aus dem eine langbegehrte Versöhnung weht. Wir verstehen und achten die Pietät aller Konfessionen für den Boden, auf dem ja auch der Glaube unserer Väter erwuchs.

19. X. 98. An Bord des „Imperator Nikolas II“.

(Weiter kam ich nicht, denn es war 3/4 9 Uhr geworden, und wir mußten nach dem Hafen eilen, um uns nach

Smyrna—Alexandrien einzuschiffen. Ich schrieb also in aller Eile noch darunter: den Schluß würde ich in Palästina nachtragen.)

Den Entwurf der Ansprache begleitete ich mit (ungefähr) folgendem Schreiben an Bülow.

Ew. Exzellenz

beehre ich mich in der Beilage den Entwurf meiner Ansprache an Se. Majestät zu überreichen. Ich habe die Nacht sehr schlecht mit allerlei Herzzuständen verbracht und bin nahezu arbeitsunfähig. Den Schluß werde ich nachtragen. Ich reise um zehn Uhr ab, bin Donnerstag vormittag in Smyrna, Freitag im Piräus, Sonntag in Alexandrien, Dienstag in Port Said, Mittwoch in Jaffa. Etwaige Mitteilungen erbitte ich durch die Legation des betreffenden Ortes, die ich sofort aufsuchen werde, wenn eine Zeile in Thos. Cook's Office hinterlegt wird. Namentlich bitte ich ganz ergebenst, mir in Alexandrien mitteilen zu lassen, wann und wo sich die Abordnung Sr. Majestät vorzustellen hat, sowie ob der Deputation (die aus fünf europäischen Zionisten besteht) auch palästinensische Zionisten zuzuziehen sind. Dies müßte ich wegen der notwendigen Arrangements schon in Alexandrien wissen.

Wenn der vorgeschlagene Text meiner Ansprache nicht konveniert, so werde ich in Palästina noch die gewünschten Korrekturen vornehmen.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Ausdrücke der ausgezeichnetsten Hochachtung und Verehrung

Ihres ergebenen

Dr. Th. H.

19. Oktober, nachmittags 3 Uhr.

An Bord des „Imperator Nikolas II" im Marmarameer.

Erst jetzt komme ich dazu, die gestrigen Ereignisse

aufzuschreiben. Dabei ist sicherlich schon einiges in Verlust geraten. Die langvorbereitete Unterredung mit dem Kaiser fand mich doch ein bißchen nervös. Das Drum und Dran ist mir besser im Gedächtnis als der Kern der Sache. Es ist wie bei einer photographischen Aufnahme, bei der die Hand des Aufnehmers gezittert hätte. Das Bild wird ein wenig verschwommen sein. Namentlich ist mir der Gang des Gesprächs nicht ganz genau in Erinnerung. Vom Kaiser allerdings empfing ich einen großen, starken Eindruck. Ich versuchte mir später diesen Eindruck in ein Gleichnis zu fassen und fand nur dieses: mir war, als wäre ich in den Märchenwald gekommen, wo das fabelhafte Einhorn hausen soll. Plötzlich stand ein prachtvolles Waldgeschöpf vor mir mit einem Horn an der Stirn. Aber seine Gestalt überraschte mich weniger als daß es lebte. Die Gestalt hatte ich mir vorher gedacht, aber nicht das Atmen und Leben dieses Wesens. Und meine Überraschung wuchs, als das Einhorn mit einer sehr freundlichen Menschenstimme zu reden anfing und sagte: „Ich bin das fabelhafte Einhorn!"

Der gestrige Tag nahm den folgenden Verlauf:

Nachdem ich meine Redingote usw. vorbereitet hatte, um auf den Ruf im Nu fertig zu sein, ging ich zum Déjeuner, aß und trank wenig, um leicht und flink zu sein, wenn der Moment, den ich erwartete, käme. Wolffsohn erschien um halb eins von Yildiz Kiosk zurück. Er hatte seine Sache brillant gemacht. Ohne die Sprachen zu kennen, ohne Türkisch, ohne Französisch war er mit Danusso und dem Dragoman auf dem Bock durch die Wachen von Yildiz Kiosk durchgedrungen bis zum Hofmarschall Eulenburg. Diesem hatte er seine Karte hineingeschickt, darauf geschrieben: In Begleitung des Herrn Dr. Herzl. Eulenburg kam sofort heraus, rief ihn zu sich hinein,

schloß, sich vorsichtig umblickend, die äußere und innere Tür und nahm meinen Doppelbrief entgegen.

„Es ist gut, daß Sie schon da sind. Ich werde das Schreiben sofort Sr. Majestät übergeben . . . Seit wann ist Dr. Herzl hier?"

Wolffsohn antwortete: „Seit einigen Tagen."

Eulenburg sah, daß er noch einen Brief in der Hand hielt: „Haben Sie noch etwas? Ich kann es ja auch übergeben."

Wolffsohn: „Einen Brief für Exzellenz von Bülow."

Eulenburg gab ihn rasch zurück: „Bestellen Sie den selbst." Begleitete ihn bis an die Tür und hinaus, übergab ihn einem Adjutanten, der ihn bis an Bülows Tür brachte. Bülow kam unwirsch heraus, nahm das Kuvert, riß es auf, schrie ihm zu: „Es ist gut."

Wolffsohn sagte: „Adieu, Exzellenz."

Bülow schnauzte: „Adieu!" Und verschwand. —

* * *

Nach Wolffsohns Bericht — der die Animosität Bülows und die Geneigtheit Eulenburgs, die ich schon herausgefühlt hatte, bestätigte — erwartete ich mit mehr Bestimmtheit ein Lebenszeichen vom Kaiser.

Nach dem Déjeuner versuchte ich ein Nachmittagsschläfchen, das aber sich nicht einstellen wollte. Dann plauderte ich ein bißchen mit Wolffsohn und den anderen.

Um viertel vier kam plötzlich der Hotelportier aufgeregt herein. „Es ist jemand da, der für Herrn Herzl etwas von Sr. Majestät bringt."

Ich schlüpfte in meinen grauen Gehrock, die Herren verließen den Salon. Aber es war nur ein Bote oder Geheimpolizist, der mir einen Zettel vorlegte, auf dem geschrieben stand:

„Theodor Herzl um $4^1/_2$ Uhr bei Sr. Majestät melden. Yildiz."

Ich schrieb mit Bleistift eine Empfangsbestätigung auf den Zettel: „Dr. Herzl, erhalten um $3^1/_4$ Uhr."

Die Herren waren ganz aufgeregt. Ich hatte keinen Schock empfunden, doch war ich schon vorher sehr enerviert gewesen. Ich gab Seidener meine Hand zum Fühlen, daß sie ganz ruhig sei. Von Schnirer ließ ich mir nur den Puls greifen. Er fand 108, was bei mir sehr viel ist. Aber ich glaube, ich hatte schon vor dem Empfang der Nachricht so viel. Schnirer fragte, ob ich Brom nehmen wolle. Ich erkundigte mich, wann die Wirkung eintrete. In einer halben Stunde. Da verzichtete ich darauf, weil es vielleicht dann schon nicht mehr nötig sein würde.

Sorgfältige Toilette. Namentlich die Farbe meiner Handschuhe war gelungen: ein feines Grau.

Ich ließ mich von Wolffsohn begleiten und setzte einen Dragoman (einen verschmitzten Juden, der Polizeiattachen zu haben scheint) auf den Bock. Wolffsohn nahm eine Taschenbürste mit.

Wir fuhren durch die geputzten Straßen von Pera. Ein Spalier von Neugierigen. Alle Fenster besetzt. Unser Wagen wurde ja auch viel beguckt, aber konnte doch nicht so viel Interesse erregen wie die stattlichen Karossen mit Hofleuten im Staatskleid und vergoldeten Offizieren. Dabei dachte ich mir, daß doch vielleicht in keinem der Prunkwagen so viel Weltgeschichte durch die Straßen fuhr wie in dem ordinären Mietwagen meines Arabadschi.

Vor der deutschen Botschaft größeres Gedränge. Da hielt auch die Eskorte des Kaisers, seine Fahne wehte vom Dach, auf der Rampe hielt sein Wagen. So kam ich also vor ihm nach Yildiz. Um nicht zu früh zu sein,

ließ ich einige Minuten bei Dolma Bagdsche halten. Wundervolle Farben auf dem Bosporus. Da lag die schmucke Yacht „Hohenzollern“.

Um $4\,^1/_4$ Uhr passierten wir das obere Tor von Yildiz Kiosk. Der jüdische Dragoman mußte zurückbleiben. Ein Tordiener setzte sich neben unseren Arabadschi, und wir fuhren in den Yildizgarten ein. Diese Partien sind, glaube ich, immer unzugänglich. Wir fuhren fünf oder sechs Minuten. Prachtvoll große, wenn auch nicht gar schön gehaltene Anlagen. Zu unserer Linken eine überhohe geheimnisvolle Mauer — dahinter blühen und welken die Blumen des Harems.

Fünf Minuten vor halb fünf fuhren wir vor dem neuen, für den Kaiser eigens erbauten Palästchen vor. Grimmige Kriegsknechte vor dem Tor. An der Treppe, in den Gängen eine Unzahl von türkischen und deutschen Dienern, ferner stark bebänderte Offiziere und türkische Hofleute.

Von den deutschen Hofleuten niemand da. Alle noch auf der Botschaft. Ich zog mich ziemlich unbeachtet in den Korridor zurück. Die deutschen Diener unterhielten sich ganz ungeniert neben mir, so unscheinbar war ich. Sie rissen ihre Lakaienwitze. Ich hatte anfangs den Funktionären nur gesagt, daß ich zum Hofmarschall Eulenburg wolle. Man hieß mich warten. Um $^3/_4\,5$ wurde mir bange: ob da nicht ein Irrtum vorläge — oder gar eine versteckte Böswilligkeit. Man hatte den Auftrag des Kaisers vielleicht falsch bestellt: ich sollte um $^1/_2\,5$ auf der Botschaft sein, wie ich es ja in meinem Brief angeboten hatte. Wer weiß, er war möglicherweise abergläubisch, und wenn das Rendezvous verfehlt war, wollte er dann überhaupt nichts mehr von mir wissen.

Da wandte ich mich besorgt an die türkischen Adjutanten. Sie wußten nur, daß der Kaiser erwartet werde.

Von der Botschaft sollte er noch nach der deutschen Schule.

Die Folge meiner Erkundigung war nur, daß man mich einlud, in einen der ebenerdigen Wartesalons einzutreten — den ich dann aber nicht mehr verlassen dürfte. Es kam mir vor, als hörte ich von den Offizieren im langen Gang meinen Namen wiederholen, und ich kam mir stark bewacht vor . . . Einmal ging Wolffsohn draußen vorüber, sah mich aber nicht. Später erzählte er mir, es sei jemand an seinen Wagen herangetreten, habe ihn gefragt, ob er mit Dr. Herzl von der Neuen Freien Presse hier sei, und dann standen vier Leute um seinen Wagen herum und bewachten ihn bis zur Abfahrt. Als er bei Kaisers Ankunft den Wagen verließ und den Hut zog, schlich einer hinten heran und spähte in den Zylinder — ob keine Bombe drin sei.

Indessen wurde mir's in meinem Salon, der eine Wachstube geworden war, immer ungemütlicher. Ich hielt die Audienz schon für verloren. Da, um $^{1}/_{4}$ 6 eine Bewegung. Die Ehrenkompagnie vor dem Haus griff zu den Gewehren. Reiter wurden am Fuß des steilen geschlängelten Weges sichtbar. Hinter den Reitern der Wagen des Kaisers, neben ihm die Kaiserin.

Es war mir nicht unangenehm, daß ich von meinem Salonfenster aus die Pracht dieser Auffahrt nicht sehen konnte. Es hätte mich vielleicht befangener gemacht. Ich wollte in den Couloir hinaus — da vertrat mir ein Kerl den Weg und wies mich mit deutlicher Gebärde zurück ins Zimmer.

Hier fehlt mir etwas. Ich glaube, jemandem gesagt zu haben, er solle sofort dem Grafen Eulenburg melden, daß ich da sei. Fünf Minuten später wurde ich gerufen. Im Couloir trat mir ein alter Herr entgegen.

„Dr. Herzl?“ fragte er.

„Exzellenz Graf Eulenburg?“ fragte ich.

Er gab mir die Hand, wies mich zur Treppe nach dem oberen Stockwerk. Ich glaube, er sagte noch: „Sie werden mit Herrn v. Bülow zu Sr. Majestät gehen!“

Ich stieg ziemlich ruhig die Stufen hinan. Oben stand gar prächtig der diensthabende Flügeladjutant, ein Herr von preußischer Eleganz, der meinen Aufstieg *l'œil narquois* betrachtete. Er scheint aber doch mit meinem Rock, der Bügelfalte meiner Hose und meinen Lackschuhen zufrieden gewesen zu sein, denn als ich meinen Namen nannte, klappte er die Fersen zusammen:

„Graf von Kessel!“ und reichte mir die Hand. Hierauf wiederholte ich etwas dumm:

„Dr. Herzl!“ worauf er ein überlegenes Lächeln flüchtig skizzierte.

Ich stand nun am oberen Treppenkopf. Graf Kessel blickte gespannt über meine Schulter hinweg; es mußte also im Säulengang hinter mir jemand stehen, der bemerkenswert war. Ich drehte mich aber nicht um. Dann kam es um die Ecke hervor, so daß ich, halb rechts blickend, sehen konnte, wer es war.

Ein weißes Kleid — die Kaiserin! Sie war mit Bülow hinter einer Säule gestanden und hatte mich heraufkommen gesehen. Ich verneigte mich, sie dankte leicht und verschwand.

Der Graf Kessel stand an der Mitteltür, öffnete sie ein wenig, sah hinein, sprach hinein. Dann winkte er mir und öffnete mir die Türe.

Ich ging schlank hinein. Der Kaiser in dunkler Husarenuniform kam mir entgegen. Ich blieb stehen, verneigte mich tief. Er kam mir dann beinahe bis zur Tür entgegen, reichte mir die Hand. Ich glaube, er sagte, er freue sich sehr, oder dergl., mich zu sehen.

Ich sagte: „Ew. Kaiserliche Majestät, ich bin sehr glücklich über diese Auszeichnung.“

Hierauf ging er wieder um den Tisch herum, schob mir einen Fauteuil zurecht, machte eine einladende Handbewegung, und setzte sich mit dem Rücken zum Schreibtisch, und schlug die Beine mit den Husarenstiefeln über, wie jemand, der sich's zu einer längeren Unterredung bequem macht. Hinter mir war Bülow eingetreten und saß nun gleichzeitig mit mir nieder. Er hielt, wie ich, die ganze Zeit den Zylinder zwischen den Beinen. Ich vergaß, den rechten Handschuh etikettemäßig abzunehmen.

In der Wartezeit war ich ein bißchen unruhig, ob meine Redingote am Platze sei, ob nicht der Frack richtig wäre. Bülows Redingote beruhigte mich.

Der Kaiser hatte mich beim Eintritt mit seinen großen meerblauen Augen mächtig angeblickt. Er hat wirklich kaiserliche Augen. Solche Augen habe ich nie gesehen. Es liegt eine merkwürdige, kühne, suchende Seele darin. Der Eindruck, den er macht, namentlich der erste, ist ihm aber offenbar nicht gleichgültig. Er ist genau so hoch wie ich, und mein erster Eindruck war, daß er sich geniert, einen kürzeren Arm zu haben. Und daß er sich denkt: Du, der du von außen aus einer Welt kommst, die mich nur aus Bildern kennt, oder nur im Sturm prächtiger Hofaufzüge vorübereilen sieht, bist du nicht enttäuscht, einen Kaiser vor dir zu haben, der einen kürzeren Arm hat als alle übrigen Menschen?

Ich sah ihm darum beständig in seine schönen, freien, liebenswürdigen und doch kühnen Augen, die mich geradezu bezauberten.

Ich hatte erwartet, daß er gesprächig anfangen würde, und war darum noch nicht ganz bei Atem, als er mich aufforderte zu sprechen.

„Wo soll ich einsetzen, Kaiserliche Majestät?“

„Wo Sie wollen“, sagte er ein bißchen ironisch und lehnte sich zurück.

Da wiederholte ich den Inhalt meines gestrigen Briefes an ihn, mit ziemlich vibrierender Stimme, und das Herz schlug mir stark gegen die Rippen. Dabei ärgerte es mich, daß der mir nicht gewogene Bülow meine Verlegenheit gewiß mit Ergötzen ansah. Dennoch sagte ich keine Dummheit. Nur im Ton war das Bangen. Doch als ich die Sache mit der Landgesellschaft und dem deutschen Protektorat vorgebracht hatte, nickte er schnell und zufrieden, wie es seine Gewohnheit ist, mehr mit den Augen als mit dem Kopf. Es ist eine höchst charakteristische Bewegung. Er blickt einen voll und stark an — der Kaiser! — und wenn ihm eine Bemerkung oder Wendung zusagt, sagen bei zusammengepreßtem Mund seine herrlichen Augen: Ich hab' dich verstanden — du bist mein Mann — das ist mir ganz recht.

Es existieren unzählige Bilder von ihm, aber da dieser nickende Blick, eine ganz eigene, mächtige Art von Blinzeln, nicht gemalt werden kann, weiß man nicht, wie seine Augen sind.

Er bemächtigte sich bald des Gespräches und erklärte mir, warum ihm die zionistische Bewegung zusage. Leider war ich ein befangener Zuhörer und mußte auch meine ganze Kraft zur Vorbereitung der Riposten zusammennehmen, so daß mir nicht alle Details geblieben sind. Er sprach von den Juden immer als von meinen „Landsleuten“ in einem nicht gerade freundlichen Ton. Er zweifelte nicht, daß es uns bei den Geldmitteln und Menschenkräften, über die wir verfügen, gelingen werde, die Kolonisierung Palästinas durchzuführen. Ich war dabei ein bißchen unaufmerksam, da ich eine Konstatierung

meiner Wirkung machen mußte, daß meine dreijährige Arbeit aus dem unbekannten Worte „Zionismus“ einen *terme reçu* gemacht hatte, den der deutsche Kaiser vor mir fließend gebrauchte.

„Es gibt,“ sagte er, „unter Ihren Landsleuten Elemente, die in Palästina unterzubringen recht gut wäre. Ich denke zum Beispiel an Hessen, wo es unter der Landbevölkerung Wucherer gibt. Wenn diese mit ihrer Habe in die Kolonien gingen, um sich anzusiedeln, könnten sie nützlicher sein.“ (So ungefähr war der Sinn seiner Worte.)

Daß er die Juden mit den paar Wucherern identifizierte, ärgerte mich, und plötzlich fand ich vor Verdruß meine Kaltblütigkeit wieder und hielt eine kurze Rede gegen den Antisemitismus, der uns andere mitten ins Herz getroffen habe. Wir seien schwer gekränkt worden.

Bülow merkte, daß ich ausfiel, und fing meine Hiebe heraus. Er sagte, daß die Juden neuestens undankbar gegen das Haus Hohenzollern seien, dem sie doch viel zu verdanken hätten. Der Großvater, der Vater des Kaisers, und Se. Majestät selbst hätten sich den Juden immer gnädig gezeigt, und jetzt sähe man die Juden bei allen Oppositionsparteien, sogar bei den antimonarchischen.

„Singer!“ murmelte der Kaiser, der Bülow mit zustimmender Miene gehört hatte. Bülow deutete an, der Kaiser sei gekränkt.

Ich führte aus, daß wir den Umsturzparteien die Juden wegnähmen.

Der Kaiser bemerkte, er glaube, die Juden würden für die Kolonisierung Palästinas eintreten, wenn sie wüßten, daß er sie unter seinem Schutz behalte, daß sie also eigentlich Deutschland nicht verlassen.

Bülow ergänzte: „Und sie würden hoffentlich dafür dankbar sein!“ Aber er machte mich darauf aufmerk-

sam, daß die reichen Juden nicht für meine Gedanken seien. „Auch die großen Zeitungen sind nicht dafür, namentlich Ihre eigene Zeitung nicht. Sie sollten doch trachten, eine oder die andere große Zeitung für die Sache zu gewinnen."

Ich sagte: „Exzellenz, das ist eine bloße Geldsache. Ich bedaure als Schriftsteller, das sagen zu müssen."

Bülows Tendenz bei diesem Einwurf war übrigens unverkennbar. Er wollte dem Kaiser andeuten, daß keine Macht hinter mir stehe. Bülow sagte alles dagegen, mit Ausnahme des Wörtchens Nein, das er offenbar nicht wagt, weil die *voluntas regis* Ja ist. Bülow sagt: „Ja, ja!" — „Ja, aber!" — „Ja, wenn nur! . . ." Lauter maskierte Nein.

Ich fühlte aber meine Argumentation erstarken, da der Kaiser sichtlich mit Nicken und Blicken mich unterstützte.

Bald kam ich auf die Gunst des gegenwärtigen Augenblicks, das innerlich geschwächte Frankreich.

Da übernahm der Kaiser mit Verve das Gespräch.

„Ich habe heute in der Neuen Freien Presse von dem geplanten Staatsstreich gelesen. Sie kennen ja die Verhältnisse. Was halten Sie von den Aussichten des Prinzen Napoleon?"

„Majestät, ich glaube, er hat keine Chancen. Das Land kennt ihn nicht."

„Es kennt ihn doch," warf Bülow ein, „er ist russischer Offizier."

Ich entgegnete: „Ja, aber das russische Prestige hat stark abgenommen seit dem Entwaffnungsvorschlag."

Der Kaiser lachte mit den Augen — beinahe hörbar, wäre ich versucht zu sagen.

„Sie haben nachgerechnet," ergänzte ich, „daß die Un-

terhaltungen von Kronstadt und Toulon sie acht Milliarden gekostet haben."

Der Kaiser lachte jetzt heraus: „Das ist viel. Ist überhaupt ein verrücktes Volk. Was hab' ich mir für Mühe gegeben, um sie auf vernünftige Gedanken zu bringen. Alles umsonst. Jetzt hab' ich es endlich aufgegeben. Den Leuten ist nicht zu helfen. Das Loch in den Vogesen ist das einzige, was sie sehen." Er ballte die rechte Faust und machte die drohende Bewegung der Franzosen in der Richtung der Vogesen nach. Dann zuckte er die Achseln.

Ich bemerkte, daß die Armee durch die letzten Dreyfus-Vorgänge sehr gelitten habe. Und plötzlich waren wir *en pleine affaire Dreyfus*. Der Kaiser sprach — ich glaube zum gelinden Entsetzen Bülows, frank und frei von der Affaire. Ich avancierte keinerlei Meinung; aber bald wurde vollständig klar, daß Dreyfus unschuldig ist! Es war etwas ganz Kolossales.

„Was sind das für Leute", rief der Kaiser. „Halten sie mich wirklich für einen so verrückten Kerl, daß ich solche Briefe an den Erstbesten schriebe? Hanotaux hat 27000 Francs auf den Tisch des Hauses für diese Falsifikate niedergelegt. Man hat sie ihm angeboten, und er, der Richelieu, der große Staatsmann, hat sie für echt gehalten — oder getan, als ob er sie für echt hielte. 's ist ja unglaublich! Die Sache kam durch die Prinzessin Mathilde auf. In ihrem Salon sagte Hanotaux vor versammelten Kriegsvolk, daß er Briefe von mir in Händen habe. Die sah natürlich sofort ein, daß es etwas Unmögmögliches war, und hat es ihm zu verstehen gegeben."

Hier ist meine Erinnerung unsicher. Wenn ich nicht irre, sagte der Kaiser: „Sie hat ihn daraufhin 'rausgeschmissen." Jedenfalls war ungefähr das der Sinn seiner Worte.

Bülow sagte: „Die Verlogenheit dieser Leute ist merkwürdig. Ein Minister hat ja erklärt, daß die Unschuld Dreyfus' der Regierung bekannt war. Ich weiß nicht, welcher es war."

„Viger," sagte der Kaiser. „Dieser alte rote Radikale Brisson ist zum Staunen noch der einzige anständige Mensch, der die Wahrheit herausbringen will."

Ich erzählte von Bourgeois, der der starke Kopf des Kabinetts sei und Cavaignac in den vorgehaltenen Degen habe hineinrennen lassen.

Der Kaiser lachte wieder mit den Augen und sagte: „Neulich war ich mit mehreren meiner Kollegen beisammen ..." (Ich glaube, er sagte: in Wien, beim Leichenbegängnis der Kaiserin. Ich verstand nicht gleich, wen er mit seinen Kollegen meinte, bis er fortfuhr:) „Der König von Rumänien erzählte mir, was er auf einem Umweg durch einen französischen Offizier erfahren hatte. Daß nämlich hinter der Geschichte Unterschleife stecken. Seit Jahr und Tag werden im Französischen Generalstab die geheimen Fonds gestohlen. So hat man auch dem Kapitän Dreyfus 20000 Francs angeboten. Er hat sie nicht nehmen wollen und gesagt: Ich brauche die 20000 Francs nicht. Was soll ich mit den 20000 Francs? — Dafür mußten sie ihn beseitigen, da er nun schon wußte. Und darum wurde Esterhazy und Du Paty de Clam gehalten. Immer mehr Offiziere, die Geld genommen haben, sind in die Geschichte verwickelt worden, und jetzt schützen sie sich gegenseitig ... Ich frage mich oft, was aus diesem Lande werden wird. Es ist ja wertvoll. Dieser französische Geist stellt das Gewürz, den Pfeffer für die anderen Kulturen vor — das attische Salz. Zuviel Pfeffer ist freilich nicht gut. Aber was wird mit Frankreich geschehen?"

„Majestät, ich glaube, es wird innerlich abbröckeln", sagte ich. „Es ist sehr fein in Literatur und Kunst, und zwar ist es die Feinheit des Verfalls. Daß sie einen Krieg suchen, glaube ich nicht. Die regierende Gesellschaft hat das allergrößte Interesse, einen Krieg nicht zu wünschen."

„Ja," sagte Bülow, „der Krieg würde sie jedenfalls entfernen, die jetzigen Republikaner. Sieg wie Niederlage brächte die Monarchie."

Diesem *truism* stimmte ich natürlich zu.

Der Kaiser sagte: „Aus allem, was man in Frankreich zu sehen bekommt, scheint doch hervorzugehen, daß die Republik nicht die denkbar beste Regierungsform ist."

Ich sprach über das jetzige Parlament in dem Sinn, wie ich es im „Palais Bourbon" getan, und fragte den Kaiser, ob ich ihm dieses Buch schicken dürfe.

Er bejahte mit seinen großen Augen.

Dann sagte er: „Ich glaube auch, daß sie Ruhe halten werden, schon wegen der Ausstellung. Da wollen sie Geld von allen Leuten kriegen."

„Ein rechter Franzmann", sagte ich, „kann keinen Deutschen leiden, doch seine Moneten nimmt er gern."

„Meine werden sie nicht zu sehen bekommen", sagte, glaube ich, der Kaiser — wenn es nicht Bülow war. Ich glaube, bin aber nicht sicher, daß diese Antwort fiel. Ich weiß auch nicht mehr, in welchem Zusammenhange ich des Kaisers Frage nach der kommenden Entwicklung Frankreichs so beantwortete:

„Man wird immer nach Frankreich gehen, wenn man sich wird amüsieren wollen."

Bülow scherzte dazwischen:

„Ja, Cafés und Beisel, wie man in Wien sagt."

Der Kaiser sah ab und zu auf die Uhr, die er um das Handgelenk des kurzen linken Armes geschnallt trägt.

Wenn man bedenkt, was diese kaiserlichen Minuten, besonders an einem solchen ersten Gasttag in Konstantinopel, wert sind!

Das Gespräch ermattete eine Sekunde nach diesem französischen Kapitel. Ich benützte die Pause, um auf unsere Hammel zurückzukommen:

„Und darum kann Frankreich keinen Einspruch gegen unsere Sache erheben." Für Rußland sei es auch eine Lösung — usw. die bekannten Dinge.

Der Kaiser sagte mit einem Anflug von Humor, der aber doch nur burschikose Teilnahme und keineswegs Herzlosigkeit enthielt:

„Ja, Ihre Landsleute waren in den letzten paar hundert Jahren in Rußland recht übel dran."

„Recht übel" war nämlich der Sinn, den er ironisch gegensätzlich ausdrückte. Aber auch diese Wendung ist mir entfallen.

Ich ging dann weiter, breitete unter seinem Kopfnicken den ganzen Plan aus. Ich glaube, ich brachte alle Argumente vor: die sibirische Bahn Rußlands, welche eine Pandorabüchse mit unermeßbaren Übeln für Europa sei; *the shortest line to India* usw. Alles, alles. Er hörte mir prachtvoll zu, manchmal mit sichtlicher Spannung und Anstrengung, wenn ich die komplizierten Anleiheformen berührte, die wir für die Türkei machen könnten. Ich sagte endlich:

„Ich weiß nicht — bin ich so verrannt, aber die Sache kommt mir als eine ganz natürliche vor!"

Er sah mich mächtig an: „Mir auch!"

Bülow wandte ein: „Ja, wenn sie nur hier wollen, Sie sollten vielleicht den Ministern . . ." Er machte mit Daumen und Zeigefinger die Gebärde des Geldzählens. „Hier nehmen sie ja alle."

Der Kaiser wehrte das mit einer leichten Handbewegung ab und sagte:

„Es wird doch wohl einen Eindruck machen, wenn der Deutsche Kaiser sich darum kümmert, Interesse dafür zeigt."

(Da hatte ich das Märchenwaldgefühl der Begegnung mit dem fabelhaften Einhorn, das mit menschlicher Stimme sagt: Ich bin das fabelhafte Einhorn.)

Der Kaiser sagte ferner: „Schließlich bin ich doch noch der einzige, der zum Sultan hält. Er gibt etwas auf mich."

Er hatte wieder auf die Uhr gesehen und erhob sich. Er sah aber, daß ich noch etwas vorbringen wollte: „Sie haben noch eine Frage?"

Ich brachte dann die Detailfragen der Audienz in Palästina, der Ansprache usw. stehend vor.

Der Kaiser sagte: „Schreiben Sie die Ansprache auf, und geben Sie sie Bülow. Ich will sie dann mit ihm durcharbeiten ... Sagen Sie mir nur mit einem Wort, was ich vom Sultan verlangen soll."

„Eine Chartered Company — unter deutschem Schutz."

„Gut! Eine Chartered Company!" Und er gab mir mächtig die Hand, die für zwei stark ist, drückte mir die Hand ganz gehörig und ging voraus ab durch die Mitteltür.

Draußen stand Graf von Kessel.

* * *

Einschaltung:

An einer früheren Stelle des Gesprächs, ich glaube, nachdem wir die Judenmisere im Osten erwähnt hatten, sagte der Kaiser:

„Am schlimmsten wird es aber doch wohl in Frankreich werden. Dort dürfte der Antisemitismus am stärksten

werden. Denn dort ist die Kirche dahinter, und die Jesuiten lassen nicht locker, wenn sie so was angefangen haben. Der Herr v. Rothschild scheint das auch zu wissen, denn er läßt seine Kunstsammlungen nach London bringen.“

* * *

Nachdem der Kaiser den Salon verlassen hatte, ging auch ich mit Bülow hinaus. Bülow sah im Korridor dem Kaiser nach, der mit Kessel elastisch davonschritt, und sagte zu mir: „Das ist ein genialer Monarch!“

Dann gingen wir zusammen die Treppe hinunter und Bülow sagte eifrig: „Sie müssen zu Marschall und sich mit ihm besprechen. Er soll Ihnen die genauen Informationen geben. Ich glaube, die Türken sind jetzt ungünstig gestimmt.“

Ich versprach ihm natürlich, sofort zu Marschall zu fahren und meine Ansprache erst dann abzufassen; dachte mir aber im stillen, daß er mir diesen Rat nicht aus Wohlwollen gebe. Übrigens will ich nicht ungerecht sein, auch gegen den mir abgeneigten Bülow nicht. Er hat eine sehr große Verantwortung und würde es büßen, wenn die Sache schief ginge. Verfassungsmäßig hat er die Sache zu endossieren, also ist er zur allergrößten Vorsicht nicht nur berechtigt, sondern auch verpflichtet.

Die Höflinge und Offiziere und gar die Lakaien staunten, als sie den vorhin Mißachteten, den unbekannten Juden im bürgerlichen Rock, nach einstündiger geheimer Audienz beim Kaiser mit dem Staatsminister in eifrigem, von Bülow mit legerer Vertraulichkeit geflüstertem Gespräch die Treppe herunterkommen sahen. Ich verabredete mit Bülow noch, daß ich sofort nach der Besprechung mit Marschall die Ansprache ausarbeiten und ihm schicken werde.

Dann ging ich. Der bunte Knäuel der türkischen Offiziere sah mich nicht eben freundlich an. Ja, wenn mich mein hastiger Blick im Hinausgehen nicht täuschte, war in den Blicken Einzelner Haß — oder Neid? Wußten sie schon, hatten sie schon erraten, was ich beim Kaiser gesucht? Oder waren ihre Höflingsseelen verstimmt durch die auffallende Auszeichnung, die mir zuteil geworden?

Ich stieg in meinen Wagen, in dem Wolffsohn in größter Aufregung gewartet hatte, und wir fuhren zum Yildizgarten hinaus. Ich sagte diesem braven Menschen nur kurz, daß die Audienz gut gewesen, und daß wir in Palästina empfangen werden würden. Denn nach Marschalls abweisendem Benehmen hatten wir daran schon gezweifelt und uns nicht einmal die Schiffskarten nach Alexandrien genommen.

Als wir zum Yildiztor hinausfuhren, hatte die Festbeleuchtung der Stadt schon begonnen. Ein köstlicher Anblick, für den wir aber doch nicht die rechte Aufmerksamkeit hatten. Wir waren zu bewegt.

Ich fuhr zuerst bei der deutschen Botschaft vor. Marschall war, wie ich es erwartet hatte, nicht mehr zu Hause, sondern nach Yildiz zum Galadiner gefahren. Auf dem ganzen Wege hatten wir uns nämlich mit Festgästen gekreuzt. Ich gab meine eingebogene Karte beim Portier ab.

Im Hotel de Londres warteten Schnirer, Seidener, Bodenheimer ebenfalls in großer Aufregung. Da auch Danusso zugegen war, rief ich sie ins Nebenzimmer, machte ihnen eine summarische Mitteilung und bat sie, mit dem dicken Italiener in den Speisesaal zu gehen. Ich war ganz erschöpft von der großen psychischen Anstrengung und sollte doch die schwere wichtige Ansprache ausarbeiten. Ich trank Tee, erholte mich aber doch nicht so weit, daß ich die Ansprache fertig machen konnte.

Bis elf Uhr versuchte ich es, während Wolffsohn meine Koffer für mich packte. Dann suchte ich mich durch eine Flasche bayrischen Biers schläfrig zu machen und schlief auch bis vier Uhr morgens. Da stand ich auf, zündete alle zwölf Kerzen meines Schlafzimmers an, schrieb eine halbe Stunde, legte mich dann wieder erschöpft zu Bette. Um sechs war ich wieder auf und machte bis halb neun so viel von der Ansprache fertig, als mir möglich war, und schickte sie mit dem Begleitbrief durch die deutsche Post an Bülow ab.

Inzwischen hatte Wolffsohn unsere Abreise gemanaget. Ich brauchte nur nach dem Hafen zu fahren und mich einzuschiffen.

Herrlicher Sonnenschein auf dem Hafen von Konstantinopel. Ich fühlte auch eine gewisse Beruhigung, als ich den Boden dieses russischen Schiffes unter meinen Füßen fühlte. Es war und ist mir ja zur Stunde noch unbekannt, wie die Türken die Sache, die jetzt ernst geworden, aufnehmen. Vor Smyrna hielt ich es sogar für möglich, daß die dortigen türkischen Behörden, von meiner Ankunft verständigt, mir ihre mehr oder weniger wohlwollende Aufmerksamkeit zuwenden würden. Auch jetzt, am 21. Oktober, auf dem Ägäischen Meer, bin ich noch in voller Unsicherheit über das, was uns wohl erwarten mag. Gestern in Smyrna ließ ich mir Zeitungen des Ortes geben, um zu erfahren, ob die telegraphischen Agenturen meine Audienz meldeten. Es war nichts zu finden.

Daß meine Audienz nicht lange geheim bleiben kann, daß die diplomatische Welt darüber heute bereits in vollem Aufruhr ist, glaube ich ohne Größenwahn annehmen zu können. *Enfin, nous verrons.*

Jedenfalls stelle ich heute bereits für manche Interes-

senten am Heiligen Lande eine unbequeme Persönlichkeit vor, und ich weiß nicht, ob nicht irgendein Anschlag gegen mich in Palästina vorbereitet wird. Von welcher Seite? Das kann ich nicht einmal entfernt ahnen.

Meinen Reisegefährten teile ich diese meine Besorgnisse nicht einmal mit. Ich nähere mich offenbar dem Höhepunkte meiner tragischen Unternehmung. Gelingt die Expedition nach Palästina, so ist das Allerschwerste getan. Alles andere ist dann nur noch Ausführung, die auch von anderen vollzogen werden kann.

Es sind kritische Tage erster Ordnung, die ich jetzt durchmache. Erst wenn ich wieder auf dem Schiffe sitzen werde, das nach der italienischen Küste steuert, werde ich das Gefühl haben, daß der neue Ritt über den Bodensee hinter mir ist.

* * *

Diese Erinnerungen an den großen Tag, den 18. Oktober, habe ich am 19., 20. und 21. an Bord niedergeschrieben. Ich glaube nun doch, alles Wichtigste festgehalten zu haben, und daß der Kaisertag für die Ewigkeit, der er angehört, aufgehoben ist.

21. Oktober.

Noch eine Reminiscenz. Der Kaiser sah mich die meiste Zeit voll an. Erst als ich von dem neuen Überlandweg nach Asien—Mittelmeer, Persischer Golf — sprach, sah er in tieferen Gedanken vor sich hin, und sein schönes ernstes Gesicht verriet mir in diesem Sinnen, daß ich ihn ganz ergriffen hatte.

27. Oktober, Rischon le-Zion, 6 Uhr morgens.

In diesen sonnigen Tagen der Meerfahrt wurde nichts eingetragen. Es waren halkyonische Tage. Alle Merk-

würdigkeiten zogen an der unbewölkten Seele vorbei, ohne Spuren zu hinterlassen. Und es waren doch merkwürdige Dinge: das Schiff nach Alexandrien, diese schwimmende kosmopolitische Stadt, die vom Viehmarkt bis zum französischen Salon so mancherlei enthielt. Smyrna, malerischer Schmutz und *varia miseria,* verschiedenes Elend in roten, gelben, blauen Farben. Juden, Aschkenasim und Sephardim, aus aller Herren Ländern in diese kleinasiatische Stadt verschlagen. Und wieder über das weinfarbene Meer, an epischen Inseln der Griechen vorbei, nach dem Piräus, der eine Enttäuschung ist. Im Staub hinauf nach der Akropolis, die uns auch nur so viel sagt, weil die klassische Literatur so stark war. Macht der Literatur! Dann durch Athen in Minuten gestürmt, die doch zu genügen schienen für die moderne Stadt.

Abends auf dem Schiff mit dem französischen Schriftsteller René Bazin lange gesprochen. Ich urteilte nicht weich über die Franzosen. Ich sagte ihm u. a., eine starke Literatur könne auch schwache Ideen in der Welt verbreiten. Andererseits können starke Ideen (wie die staatsreformatorischen des XVIII. Jahrhunderts) auch einer matten Literatur die Weltverbreitung geben. Aber das jetzige Frankreich habe weder große Ideen noch ein großes Schrifttum.

Die Franzosen Bazin, Lamy, Mille usw. schrieben die ganze Zeit Eindrücke auf. Ich nicht. Es tut mir jetzt leid; aber die Seele muß auch ihre Brachwochen haben, um wieder fruchtbar zu werden. Und ich habe so viele Aktionen vor mir, daß ich es mir verzeihen kann, wenn ich keine literarischen Früchte aus meiner Reise ziehe.

Heiße Tage in Alexandrien und Port Said. Alexandrien zeigt, wie eine kluge europäische Verwaltung auch aus

dem heißesten Boden eine bewohnbare komfortable Stadt ziehen kann.

In Port Said habe ich den Suezkanal sehr bewundert. Der Suezkanal, diese schimmernde Wasserlinie nach der Unendlichkeit gezogen, hat mir viel mehr imponiert als die Akropolis. Menschenleben und Geld wurden ja beim Suezkanal geraubt und verschwendet, aber doch ist der kolossale Wille, der diesen einfachen Gedanken des Sandabgrabens ausführte, zu bewundern. Bei Panama war dieser Wille schon senil; daran, nicht an den natürlichen Hindernissen, ist offenbar das zweite Werk gescheitert.

In den letzten beiden Nächten, die wir auf dem kleineren Schiffe „Russia" (von Alexandrien her) verbrachten, war es nachts in der Kabine, die wir selbfünft bewohnten, unerträglich heiß. Ich ging schon um drei Uhr morgens aufs Verdeck. In der letzten Nacht schlief ich gar von Mitternacht ab *à la belle étoile.* Das Meer war nachts und morgens wunderbar still und verschiedenartig schimmernd. Als es hell wurde, begannen wir nach der jüdischen Küste auszuspähen. Gegen sieben Uhr wurde der erste Streifen, zwei Bergpünktchen rechts, von Wolffsohn konstatiert. Mit gemischten Gefühlen näherten wir uns dem Lande unserer Väter. Sonderbar, welche Gefühle dieses öde Land in den meisten Menschen aufrührt: in dem alten deutschen Pastor aus Südafrika, in dem russischen Muschik der übelriechenden dritten Klasse, in den Arabern, die seit Konstantinopel mitfahren, in uns Zionisten, in dem armen rumänischen Judenweib, das zu ihrer kranken Tochter nach Jeruscholajim will und befürchten muß, mit ihrem rumänischen Paß zurückgewiesen zu werden. In diesem Falle ist übrigens auch unser Genosse Seidener mit seinem russischen Paß.

Die Landung gestaltete sich so recht unbehaglich, als

Jaffa in Sicht kam. Ich traf für alle Fälle meine Dispositionen, wenn uns die türkischen Hafenbehörden nicht passieren lassen sollten. Ich bereitete eine Depesche an den Kaiser vor, worin die Schwierigkeiten, die man uns bereitete, angezeigt wurden. Es kam anders. In dem großen Cook-Boot, in das ich auch das rumänische Weib hatte einsteigen lassen, erfuhr ich, daß deutsche Polizeileute an der Landungsstelle wären. Ich sprang ans Land, und während die türkischen Polizisten in unseren Teskerehs herumschnüffelten, nahm ich den deutschen Beamten beiseite, sagte ihm, wir seien auf Befehl des Kaisers hier; man möge die fünf weißen Korkhelme sofort passieren lassen. Dies geschah. Die rumänische Frau übergab ich der Mme. Gaulis, der Frau eines französischen Journalisten, die im nächsten Boot saß: die solle sie als ihre Dienerin ausgeben. Mme. Gaulis tat so, die arme Alte hielt sich am Kleide der Französin an und schlüpfte so durch den Kordon durch — und war so glücklich, in Palästina zu sein, wo sie ihre todkranke Tochter besuchen wollte. Was es für Glück gibt!

Und wir waren in Jaffa!

Wieder Armut und Elend und Hitze in lustigen Farben.

Durcheinander in den Straßen, im Hotel, kein Wagen zu bekommen. Ich saß schon auf einem Pferde, um nach Rischon zu reiten, stieg aber wieder ab, als Dr. Joffe eine Fahrgelegenheit verschaffte.

Wir fuhren — bei fürchterlicher Hitze — zuerst nach Mikweh Israel. Das ist eine vorzügliche Ackerbauschule. Am Tor Schmuck für den Kaiser, der morgen hier vorbei nach Jerusalem fährt. Ich will versuchen, ihn zum Besuch der Anstalt zu bewegen.

Von Mikweh durch die arabisch verwahrloste Landschaft nach dem vielgepriesenen Rischon le Zion. Für

ein armes Dorf ist es ein ziemlich wohlhabender Ort. Aber wenn man sich mehr als eine arme Niederlassung vorgestellt hat, ist man enttäuscht. Tiefer Staub auf den Wegen, ein wenig Grün.

Der Administrator empfing uns mit feiger Miene, wagte offenbar weder liebenswürdig, noch unliebenswürdig zu sein. Über allem schwebt die Furcht vor dem Herrn Baron in Paris. Die armen Kolonisten haben eine Angst mit der andern vertauscht. Man zeigte uns umständlich die Weinkellereien. Aber daran habe ich nie gezweifelt, daß man mit Geld wo immer industrielle Etablissements errichten könne. Mit den Millionen, die hier in den Sand gegossen und gestohlen und verschwendet wurden, hätte sich ganz anderes erreichen lassen.

Inzwischen hatte sich die Kunde von unserem Eintreffen im Ort verbreitet. Eine Deputation kam, mich ins Beth Haam bitten. Musik, leider nur gut gemeinte, empfing uns. Wieder ein Spalier von Gesichtern, die ich in London, Berlin, Brünn, überall gesehen habe. Einer hielt eine Ansprache, worin er die Pflichtschuld gegen den Herrn Baron mit der Liebe zu mir in einen ebenso unmöglichen Einklang zu bringen versuchte, wie der Kapellmeister die Flöte und die Violine. Die große Trommel mußte alles bedecken. Ich sprach auch ein paar Worte, riet ihnen, dem Baron dankbar zu sein, obwohl er nicht dasselbe wolle wie ich.

Dann besah ich das Haus eines Kolonisten, der reüssiert hat. Große Räume, immerhin wohnlich. Aber welke Gesichter.

Dann sah ich das Haus der Arbeiter, die auf Taglohn kommen. Holzpritschen mit Misere.

Zum Schluß sprach ich mit dem Arzt der Kolonie, Dr. Mazie. Der schenkte mir reinen Wein ein. Fieber!

Die Kolonien leiden alle am Fieber. Nur durch großartige Drainagen, Entsumpfungen ließe sich das Land bewohnbar machen.

Das ist auch meine Ansicht und Absicht.

Das wird Milliarden kosten und Milliarden neuer Werte schaffen! Als Arbeiter wären solche Araber zu verwenden, die gegen das Fieber immun sind.

Jerusalem, 29. Oktober.

Schluß der Ansprache an den Kaiser:

Das ist das Vaterland von Ideen, die nicht einem Volke, nicht einer Konfession ausschließlich gehören. Je höher die Menschen in der Gesittung steigen, um so deutlicher erkennen sie das Gemeinsame in diesen Ideen. Und so ist auch aus der wirklichen Stadt Jerusalem mit ihren schicksalsvollen Mauern längst eine symbolische Stadt geworden, die allen Kulturmenschen heilig ist.

Ein Kaiser des Friedens zieht mächtig ein in die ewige Stadt. Wir Juden grüßen Ew. Majestät in diesem hohen Augenblick und wünschen dabei aus tiefster Brust, daß ein Zeitalter des Friedens und der Gerechtigkeit anbrechen möge für alle Menschen. Auch für uns.

29. Oktober, Jerusalem.

Die Ansprache mit folgendem Begleitbrief an August Eulenburg geschickt:

Ew. Exzellenz

beehre ich mich ganz ergebenst in der Beilage die Ansprache der zionistischen Abordnung zu überreichen. Die von Sr. Majestät dem Kaiser gewünschten Änderungen oder Dessen hohe Zustimmung bitte ich mir gütigst bei der Rücksendung des Manuskriptes bekanntzugeben. Ich

werde es in der Audienz in der anbefohlenen Weise vorlesen.

Zugleich bitte ich um freundliche Mitteilung des zum Empfang der Abordnung bestimmten Tages und der Stunde.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Ausdrücke der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ihres ganz ergebenen

Dr. Th. H.

29. Oktober, Jerusalem.

Ich muß die Begebenheiten seit vorgestern, seit wir Rischon le-Zion verließen, nachtragen. Wir fuhren vormittags von Rischon fort. Etwa eine halbe Stunde entfernt ist das Judendorf Wad el Chanin. Dort empfing uns die ganze Bewohnerschaft; singende Kinder; ein Alter überreichte mir Brot und Salz und Wein vom eigenen Boden. Ich mußte die Häuser der Kolonisten fast sämtlich besuchen.

Wir fuhren weiter. Eine Kavalkade stürmte uns vor der Kolonie Rechoboth entgegen, etwa zwanzig junge Burschen, die eine Art Phantasia aufführten, hebräische Lieder jauchzten und unseren Wagen umschwärmten. Wolffsohn, Schnirer, Bodenheimer und ich hatten Tränen in den Augen, als wir diese flinken mutigen Reiter sahen, in die sich die hosenverkaufenden Jünglinge verwandeln können. Hedad! schrieen sie und stürmten auf ihren arabischen Pferdchen querfeldein. Mich erinnerten sie an die *Far-West*-Reiter der amerikanischen Steppen, die ich einmal in Paris gesehen hatte.

In Rechoboth noch größere Kundgebung; die ganze Ortschaft erwartete mich in Reih und Glied. Die Kinder sangen. Mit den Mitteln Armer ein fürstlicher Empfang.

in schwerer Hitze zurück nach Jaffa, wo ich erschöpft anlangte. Mein guter Hechler war eingetroffen. Ich erzählte ihm die Vorgänge seit unserer ersten Trennung und bat ihn, dem Grafen Eulenburg zu sagen, daß ich am nächsten Morgen auf der Landstraße vor Mikweh Israel auf den Kaiser warten werde.

Gestern früh fuhr ich zeitig hinaus nach Mikweh Israel. Ich war schon unwohl, hielt mich aber mit Anstrengung aufrecht. Das Bild der Zöglinge an den landwirtschaftlichen Geräten war sehr hübsch. Als Neugierige fanden sich auch die etwas hochmütigen freiherrlich Rothschildschen Administratoren ein. Dem Direktor Niego von Mikweh sagte ich, ich würde ihn dem Kaiser vorstellen, wenn mich dieser erkennen und ansprechen sollte. Niego bat mich, dies zu unterlassen, da es als eine zionistische Manifestation angesehen werden und ihm schaden könnte. Ich sei hier als Gast von Mikweh und solle ihn, den Direktor, daher nicht vorstellen. Eigentlich war das eine kleine Zurechtweisung, die ich aber dem sonst liebenswürdigen Manne nicht verargte.

Um neun kündigte eine Bewegung auf der mit einer *mixed multitude* von arabischen Bettlern, Weibern, Kindern und Reitern besetzten Landstraße das Herannahen des kaiserlichen Zuges an. Grimmige türkische Reiter sprengten mit verhängten Zügeln, drohenden Gewehren, noch drohenderen Rundblicken einher. Dann die Vorreiter des Kaisers. Und dort in einer grauen Gruppe mit einigen Damen er selbst.

Ich gab dem Schülerchor von Mikweh das Zeichen zum Absingen des „Heil Dir im Siegerkranz“ mit der Hand. Ich stellte mich an einen der Pflüge hin und zog den Korkhelm. Der Kaiser erkannte mich schon von fern. Es gab ihm einen kleinen Ruck, er lenkte sein Pferd zu

mir herüber — und hielt vor mir an. Ich trat zwei Schritte vor; und als er sich auf den Hals des Pferdes niederbeugte und mir die Hand herunterstreckte, trat ich ganz dicht an sein Pferd heran, streckte meine Hand hinauf und stand entblößten Hauptes vor ihm.

Er lachte und blitzte mich mit seinen Herrenaugen an: „Wie geht's?“

„Danke, Majestät! Ich sehe mir das Land an. Wie ist die Reise Majestät bisher bekommen?“

Er blinzelte mächtig mit den Augen:

„Sehr heiß! Aber das Land hat eine Zukunft.“

„Vorläufig ist es noch krank“, sagte ich.

„Wasser braucht es, viel Wasser!“ sprach er herab.

„Ja, Majestät! Kanalisierungen in großem Maßstab!“

Er wiederholte: „Es ist ein Land der Zukunft!“

Vielleicht sprach er noch einiges, was mir entfallen ist, denn mein Aufenthalt dauerte einige Minuten. Dann reichte er mir wieder die Hand herunter und trabte davon. Die Kaiserin war auch ein wenig in die Fronte geritten, nickte mir lächelnd zu. Dann ging der Kaiserzug unter den Kindertönen des „Heil Dir im Siegerkranz“ weiter.

Ich sah noch, wie der Kaiser sich stolzer im Sattel aufreckte und seine Hymne salutierte, wie damals in Breslau das Denkmal seines Großvaters.

Unter den hinterdrein Reitenden erkannte ich den Hofmarschall Eulenburg, der mich liebenswürdig grüßte.

Die Schaugäste von Mikweh waren ganz verblüfft. Einige fragten, wer das war. Die Rothschildschen Administratoren blickten scheu und verdrießlich.

Wolffsohn, der Brave, hatte zwei Momentaufnahmen der Szene gemacht. Wenigstens glaubte er es. Er klopfte sich stolz auf seinen Kodak. „Die Platte geb' ich nicht um zehntausend Mark her.“

Aber als wir nach Jaffa zum Photographen kamen und die Platten entwickeln ließen, zeigte sich, daß auf der ersten Aufnahme nur ein Schatten des Kaisers und mein linker Fuß zu sehen war; die zweite Platte war ganz verdorben.

In furchtbarer Hitze fuhren wir dann mit der Bahn nach Jerusalem. Eine Stunde dauerte die Abfahrt allein auf dem Bahnhof von Jaffa. Es war eine Marter in dem engen dichtbesetzten glühenden Coupé. Unterwegs durch die trostlose verödete Landschaft begann ich zu fiebern und wurde immer fiebriger und matter, je weiter wir in den Sabbat hineinfuhren. Denn wir fuhren zur größten Verzweiflung Wolffsohns infolge der Zugverspätung in den Sabbat hinein. Im vollen Mondschein kamen wir in Jerusalem an. Ich wäre gern die halbe Stunde vom Bahnhof nach dem Hotel gefahren; aber die Herren machten bedenkliche Gesichter, und so mußte ich mich entschließen, mit meiner Fiebermüdigkeit in die Stadt zu gehen. Ich wankte ordentlich an meinem Stock, den andern Arm stützte ich abwechselnd auf Wolffsohns und Schubs Arm.

Trotz der Mattigkeit machte mir Jerusalem im Mondstaub mit seinen großartigen Umrissen doch einen mächtigen Eindruck. Prachtvoll die Silhouette der Feste Zion, der Davidsburg.

Die Gassen waren voll von im Mondschein lustwandelnden Judenscharen.

Ich war noch sehr unwohl, bevor ich einschlief. Ich nahm Chinin und erbrach darauf. Dann rieb mich Schnirer mit Kampferspiritus ein und schlief die Nacht in meinem engen Kämmerlein.

Wolffsohn war ganz weg vor Aufregung. Er gab mich vielleicht schon auf.

Morgens erwachte ich erleichtert. Bin aber heute noch recht matt. Ich bin bis jetzt abends noch keinen Schritt aus dem Haus gewesen. Ich sehe nur aus den Fenstern und finde, daß Jerusalem prachtvoll daliegt. Es ist noch in seinem jetzigen Verfall eine schöne Stadt und kann, wenn wir herkommen, wieder eine der schönsten Städte der Welt werden.

Aus meinem Hotelfenster sah ich nachmittags den Kaiser die Triumphbogen passieren, zuerst den jüdischen, dann den türkischen. Er soll bei den Juden etwas länger verweilt haben. Ich war nicht beim Bogen der Juden, weil hier zwei Parteien waren. Die eine wollte, daß ich die Ansprache der Gemeinde an den Kaiser halte. Die andere schien zu wünschen, daß ich mich mit meinem Zionismus gar nicht in ihre Nähe begebe. Da nun, wie mir mitgeteilt wird, der Chacham Baschi von Konstantinopel dem hiesigen den Vorschlag gemacht hatte, mich mit dem großen Bann zu belegen — so wollte ich diesen orientalischen Protestlern lieber gar nicht in die Nähe gehen.

31. Oktober, Jerusalem.

Wenn ich künftig deiner gedenke, Jerusalem, wird es nicht mit Vergnügen sein.

Die dumpfen Niederschläge zweier Jahrtausende voll Unmenschlichkeit, Unduldsamkeit und Unreinlichkeit sitzen in den übelriechenden Gassen. Der eine Mensch, der liebenswürdige Schwärmer von Nazareth, der in all der Zeit hier war, hat nur dazu beigetragen, den Haß zu vermehren.

Bekommen wir jemals Jerusalem, und kann ich zu der Zeit noch etwas bewirken, so würde ich es zunächst reinigen.

Alles, was nicht Heiligtum ist, ließe ich räumen, würde Arbeiterwohnungen außerhalb der Stadt errichten, die Schmutznester leeren, niederreißen, die nicht heiligen Trümmer verbrennen und die Bazare anderswohin verlegen. Dann unter möglichster Beibehaltung des alten Baustils eine komfortable, ventilierte, kanalisierte neue Stadt um die Heiligtümer herum errichten.

* * *

Vorgestern abends kam der gute Hechler hier an und war bei mir.

Ich sagte ihm, „wenn ich bei der nächsten Vakanz des Jerusalemer englischen Bistums was dreinzureden habe, müssen Sie *Bishop of Jerusalem* werden“.

Er lehnte den Gedanken ab.

Ich wiederholte: „Bishop of Jerusalem!“

* * *

Die hiesige Judengemeinde ist wie die anderen. Jetzt stellt sich heraus, daß der Mann, der mir ihre angebliche Einladung überbrachte, gelogen hatte. Von mir ging er zu den Vorstehern und sagte ihnen, daß ich gern unter ihrem Triumphbogen den Kaiser erwarten möchte. Darauf erklärten die Vorsteher — es sei kein verfügbarer Platz mehr vorhanden.

Unter den Besuchern, die sich bei mir im Marxschen Hause einfinden, war gestern auch der spanische Rabbi Meyr. Er erklärte mir die Haltung der hiesigen Großrabbiner, die es sich mit der türkischen Regierung nicht verderben wollen.

Ich sagte amüsiert: „Um den Herren keine Verlegenheit zu bereiten, werde ich sie auch nicht besuchen.“

* * *

Wir waren bei der Klagemauer. Eine tiefere Bewegung will nicht aufkommen, weil sich an diesem Orte ein häßlicher, elender, spekulativer Bettel breit macht. So war es wenigstens gestern in den Abend- und heute in den Morgenstunden, als wir dort waren.

* * *

Gestern abend besuchten wir den Davidsturm. Beim Eingang sagte ich zu meinen Freunden: „Es wäre ein guter Einfall des Sultans, wenn er mich hier gefangennehmen ließe."

Ergreifend die Aussicht von den verfallenen Zinnen auf die in Abenddünsten verdämmernde Stadt.

Vorher waren wir — ziemlich schnell — durch die via dolorosa gegangen, weil es dort für Juden nicht geheuer sein solle. Seidener, der früher hier gewohnt hat, wollte durchaus nicht mitgehen. Ich hätte es für eine Feigheit gehalten und ging doch durch die Straße der Grabeskirche. Vom Betreten der heiligen Grabeskirche hielten mich die Freunde ab. Man darf auch die Omarmoschee, den Tempelplatz nicht betreten, sonst verfällt man dem Bann der Rabbiner. So geschah es Sir Moses Montefiore.

Wieviel Aberglauben und Fanatismus von allen Seiten. Dennoch fürchte ich mich nicht vor all den Fanatikern.

* * *

Heute waren wir in einem jüdischen Spital. Elend und Unreinlichkeit. Im Gedenkbuch mußte ich dennoch schandenhalber die Reinlichkeit bezeugen. So entstehen die Lügen.

Von der Galerie einer alten Synagoge genossen wir im Vormittagssonnenschein die Aussicht auf Tempelplatz, Ölberg und die ganze legendäre Landschaft.

Ich bin ganz fest überzeugt, daß sich außerhalb der alten Stadtmauern ein prachtvolles Neu-Jerusalem errichten ließe. Das alte Jerusalem wäre und bliebe Lourdes und Mekka und Jeruscholajim. Eine sehr hübsche elegante Stadt wäre daneben ganz möglich.

31. Oktober.

Heute wird die Erlöserkirche vom Kaiser eingeweiht. Ich wich seinem Zug aus, als wir in die Stadt gingen. In Mikweh war es gut, hier wäre es schlecht, auf seinem Wege zu stehen.

* * *

1/2 2 Uhr nachmittags.

Wieder Stunden konzentrierter unbehaglicher Erwartung. Seit vorgestern abend, wo Wolffsohn meinen Brief dem Grafen Eulenburg in den Kaiserlichen Zelten übergab, noch keine Nachricht.

Wir fünf lungern herum und wissen nicht, wann wir empfangen werden sollen. Der Kaiser soll heute nach Jericho und erst übermorgen wiederkommen. Frage, ob er uns heute oder übermorgen (am letzten Tag) empfängt? Ja, die Kleinmütigeren unter uns fragen schon: ob überhaupt?

Wer weiß, welche internationalen Intrigen jetzt über unseren Köpfen spielen? Wir haben hier keine Zeitung, seit 14 Tagen keine Nachrichten mehr von den Weltvorgängen.

* * *

Trotz dieser allgemein gedrückten Stimmung meiner vier Freunde gab ich ihnen soeben eine kleine Lehre für den Empfang. Die Reihenfolge, in der sie stehen sollen, die Haltung usw.; suchte auch die Antworten auf des Kaisers mögliche Fragen vorzubereiten. Sie sollten be-

denken, daß er zwar ein mächtiger Mensch, aber auch nur ein Mensch sei. Sie sollten zwar demütig sein, aber doch auch bedenken, daß sie das berühmte Volk der Juden in einem geschichtlichen Moment vertreten.

Ferner fragte ich, ob ihre Kleider, Wäsche, Krawatten, Handschuhe, Schuhe, Hüte in Ordnung seien.

Dann schickte ich Wolffsohn auf Kundschaft aus, warum wir keine Nachricht erhalten haben. Er soll zu Hechler, dieser zu Eulenburg nach den Zelten.

Und ich warte.

* * *

Drei Uhr.

Wolffsohn kommt eifrig von Hechler zurück.

Hechler erzählt, der Kaiser werde morgen früh direkt nach Berlin zurück, weil große Ereignisse vorgehen. Frankreich habe an England den Krieg erklärt.

Diese Sache kommt mir unglaublich vor.

Gleichzeitig ist auch ein russischer Konsulatsbeamter hier im Hause Marx, der dasselbe Gerücht mitbringt.

Ich glaube noch immer, daß da eine Übertreibung oder Phantasienachricht vorliegt. Vielleicht stammen beide Meldungen aus dem gleichen Boden.

Hechler sagte Wolffsohn noch, der Kaiser habe ihm bei der Einweihung heute zweimal zugewinkt, worauf er sich zur Audienz meldete. In einer halben Stunde werde er bei Eulenburg, dann beim Kaiser sein und ihn fragen, ob er die Zionisten vergessen habe.

Wolffsohn fährt jetzt wieder zu Hechler.

* * *

$^1/_2 7$ Uhr.

Hechler war eine Stunde hier, trank Tee und erzählte sein *contretemps*.

Er war in Eulenburgs Zelt gekommen; der Graf sollte

gleich wieder da sein. Hechler eilte hinaus, um Wolffsohn zu verständigen, daß es noch eine Weile dauern würde. Als er zurückkehrte, war Eulenburg bereits da gewesen und wieder fort. Eine halbe Stunde saß der gute Hechler in Eulenburgs Zelt und wartete. Dann Trompeten, Abfahrtlärm. Wer fuhr da weg? Der Kaiser.

Um $^1/_2$6 fuhr er wieder nach den Kaiserzelten. Nun sind Wolffsohn und Schnirer aus, um Hechler vor den Zelten zu erwarten.

Wir sind durch das ungewisse Warten schon ganz demoralisiert.

Hechler erzählte, der Kaiser wäre nicht nach Jericho, aber nach Beiruth. Die Kriegsgefahren scheinen also doch erfunden gewesen zu sein.

1. November, Jerusalem.

Wolffsohn und Schnirer kamen gestern abends um $^1/_2$8 von den Zelten mit diesem Bericht zurück:

Hechler war bei Eulenburg, sprach zuerst hin und her, fragte dann, wann die Zionisten empfangen werden würden. Eulenburg sagte: „Morgen oder übermorgen."

Der Kaiser fährt nicht nach Jericho, sondern bleibt noch hier.

* * *

Es tut mir sehr leid, daß ich mich von meinen Herren abhalten ließ, dem Kaiser vorgestern zu schreiben, er möge mich baldigst empfangen, weil ich unverzüglich nach Europa zurückkehren müsse; Dienstag gehe mein Schiff.

Die Herren hatten Angst vor dem Forcieren der Sache. Sie kennen meinen Grund nicht: daß ich sofort nach der Audienz das Land verlassen will, bevor die Türken zur Besinnung kommen und mir möglicherweise Verlegenheiten bereiten.

Nun ist das verpaßt. Vor nächstem Dienstag geht kein sicheres Schiff nach Port Said ab, und ob es eine gelegentliche Verbindung gibt, mit der wir bis Samstag in Port Said oder Alexandrien sein können, ist höcht zweifelhaft.

Es war ein großer Fehler, daß ich mich abbringen ließ.

Über Nacht ist mir eingefallen, die Photographien der Kolonien dem Kaiser zu schicken und ihn bei der Gelegenheit an die Audienz zu erinnern. Ich habe jetzt weggeschickt, um einen kostbaren Stoff als Hülle für die Bilder kaufen zu lassen. Wolffsohn wird das Paket zu Eulenburg bringen, dem ich schreibe:

„Ew. Exzellenz

beehre ich mich ganz ergebenst, in der Beilage einige Photographien aus den schon gebildeten jüdischen Kolonien Palästinas zu überreichen, mit der Bitte, die Bilder Sr. Majestät dem Kaiser vorzulegen.

Darf ich bei dieser Gelegenheit anfragen, ob Tag und Stunde unseres Empfanges bereits bestimmt sind? Wir möchten unverzüglich nach der Audienz nach Europa abreisen, wohin uns dringende Angelegenheiten rufen.

Ew. Exzellenz wiederholt für die große Güte Ihrer Vermittlung dankend, bitte ich Sie, die Ausdrücke meiner ausgezeichnetsten Verehrung zu genehmigen.

Ihr ganz ergebener

Dr. Th. H.

2. November, Jerusalem.

Dieser Brief an Eulenburg wurde nicht abgeschickt. Denn während Seidener und Schnirer gestern vormittags aus waren, um die Mappe für die Bilder zu besorgen, kam der Kawaß des deutschen Konsulats mit einem Zettel, der nur meinen Namen trug, und lud mich ein, zum Generalkonsul zu kommen.

Beim Generalkonsul v. Tischendorf war ein Graf Mühling, der das neue rote Jerusalemkreuz trug.

Tischendorf sagte mir, daß ich in den Zelten vom Legationsrat Kemeth erwartet werde, um über die von mir angesuchte Audienz noch Angaben zu machen. Also gab es doch eine Audienz.

Meine Freunde und ich waren schon ganz entmutigt, weil wir so lange „dunsteten". Auf der Fahrt zum Konsulat machte Schnirer ein langes Gesicht und gab einer pessimistischen Auffassung Ausdruck. Diese Vorladung aufs Konsulat bedeute Schnee.

Um so freudiger war er bewegt, als ich ihm im Wagen mitteilte, was vorging. Wir fuhren nach den kaiserlichen Zelten; ich ließ mich beim Legationsrat melden. Dieser, ein schmächtiger, noch junger, schon sehr selbstbewußter Beamter, empfing mich mit einiger Herablassung, führte mich in ein Empfangszelt, wo er sich in einem Fauteuil recht großartig räkelte, die Beine überschlug und mir meine korrigierte Ansprache vorhielt. In meinem Entwurf, den ich Eulenburg zugeschickt hatte, waren mehrere Stellen mit Bleistift durchstrichen. Die müsse ich ausmerzen. Das könne er mich nicht dem Kaiser sagen lassen. Er! Er? Wer ist das? Ich hatte den Eindruck des Bedienten in Dr. Klaus, der in Abwesenheit des Arztes ordiniert, machte aber ein gleichmütiges Gesicht zu den Überhebungen des jungen Mannes. Er wünschte schließlich, daß ich ihm das Dokument noch einmal vorlege, und das korrigierte Manuskript auch, damit er vergleichen könne, ob ich das auch richtig gemacht habe. Ich bemerkte die Impertinenz nicht und sagte ruhig: „Gewiß!"

Er meinte noch, mit halber Entschuldigung, daß ja er die Verantwortung habe. Er? Wer?

Dann fragte er mich nicht ungnädig:
„Wo sind Sie sonst angesessen?“
Als ob er nicht alles ganz genau wüßte. Eine solche Audienz ist doch nichts Alltägliches. Davon haben die Herren lang und viel gesprochen, über mich geschimpft. Sie sind offenbar alle wütend darüber, daß der Kaiser sich mit einem Juden so einläßt.
Aber wieder antwortete ich ganz ruhig und bescheiden: „In Wien.“
Ich fragte noch, in welcher Weise ich über die Publikation verständigt werden würde. Ich würde natürlich nur das veröffentlichen, was mir aufgetragen würde.
Er bemerkte kalt: „Auftrag scheint mir nicht das richtige Wort. Höchstens wird man Ihnen g e s t a t t e n , etwas zu veröffentlichen.“
Diesmal hatte er recht. Ich empfahl mich. Ob ich dem Kaiser Bilder aus den Kolonien mitbringen könne? Herr Kemeth oder Kehmetz hatte nichts dagegen; nur wäre es ihm lieb, wenn wir den Kaiser nicht zu lange aufhielten. Ihm ist etwas lieb.
Ich erfuhr auch, daß Bülow bei der Audienz anwesend sein werde.
Dann ging ich.

* * *

Abends schickte ich dem wichtigen Herrn Legationsrat die neue Reinschrift mit dem Korrektur-Manuskript durch Bodenheimer zu.
Er soll in der Abendbeleuchtung nicht ganz ungnädig gewesen sein. Er sagte zu Bodenheimer: „Ihr Vertreter, Herr Dr. Herzl, hat von einer Veröffentlichung gesprochen. Wir rechnen jedenfalls darauf, daß vorläufig nichts dergleichen geschehen werde.“

Bodenheimer versicherte Se. Importanz unserer Verschwiegenheit.

Für einen Mann, der die Ausdrücke so genau richtigzustellen weiß, ist es wohl ein geflissentlicher Mißgriff, wenn er von mir als vom „Vertreter“ des Dr. Bodenheimer sprach. *Je déplais à ces Messieurs. Je m'en doutais.*

* * *

Nachmittags waren wir auf dem Ölberg.

Große Augenblicke. Was ließe sich aus dieser Landschaft machen. Eine Stadt wie Rom, und der Ölberg böte eine Aussicht wie der Gianicolo.

Die alte Stadt mit ihren Reliquien würde ich einkapseln, allen Tagesverkehr hinausziehen, nur Gotteshäuser und Wohltätigkeitsanstalten sollten innerhalb der alten Mauer verbleiben. Und auf die Hügellehnen rings im weiten Kreise, die sich unter unserer Arbeit begrünen würden, käme ein herrliches Neu-Jerusalem zu liegen. Den Weg nach dem Ölberg würden die Elegantesten aller Weltteile befahren. Durch Pflege ist ein Juwel aus Jerusalem zu machen. Alles Heilige in die alten Mauern einschließen, alles Neue rings umher ausbreiten.

Wir stiegen auf den russischen Turm, ich nur bis zur ersten Galerie, weil ich schwindlig wurde; die anderen Herren ganz hinauf. Unvergleichliche Aussicht auf das Jordantal mit seinen Berglehnen, das Tote Meer, das Gebirge Moab, die ewige Stadt Jerusalem.

Man müßte Zeit und freien Kopf haben, um alle diese Eindrücke auszuarbeiten.

* * *

Auf der Rückfahrt waren wir in den Felsengräbern der Könige, die ein französischer Jude Péreire besessen —

und der französischen Regierung geschenkt hat. Für so unmöglich wurde es gehalten, daß die Juden jemals selbst etwas besitzen würden.

2. November, Jerusalem.

Der Vormittag des großen Ereignisses ein bißchen fieberhaft. Ich gab noch im Nachthemd meinen Freunden Lehren über das Benehmen in der Audienz. Komische Details. Bodenheimer hat keinen guten Glanzhut. Dann Aufregungen der Wagenbesorgung, da wir ja stattlich vorfahren müssen.

Viele lästige Besuche.

Der gute Hechler war jetzt da. Er übernahm es, die Mappe mit den Kolonienbildern dem Grafen Eulenburg zuzustellen. Dann segnete er uns im Namen des Gottes Abrahams, Isaaks und Jakobs, setzte seinen weißen wallenden Schleierhut auf und ging.

Wir nehmen jetzt um elf einen kleinen Imbiß und kleiden uns dann an. Schnirer will uns allen ein bißchen Brom geben, wie man das jetzt macht, bevor man auf Mensur geht.

* * *

Um 1 Uhr 8 Minuten.

Wir sind schon wieder zurück von der Audienz.

Dieser kurze Empfang wird in der Geschichte der Juden für immerwährende Zeiten aufbewahrt werden, und es ist nicht unmöglich, daß er auch geschichtliche Folgen haben wird.

Aber wie schnurrig sind die Details des ganzen Vorganges.

Um $^1/_2$ 12 Uhr waren wir mit unserem summarischen Mittagessen fertig. Ich hielt auf strenge Diät meiner Herren, damit sie mir ordentlich in Form seien.

Um 12 Uhr waren wir alle angekleidet. Bodenheimer hatte einen grotesken Zylinder und zu weite Manschetten, an denen die Unterärmel hervorrutschten. Im letzten Augenblick mußte man ihm andere Manschetten hervorsuchen.

Ich hatte meinen schäbigen Medschidje (zum erstenmal) angelegt.

Brom ließ ich nicht nehmen — wie Marcou Baruch in Basel sagte: *je ne le voulais pas pour l'histoire.*

Et j'avais raison!

Wir fuhren im brennenden Mittagssonnenschein und weißen Staube nach den Zelten. Ein paar Juden in den Straßen schauten auf, als wir vorüberfuhren. Enten im Sumpf, wenn oben die wilden Enten streichen.

Am Gitter der Zelte zögerten die türkischen Wachen, bevor sie Schnirer und mich einließen. Dann kam ein Unteroffizier, der uns passieren ließ.

Im abgeschlossenen Raum kam uns der Graf v. Kessel in der Kolonialuniform entgegen und wies nach einem Wartezelt. Da standen wir etwa zehn Minuten und besahen uns den kleinen Salon mit den bunten Teppichen und Möbeln.

Dann rief man uns nach dem Kaiserzelt. Der Kaiser stand in der grauen Kolonialuniform, den Schleierhelm auf dem Kopf, braune Handschuhe und — merkwürdigerweise — die Reitpeitsche in der Rechten und erwartete uns. Einige Schritte vor dem Eingang machte ich Front und verbeugte mich. Der Kaiser streckte mir beim Eintritt sehr freundlich die Hand entgegen. Etwas abseits stand Bülow in einem bestaubten grauen Sakkoanzug und hielt meinen korrigierten Entwurf in der Hand.

Die vier Herren traten hinter mir in das breite Zelt. Ich fragte, ob ich die Herren vorstellen dürfe, er nickte,

ich tat es. Er legte bei der Nennung eines jeden Namens die Hand an den Helmschirm.

Dann auf einen Blick, den ich mit Bülow wechselte, nahm ich mein Papier und las, anfangs gedämpft und mit etwas vibrierender Stimme, allmählich *très à mon aise.* Von Zeit zu Zeit blickte ich vom Papier auf und sah ihm in die Augen, die er fest auf mich gerichtet hielt.

Nachdem ich fertig war, sprach er.

Er sagte ungefähr folgendes:

„Ich danke Ihnen für Ihre Mitteilungen, die mich sehr interessiert haben. Die Sache bedarf jedenfalls noch eines eingehenden Studiums und weiterer Aussprachen." Hierauf ging er in eine Betrachtung der bisherigen Kolonisation ein. „Das Land braucht vor allem Wasser und Schatten." Er gebrauchte einige landwirtschaftliche und forsttechnische Ausdrücke. Seine Wahrnehmungen hätten ihn übrigens belehrt, daß der Boden kultivierbar sei. „Die Ansiedlungen, die ich sah, sowohl die der Deutschen wie Ihrer Landsleute, können als Muster dienen, was man aus dem Lande machen kann. Das Land hat Platz für alle. Schaffen Sie nur Wasser und Schatten. Auch für die eingeborene Bevölkerung werden die Arbeiten der Kolonien als anregendes Muster dienen. Ihre Bewegung, die ich genau kenne, enthält einen gesunden Gedanken."

Er versicherte uns noch seines anhaltenden Interesses, und wie er übrigens die fünf oder sechs Minuten seiner Antwort ausfüllte, das ist mir nicht mehr erinnerlich.

Nachdem seine offizielle Antwort vorüber war, reichte er mir die Hand, entließ uns aber noch nicht, sondern zog mich mit Bülow ins Gespräch: „Herrn v. Bülow kennen Sie ja?"

Ob ich ihn kannte! Bülow, der meine ganze Ansprache

im Brouillon mit dem Zeigefinger begleitend mitgelesen hatte, lächelte süß. Wir sprachen über die Reise.

Der Kaiser sagte: „Wir haben gerade die heißeste Zeit bekommen. An dem Tag, wo wir uns gesehen haben, war es am ärgsten. Bei Ramleh haben wir die Temperatur gemessen. 31⁰ im Schatten, 41⁰ in der Sonne."

Bülow sagte süß: „Wie Se. Majestät der Kaiser zu sagen die Gnade hatte, ist Wasser die Hauptsache. Herr Herzl wird besser wissen als ich, was der griechische Dichter sagt: „Ἄριστον μὲν ὕδωρ".

„Das können wir dem Lande bringen. Es wird Milliarden kosten, aber auch Milliarden einbringen."

„Na, Geld haben Sie ja genug", rief der Kaiser jovial und beklopfte sich mit der Reitpeitsche den Stiefel. „Mehr Geld wie wir alle."

Bülow *abondait dans ce sens:* „Ja, das Geld, das uns so viele Schwierigkeiten macht, haben Sie reichlich."

Ich wies darauf hin, was man mit der Wasserkraft des Jordan machen könnte, und zog Seidener als Ingenieur ins Gespräch. Seidener sprach von Talsperren usw. Der Kaiser ging gern darauf ein und spann den Gedanken fort. Dann kam er auf die Gesundheitsverhältnisse, Augenkrankheiten usw., die besonders zur Zeit der Feigenernte auftreten. Da zog ich Schnirer heran, der darüber kurz sprach.

Noch konnte ich anfügen, wie ich mir es dächte, die alte Stadt den milden Anstalten zu übergeben, zu säubern und ein Neu-Jerusalem zu bauen, das man vom Ölberg überschauen würde, wie Rom vom Gianicolo.

Wolffsohn und Bodenheimer konnte ich nicht herankriegen, denn der Kaiser schloß die Audienz, indem er mir noch einmal die Hand reichte.

Ich ging voraus ab, sah dann noch einmal seitlich zu-

rück. Der Kaiser stand im Profil zu Bülow gewendet und sprach mit ihm und sah aus, als wenn er sich eine *contenance* geben wollte.

Der Graf v. Kessel fragte, als wir gingen: „Die Audienz schon aus?" Er war weniger verbindlich als in Konstantinopel, woraus ich schloß, daß unsere Aktien weniger gut stünden.

Im Weggehen sagte ich zu Schnirer: „Il n'a dit ni oui ni non."

Man wollte uns jetzt wieder nicht zum Gitter hinaus lassen. Aber draußen stand der Geheimpolizist und angebliche Zionist Mendel Krämer, der uns seit Jaffa begleitet — mir scheint im Auftrag der türkischen Regierung — und ließ uns öffnen.

* * *

Er hat nicht ja noch nein gesagt. Offenbar hat da viel inzwischen gespielt. Auf dem Brouillon, das ich zurückgab, stand hinten mit Bleistift „Tewfik Pascha, Grand Hôtel". Ich ließ mich erkundigen, ob es der Minister des Auswärtigen sei? Ja.

Telegramm an den Großherzog:

Sr. Königl. Hoheit Herrn Friedrich Großherzog von Baden.

Es drängt mich, Ew. Kgl. Hoheit von der heiligen Stadt aus heute aus tiefstem Herzen für alle Gnade zu danken.

Ehrfurchtsvoll ergeben

Theodor Herzl.

4. November, Jaffa.

Nach der Audienz fuhren wir vorgestern nach dem Marxschen Hause. Einige Leute, die uns fahren und ankommen gesehen hatten, drängten sich als Besucher

ein. Mit Mühe gelang es, das Empfangszimmer zu räumen. Um halb vier fuhr ich mit Wolffsohn, Bodenheimer und dem Kolonisten Broze nach der schön gelegenen, aber noch sehr, sehr armen Kolonie Mozah, in der dieser wackre junge Mensch vor vier oder fünf Jahren den namenlos unfruchtbaren Boden zu bearbeiten begonnen hat. Schon sieht er Früchte seines harten Fleißes, schon beginnt er zu ernten. Der Weg über die malerische, ein wenig an die Pyrenäen erinnernde Bergstraße von Jerusalem nach Mozah verging uns leicht, als uns der Kolonist Broze seine schweren Mühen der Anfangszeit erzählte. Einmal, als die Reben zu treiben anfingen, kamen nachts Rehe und fraßen die Triebe ab. Da legte er sich in drei Nächten hinaus mit dem Gewehr, obwohl es da oft Hyänen gibt, und er tat kein Auge zu, um nicht von den Hyänen überrascht zu werden.

Wann ward ein Boden heldenmütiger erobert?

In Mozah pflanzte ich auf Brozes Grundstück, an dem geschützten Abhange, der von St. Jean abgekehrt liegt, eine junge Zeder. Wolffsohn pflanzte eine kleine Dattelpalme. Einige Araber halfen uns nebst den Kolonisten Broze und Katz.

In dunkler Nacht kamen wir nach Jerusalem zurück.

Um keinerlei Aufsehen bei unserer Abreise zu haben, hatte ich meine Freunde gebeten, erst bei Nacht zu packen. Ich stand um zwei Uhr morgens auf und packte meine Sachen.

Mit dem Frühzuge der Eisenbahn fuhren wir gestern von Jerusalem nach Jaffa. Ich wollte sofort die Stadt und das Land verlassen und eilte nach dem Hafen. Ich nahm ein Boot und ließ mich nach dem reisefertigen Lloyddampfer rudern. Leider nichts für uns. Der Dampfer geht nach Beyruth. Ich wollte mit nach Beyruth

fahren und von dort mit einem andern Lloyddampfer wieder zurück, um nicht länger dazubleiben. Aber es war nicht ausführbar, weil der Dampfer schon dampfte, unser Gepäck noch auf dem Bahnhofe geblieben war und der Rückanschluß auch in Beyruth unsicher war.

Sonst lagen auf der Reede außer den deutschen Kriegsschiffen nur noch ein Schiff einer Reiseagentur, das auch nach Beyruth geht, ein russisches Frachtschiff, das noch vier Tage laden muß, ein türkischer Dampfer nach Konstantinopel und die Jacht Gordon Bennetts vom *New York Herald*. Ich fuhr an alle Schiffe heran mit Ausnahme des türkischen Dampfers, dem ich auswich. Nichts zu machen. Ein Schiffsagent sagte uns, es gehe morgen, also heute, ein englisches Orangenschiff nach Alexandrien. Ein Schiff der *Prince Line* kommt erst morgen.

So mußten wir leider in Jaffa übernachten, wo ich von Neugierigen, Freunden und Feinden, behelligt wurde. Insbesondere ist da ein Dr. Mazie aus Rischon, von dem mir erzählt wird, er gehe herum und sage, ich wolle die Juden zum Protestantismus bekehren, ich sei ein Werkzeug der englischen Judenmission usw.

Hechler, der hier war, hat durch seine unvorsichtigen Äußerungen diese Lügen veranlaßt.

Zu erwähnen auch noch, daß Herr Niego, der Direktor von Mikweh Israel, sich meinen abermaligen Besuch in Mikweh, den ich auf dringende Einladung der Mme. Niego pro forma in Aussicht gestellt hatte, ausdrücklich verbat, weil ihm die türkische Regierung das übelnehmen könnte.

Das ist die Wirkung der Klatschereien der Rothschildschen Beamten, die ich sofort nach der Begegnung von Mikweh vorausgesehen.

* * *

Meine vier Freunde sind nicht zufrieden, weil wir vorläufig nichts von der Audienz verlautbaren dürfen.

* * *

Ich schreibe an Gordon Bennett:

Dear Sir,

Perhaps you know my name as that of the leader of the Zionist movement.

I had to speak with the Emperor at Jerusalem and came back yesterday too late to Jaffa, so that there is no ship for me. I wish to go to Alexandria.

Now I understand that your Yacht leaves this evening for Alexandria. If that is so, have you a place for me and only one of my four companions? In that way I could reach Alexandria to-morrow evening, in time for the steamer to Naples, where I am expected.

I should be very thankful to get your answer as soon as possible. If you have no place for me, I must try some other combination, and that is difficult in this place.

Believe me, Sir,

Yours obediently

Dr. Th. H.

* * *

Auch schreibe ich an Hechler, er möge hier mit niemandem mehr plaudern, wegen der Klatschereien und Verräter.

5. November, morgens.

Auf hoher See zwischen Jaffa und Alexandrien, an Bord des englischen Orangendampfers „Dundee".

Jetzt erst halte ich unsere Expedition für beendet, und zwar mit einem ziemlich guten Erfolge.

In Palästina brannte mir der Boden unter den Füßen. Wenn die türkische Regierung nur einen Schimmer von politischer Voraussicht besäße, hätte sie mir diesmal das Handwerk legen müssen. Sie hatte dazu seit meinem Eintreffen in Konstantinopel eine vielleicht nie wiederkehrende Gelegenheit. Sie brauchte mich nur Landes zu verweisen. Oder sie konnte noch kürzeren Prozeß machen, indem sie mich von als Räuber verkleideten Gendarmen kurzerhand überfallen und beseitigen ließ.

Aber die Einsichtslosigkeit der Leute für meine Idee schadet mir nicht nur oft, sie nützt mir auch. Mein Plan wird nicht verstanden, darum wird er so wenig gefördert — und gestört.

Die türkische Regierung ließ mich meine Reise fortsetzen und vollenden; und wenn mich meine Voraussetzungen nicht täuschen, bin ich heute bereits ein politischer Faktor.

Zu den Eigentümlichkeiten dieser Reise gehört auch, daß ich seit dem 19. Oktober nicht mehr weiß, was in der Welt vorgeht. In diesen Gegenden gibt es keine Zeitungen, die Depeschen gehen vier bis fünf Tage, die Briefe werden zufällig zugestellt oder auch nicht.

So haben wir keine Ahnung, ob unsere Expedition überhaupt in der politischen Welt vermerkt worden ist; und wenn ja, welche Kommentare sie hervorgerufen hat. Einige Tage hörten wir von kriegerischen Verwicklungen zwischen Frankreich und England reden, aber diese Unwahrscheinlichkeiten sowie das Gelingen eines napoleonischen Staatsstreiches wurden alsbald wieder dementiert.

* * *

Der letzte Tag in Jaffa war höchst unangenehm. Es kamen verschiedene Bettler und Spione. Einen sehr üblen

Eindruck machte der Rothschildsche Arzt Mazie, der sich an uns herandrängte, und von dem wir erfuhren, daß er mich als Werkzeug der englischen Judenmission hinstellte.

Darum ging ich gestern morgens — *sans crier gare* — mit Wolffsohn nach dem Hafen, ließ uns nach dem kleinen englischen Frachtschiff „Dundee“ rudern (es hat nur 350 Tonnen Déplacement); und als ich sah, daß fünf Personen wenn auch nur schlechte Unterkunft finden könnten, nahm ich die Plätze und schickte Wolffsohn ans Land, mit dem Auftrag, innerhalb einer Stunde die ganze Gesellschaft mit Sack und Pack herbeizuschaffen.

Ich selbst blieb schon auf dem Schiffe, außerhalb des Bereichs der Mendel Krämer, Mazie und aller der Leute, die mir aus guter oder böser Absicht Schwierigkeiten bei der türkischen Mißregierung bereiten konnten — um das bedrohte Judentum zu retten, um 30 Silberlinge zu verdienen, um sich bei einem Pascha oder bei Rothschild einen Stein ins Brett zu legen.

Erst auf dieser Nußschale von einem Dampfer, die voraussichtlich auf hoher See hoch tanzen würde, fühlte ich mich sicher und sah den abermaligen Ritt über den Bodensee als gelungen an.

Meine Freunde, die Wolffsohn präzis innerhalb einer Stunde an Bord der „Dundee“ brachte, sahen die Sache aber nicht so an. Ihnen war das Schiffchen zu klein für die Fahrt nach Alexandrien. Besonders Seidener und Bodenheimer rebellierten. Schnirer schwieg verdrießlich. Nur Wolffsohn bewährte sich auch da wie immer und ging mit mir durch dick und dünn.

Die Herren beklagten sich über mein eigenmächtiges Vorgehen: daß ich die Frage dieser plötzlichen Einschiffung nicht vorher habe beraten lassen. Ich erklärte ihnen,

daß keine Zeit war. Bei schlechtem Wetter ist es unmöglich, den Hafen von Jaffa zu verlassen. Man kann weder ans Schiff noch ans Land. Da nun von allen Seiten für die nächste Zeit Sturm angesagt worden, der Himmel auch wirklich schon bewölkt war, schuf ich dieses *fait accompli.* Übrigens sei eine sofortige Wiedereinsetzung in den vorigen Stand möglich: die Herren, die zur „Dundee“ kein Vertrauen hätten, mögen wieder ans Land gehen.

Seidener meinte, das sei nicht mehr möglich; man würde ihn nicht mehr mit seinem russischen Paß ans Land lassen. Ich machte mich anheischig, ihn zu begleiten, und wie bei der ersten Landung durchzubringen. Da zögerten sie. Ich bestand endlich kategorisch darauf, daß die drei sich wieder ausschifften, da ich mir unterwegs, wenn das Wetter schlecht würde, keine Vorwürfe machen lassen wolle. Darauf — blieben sie da, um nur auf der „Dundee“ zu übernachten und heute auf ein größeres Schiff, das erwartet wurde, überzugehen.

Indessen beschleunigte der Kapitän die Ladung der Pomeranzen, weil er diese Passagiere nicht verlieren wollte. Die See war glatt bei Sonnenuntergang — und als nun zum letztenmal an die drei Meuterer die Frage herantrat, ob sie mitfahren oder dableiben wollten — fuhren sie mit.

Aber wir hatten bisher schlechte Fahrt. Die „Dundee“ rollte und stampfte wie verwirrt. In den Kabinen konnte man wegen der erstickenden Hitze nicht bleiben. Wir ließen uns alle fünf die Matratzen aufs Deck legen und schliefen und wachten wieder *à la belle étoile.* Seidener und Bodenheimer wurden noch in der Nacht seekrank. Jetzt vormittag ist auch mein guter Wolffsohn unwohl.

Schnirer und ich halten uns noch gut.

Und trotz dieser schlimmen Fahrt fühle ich mich wohl, wenn ich bedenke, daß dieses Wagnis der Prätendentenfahrt nach Palästina vorläufig bestanden ist.

8. November, auf hoher See, nach Neapel.

An Bord der „Regina Margherita“.

Wir steuern nordwärts, heimwärts. Das herrliche Ägypten war für mich voll freudigster Überraschungen. Da sieht man, was Fleiß und Energie auch aus einem heißen Lande machen können. Haben wir auch den Nilschlamm nicht in Palästina, so bietet der Boden doch tausend Möglichkeiten, die eine vernünftige Wirtschaft hervorziehen kann.

* * *

Der Khedive Ismail hatte einen vorzüglichen Gedanken zur Hervorrufung neuer Stadtteile. Wer sich verpflichtete, innerhalb einer gewissen Zeit ein Haus im Werte von 30 000 Franks zu bauen, bekam das Grundstück gratis zugewiesen. Das ließe sich nachahmen und noch verbessern. Man könnte Teile der Stadt nach einem Gesamtplan errichten lassen. Architektonische Gesamtwirkungen wie auf der Place de la Concorde usw.

* * *

Ähnlich die Entsumpfung. Wer sich verpflichtet, ein Stück Land zu entsumpfen, erhält es ins Eigentum mit mehrjähriger Steuerfreiheit.

* * *

Auf der „Regina Margherita“ fährt ein Franziskaner-Pater mit, der schon auf der „Dundee“ unser Begleiter war.

Beim Wiedersehen in Alexandrien gestern begrüßte

man einander freundlich. Heute morgens kam ich mit ihm ins Gespräch. Er ist der Prior der Franziskaner von Tiberias. Ein liebenswürdiger gescheiter Mensch. Die zionistische Bewegung kannte er flüchtig. In meiner Darstellung leuchtete sie ihm ganz ein. Besonders mein Gedanke, das ganze alte Jerusalem zu säubern, den Tagesverkehr daraus zu verbannen und daraus gleichsam ein heiliges Kleinod in reicher Fassung zu machen. Er wird mich in Rom mit dem Franziskaner-General Lauer zusammenführen.

9. November, auf hoher See.

Ein Brief an den Großherzog, den ich schon seit Jerusalem ruminiere, soll unsere zweifellos stockende, vielleicht gestörte Sache wieder vorwärtsbringen. Seit zwei bis drei Wochen sind wir von allen Nachrichten abgeschnitten. Die französischen und englischen Blätter, die wir mit großen Verspätungen in Ägypten zu Gesicht bekamen, enthielten kein Wort über uns. Ebensowenig die Depeschenagenturbulletins.

Von Alexandrien telegraphierte ich an meinen Vater, ob die Jerusalemer Audienz bereits bekannt sei, und bekam die Drahtnachricht: „Audienz bekannt".

Nun fahren wir voller Spannung nach Neapel. Meine Begleiter hatten schon befürchtet, daß die ganze Audienz werde geheim bleiben müssen.

Indessen war ich entschlossen, die Tatsache, wenn auch nicht den Inhalt, der Audienz zu publizieren. Da sie von Jaffa nach Alexandrien seekrank waren, teilte ich es ihnen erst in Kairo mit. Es ist mir lieber, daß die Audienz ohne unser Hinzutun bekannt wurde. So erhält mein Telegramm an die „Welt" nur den Charakter einer offiziellen Bestätigung und nicht einer Divulgation.

9. November, in der Kabine liegend.
(Datiert vom 18. November 98.)

Brief an den Großherzog.

Eurer Königlichen Hoheit
Allergnädigstes Interesse für unsere Sache auch weiterhin voraussetzend, gestatte ich mir nach meiner Rückkehr ehrerbietigst über die Vorkommnisse der Palästina-Fahrt zu berichten.

Den ehrfurchtsvollen Dank für alle Gnade und Förderung, die ich von Ew. Königlichen Hoheit erfahren, erlaubte ich mir schon am zweiten November, nachdem die zionistische Abordnung von Sr. Majestät dem Kaiser empfangen worden war, zu telegraphieren.

Ein positives Ergebnis in dem Sinne, daß Se. Kaiserliche Majestät das von der Abordnung erbetene Protektorat förmlich übernommen hätte, ist nicht erzielt worden. Als ich — in Konstantinopel — die erste Audienz hatte, glaubte ich allerdings, daß es bei Gelegenheit der Manifestation in Jerusalem zu einem solchen Resultate kommen könne. Denn Se. Majestät war — was wir offenbar der gnädigen Intervention Ew. Königl. Hoheit zu verdanken haben — dem zionistischen Gedanken sehr günstig gestimmt. Es wurde festgesetzt, daß ich den Entwurf meiner Ansprache vor dem feierlichen Empfang vorlegen sollte. Dies tat ich, und der Entwurf wurde mit einigen Kürzungen gebilligt. Ich erlaube mir, in der Beilage die Ansprache, die ich in Jerusalem hielt, Ew. Königl. Hoheit zu überreichen, und bitte ganz ergebenst um gelegentliche Rücksendung des Manuskripts. Nun scheinen sich jedoch zwischen der Privataudienz in Konstantinopel und dem Empfang der Abordnung in Jerusalem Schwierigkeiten erhoben zu haben. Ich weiß derzeit darüber noch nichts Genaueres und folgere es nur daraus,

daß Se. Majestät das Protektorat über die Landgesellschaft in Seiner Antwort nicht erwähnte. Die Bildung einer Landgesellschaft nach dem Muster der Chartered Company oder Ostindischen Compagnie schien nämlich für den Augenblick dasjenige zu sein, was beim Sultan erreicht werden konnte, ohne die Unfreundlichkeit der anderen Mächte zu sehr zu erregen.

Ich bin noch der Ansicht, daß insbesondere von Frankreich, als derjenigen Macht, welche ein Protektorat über diesen Teil des Orients zu haben behauptet, unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein wirksamer Einspruch nicht zu erwarten ist. Der Zwischenfall von Faschoda bestätigte diese Ansicht.

Die jetzt regierenden Republikaner müssen sich in jedes nicht geradezu beleidigende *fait accompli* still fügen.

Da Se. Majestät die Gnade hatte, zu bemerken, daß „die Sache ein noch eingehenderes Studium und weitere Aussprache erfordere", so werde ich wohl bald erfahren, welcher Art die aufgetauchten Schwierigkeiten waren.

Wenn meine Auffassung der letzten Vorgänge nicht eine irrige ist, haben nur äußere Schwierigkeiten und nicht eine Sinnesänderung Sr. Majestät die von uns erwartete Erklärung des deutschen Protektorates vorläufig hinausgeschoben. Ich gedenke der weisen Worte Ew. Königl. Hoheit in Mainau: daß in solchen weltgeschichtlichen Dingen die einzelnen Schritte eine große Geduld erfordern. Und ich gehe vielleicht nicht fehl, wenn ich auch das unausgesprochene Protektorat als ein virtuell vorhandenes ansehe; wenigstens bis zu dem Zeitpunkte, wo mir das Gegenteil ausdrücklich erklärt wird. Die Treue und Vorsicht, die mir damit auferlegt sind, werde ich halten und beachten.

Aber selbst wenn die deutsche Politik sich von unserer

Sache abwenden müßte, werde ich Ew. Königl. Hoheit immerwährend zu tiefster Dankbarkeit verpflichtet bleiben für die moralische Unterstützung meiner Bestrebungen, die nicht ungerecht sein können, wenn ein so hochgesinnter Fürst sie billigt.

Ich wollte, daß die Unterredungen, die ich mit Ew. Königl. Hoheit zu führen die Auszeichnung hatte, und über die ich pflichtschuldigst schweige, der Welt bekannt wären.

Diese unendlich edle und einfache Art, den Herrscherberuf auszuüben, würde wohl die meisten rühren und manche tief beschämen. Für mich sind es unvergeßliche Momente, die mich für viele Kämpfe und Sorgen meines schweren Werkes entschädigen. Und stets werde ich auch dafür dankbar bleiben, daß ich Gelegenheit erhielt, die sonnige Persönlichkeit des Kaisers kennenzulernen.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Ew. Königl. Hoheit

vollständig ergebener

Dr. Th. H.

Wien-Währing, Karl-Ludwigstr. 50.

15. November, im Coupé zwischen Conegliano und Udine.

Seit wir die *Regina Margherita* in Neapel verließen, gab es Tage der Depression. In Neapel fanden wir die ersten Nachrichten aus Europa vor. Bis dahin waren wir abgeschnitten von der Welt.

Das Korrespondenzbureau hatte über unsere Audienz eine inkolore inodore Depesche gebracht: eine jüdische Deputation sei in Palästina vom Kaiser empfangen worden.

„Nach Schluß des Blattes eingelaufen.

Jerusalem, 2. November. Kaiser Wilhelm empfing

eine jüdische Deputation, welche ein Album mit Ansichten der in Palästina errichteten jüdischen Kolonien überreichte. Auf die Ansprache des Führers der Deputation erwiderte der Kaiser Wilhelm, daß alle diejenigen Bestrebungen auf sein wohlwollendes Interesse zählen können, welche auf die Hebung der Landwirtschaft Palästinas zum Besten der Wohlfahrt des türkischen Reiches, unter voller Respektierung der Souveränität des Sultans abzielen.“

Das ist offenbar von der Hand des ungnädigen Legationsrates Klement oder Kemeth, wenn nicht Bülows Werk.

Meine Reisegefährten waren deprimiert, am meisten Bodenheimer. Aber auch der getreue Wolffsohn wankte.

Je leur remontai le moral. Ich würde schon für die Bekanntmachung einer für uns passenden Version sorgen.

Und ferner sagte ich ihnen: Seht ihr, darum bin ich der Führer. Ich legitimiere mich immer wieder. Ich bin weder gescheiter noch besser als ihr alle. Aber unverzagt bin ich, und darum gebührt mir die Führerschaft. In schwierigeren Momenten, als dieser ist, habe ich den Mut nicht verloren, ja sogar noch immer größere Opfer gebracht.

* * *

Die geplant gewesene Romfahrt mußte aber auch unterbleiben. In Neapel fand ich Nachrichten von Newlinski vor: er sei schwer erkrankt und könne nicht reisen.

Ich halte das für eine Ausrede.

. . . .

Dennoch zürne ich ihm nicht, selbst wenn er mich immer belogen haben sollte. Seine Lügen waren nämlich für mich ein Anhaltspunkt. Für das, was ich als richtig erriet, hatte ich an ihm wenigstens einen Zeugen, auf

den ich mich berufen konnte. Darum habe ich seine Angaben vorsichtsweise nie zu genau untersucht.

Da ich ihn nur hauptsächlich nach Rom schicken wollte, damit er sich mir nicht etwa in Konstantinopel aufdränge, wo er mich geniert hätte, so machte ich mir aus der vereitelten Romsache weiter nicht viel. Es hätte auch seine *inconvénients* gehabt wegen des Großherzogs, der darin vielleicht eine Doppelzüngigkeit von meiner Seite erblickt hätte. Zwar hat mir Deutschland in Palästina nicht gehalten, was es versprochen; und die Offiziösen haben sogar an den tatsächlichen, schon sehr verminderten Kaiserworten von Jerusalem noch schmählich gedreht und gedeutelt. Aber ich will mich immer tadellos benehmen.

Jedenfalls muß ich jetzt einen anderen Brief als den vorhin konzipierten an den Großherzog richten. Der Kaiser wird nicht vor Ende November in Berlin sein. Ich habe also Zeit, mich zunächst in Wien zu informieren, auch mit Eulenburg zu sprechen, bevor ich dem Großherzog schreibe.

* * *

Daß der Kaiser in Jerusalem das Protektorat nicht übernommen hat, ist für die spätere Entwicklung unserer Sache natürlich vorzüglich.

Meine Begleiter waren ja recht enttäuscht. Denn das Protektorat wäre ein klarer nächster Vorteil gewesen. Aber kein fernerer. Wir hätten für dieses Protektorat späterhin die schwersten Wucherzinsen zahlen müssen. Es wäre nur viel bequemer gewesen . . . .

* * *

Schnirer und Seidener kehrten schon von Neapel aus direkt zurück. Von Wolffsohn und dem leicht erkrankten Bodenheimer trennte ich mich in Rom.

18. November, Wien.

Einschaltung zum modifizierten Brief an den Großherzog, den ich nun doch unter Weglassung einzelner Stellen via Köln-Wolffsohn abschickte:

Ich wollte, daß die Unterredungen, usw. usw.

18. November, Wien.

Wieder zu Hause.

Der engere Kreis des Aktionskomitees bewillkommte mich stürmisch. Aber getan hatten sie in meiner Abwesenheit nicht viel. Oberst Eiß erzählt, sie wären nach der Korrespondenz-Bureau-Depesche alle wie zerschmettert gewesen.

Jetzt wollten sie einen Monstre-Kommers im Sofiensaale mir zu Ehren veranstalten. Das habe ich entschieden abgelehnt.

In die Kultuswahlen versuchten sie hier einzutreten, gaben es aber beim völligen Mangel an Organisation und der Aussichtslosigkeit auf.

* * *

In der Neuen Freien Presse wurde diesmal nur noch gelächelt, nicht mehr gelacht, als ich wiederkam. Einige lächelten sogar neidisch. Benedikt machte ein sauersüßes Gesicht und fragte, was der Kaiser über Österreich gesagt habe.

Nichts! antwortete ich. Bacher war sehr liebenswürdig. Auf seinem Tische lag zu seiner Beschämung und Verlegenheit die „Welt“, die er nicht mehr verschwinden lassen konnte. Auch er fragte mich aus, auch er bekam nur vage Antworten. Ich würde ihn nur aufklären, sagte ich, wenn die Neue Freie Presse den ersten zionistischen

Artikel gebracht haben wird. Nachher gerieten wir aber doch noch in einen Streit über den Zionismus, der gemütlich endete.

* * *

Gestern war ich bei Newlinski, der wirklich schwer krank und moriturus ist. Er hat Berichte aus Konstantinopel. Der Kaiser soll dem Sultan gesagt haben: „Die Zionisten sind der Türkei nicht gefährlich; die Juden aber sind überall eine Plage, die wir loswerden möchten." Der Sultan soll darauf in seiner gewöhnlichen Weise geantwortet haben, er sei mit seinen jüdischen Untertanen ganz zufrieden. Die Kaiserin wieder soll gesagt haben, die Reise wäre sehr schön; das Unangenehme sei nur, daß sie so viele Juden werde sehen müssen.

Ferner Klatsch von Konstantinopel: N... Bey sei unser Gegner, weil er noch keinen Bakschisch bekommen habe, doch schwebe gegen ihn eine Untersuchung wegen Geldannahme bei Besetzung der Konsulate. Der Berliner Botschafter Ahmed Tewfik sei auch unser Gegner. In der Türkei herrsche jetzt Enttäuschung über die Kaiserreise, die 16 Millionen Auslagen verursachte und den Verlust von Kreta nicht zu verhindern vermochte.

Von der römischen Seite erzählte Newlinski, er habe mit Tarnassi in München, mit dem Nuntius Taliani in Wien gesprochen und auch von Agliardi Briefe erhalten. Die Stimmung sei geteilt. Wir müßten jedenfalls etwas in Rom unternehmen.

Dann kam Kozmian, der Freund Badenis, ein bißchen reduziert und deprimiert. Er sprach über den Zionismus, fand viele Schwierigkeiten in der Frage der heiligen Stätten, glaubt nicht recht an die Ausführung.

1. Dezember, Wien.

Da ich vom Botschafter Eulenburg, dem ich meine Rückkehr meldete, kein Lebenszeichen erhalte, schreibe ich heute an August Eulenburg nach Berlin:

Ew. Exzellenz

beehre ich mich ganz ergebenst, ein Buch und einen Zeitungsartikel für Se. Majestät den Kaiser zu übersenden.

Das Buch („Das Palais Bourbon") geht separat ab. Se. Majestät hat mir in Konstantinopel gestattet, es zu überreichen. Gleichfalls im Zusammenhange mit der dortigen Audienz ist der beiliegende Artikel. Es sind darin Bemerkungen wiedergegeben, welche Se. Majestät mir gegenüber zu machen die Gnade hatte. Selbstverständlich habe ich mir in der Zeitung nicht die leiseste Anspielung auf den hohen Ursprung dieser Bemerkungen erlaubt.

Indem ich für die gütige Vermittlung im voraus danke, bitte ich Ew. Exzellenz, die Ausdrücke der ausgezeichnetsten Hochachtung zu genehmigen

Ihres ganz ergebenen

Dr. Th. H.

6. Dezember, Wien.

Da die Nachrichtenlosigkeit beängstigend wurde, schickte ich den aus Palästina zurückgekehrten guten Hechler vorgestern zum Großherzog nach Karlsruhe. Sollte keine Störung eingetreten sein, so hatte er mir zu telegraphieren: „Onkels Befinden gut", eventuell „ausgezeichnet".

Heute abends kam seine Depesche: „Onkel ausgezeichnet, Enkel (soll wohl heißen Neffe) sehr brav. Hechler."

Ich hoffe also, daß zwischen Lipp' und Kelchesrand nichts gekommen ist.

Warum aber das lange Schweigen, insbesondere Eulenburgs? Eine Art Antichambrieren.

* * *

Heute aus Paris Nachricht via Marmorek, Nordau sei bereit, mit Wolffsohn nach London zu fahren, mit der ICA zu verhandeln und Salisbury aufzusuchen, zu dem er einen Weg hat.

Ich ließ zurücktelegraphieren, daß dies erwünscht sei, nur müsse er das Ergebnis der Unterredung mit Salisbury zunächst nur uns melden.

* * *

Die Sprache der antizionistischen Judenpresse, insbesondere Jewish Chronicle und Blochs Wochenschrift, übertrifft neuerlich alles bisher Dagewesene an Gemeinheit. Antworten kann ich nicht, um nicht in das schmutzigste Handgemenge zu geraten.

9. Dezember, Wien.

Vom Großherzog einen lieben guten Brief ddo. 5. ds. erhalten.

Hechlers telegraphisches Bulletin ist also bestätigt.

Dem A. C. las ich gestern den Brief des Großherzogs vor. Schnirer sagte flau: „Der Brief enthält nichts Positives.“ Ich erklärte den Herren unsere jetzige Situation wie folgt:

Alles hängt von den Resultaten des Bankkomitees ab, das heute in London tagt. Nach einer vertraulichen Mitteilung unseres Banksekretärs L... fand vor einigen Tagen bei Lord Rothschild eine Zusammenkunft statt,

der S. Montagu, F. Moccatta, Dr. Adler und andere beiwohnten. Sie sollten ein Manifest gegen unsere Bank erlassen. Rothschild konnte sich nicht entschließen, den Adlerschen Entwurf zu unterzeichnen. Wenn ein solches Manifest zustande kommt, müssen wir natürlich kämpfen. Unsere Bank kommt in Frage, die Sache wird zum Pressestreit, zum Krieg gegen die Hochbank.

Gelingt es Wolffsohn, die Herren Sassoon, Montefiore, Seligman auf unsere Seite zu bekommen — und ich würde diesen unbedenklich die Leitung unserer Bank ausliefern, da wir ja keine Finanzabsichten haben und nur das Instrument für die politischen Zwecke brauchen — so marschieren wir gleich als Macht gegen Macht.

Mit dem Bankinstrument läßt sich in der Türkei alles machen. Ich schicke Wolffsohn nach Konstantinopel, um die Paschas zu schmieren. Ich fahre dann zum Kaiser, bitte ihn um Einführung beim Zar. Darum ist Kaisers Wohlwollen etwas vollkommen Positives. Tatsächlich ist ja das Vertrauen der beiden Fürsten von Baden und Preußen *le plus clair de notre avoir actuel.*

* * *

Wolffsohn meldet aus Paris erfolglose Schritte bei Edmund Rothschild usw. Narcisse Leven gab als Präsident der ICA und Alliance die Erklärung ab — hoffentlich vor Zeugen, was Wolffsohn nicht angibt — daß sie nicht wissen, was sie mit ihren Millionen anfangen sollen, daß uns aber diese Millionen zur Verfügung stehen, wenn wir etwas Positives erreichen.

* * *

Heute telegraphiert Wolffsohn aus London, daß die Arbeit gut fortgeht. Ich bin aber skeptisch.

13. Dezember, Wien.

Wolffsohn telegraphiert, alles sei glücklich beendet. Aber ich glaube es nicht, da mir die Namen bekannter Bankiers fehlen.

14. Dezember.

Hechler war gestern da. Großherzog sprach mit ihm so freundlich, wie er mir geschrieben. Die Hauptschwierigkeit sei in den verschiedenen Nationalitäten der Juden, es gäbe zu viele französische Schutzbefohlene.

* * *

Benedikt brachte mir gestern den Gemeinderat Stern in mein Zimmer: er stelle ihn mir als Präsidenten des Gemeindebundes (von 100 österreichischen Gemeinden) vor.

Ich sagte: „Mir ist die Organisation recht. Was wollen Sie tun?"

Stern (ohne Selbstironie): „Wir werden ein Bureau aufnehmen."

Ich sagte: „Gut, daß Sie die Organisation geschaffen haben — für uns. In Ihr Bureau werden wir Zionisten einziehen."

15. Dezember, Wien.

Brief an den Großherzog:

Ew. Königliche Hoheit!

Für das allergnädigste Handschreiben vom 5. ds. spreche ich meinen ehrerbietigsten Dank aus.

Daß der gegenwärtige Zustand der Juden in Jerusalem — leider auch anderswo — auf Se. Majestät den Kaiser keinen günstigen Eindruck machen konnte, mußte ich im vorhinein annehmen. Aber diese Zustände und unser heißer Wunsch, sie zu ändern, sind ja eben die

Hauptgründe der zionistischen Bewegung. Übrigens hätte Se. Kaiserliche Majestät bei einer Besichtigung der schon geschaffenen Ackerbaukolonien im Heiligen Lande wahrnehmen können, welch vorteilhafte Veränderung in körperlicher wie in sittlicher Beziehung die neue Lebensweise, der wir unsere Massen zuführen wollen, bei den Leuten hervorruft. Die Änderung der Lebensbedingungen gilt uns nicht als Ziel, sondern nur als ein Mittel zur Verbesserung unseres Volkes. Wenn es uns gelingt, unseren unglücklichen Brüdern die Gelegenheit zur produktiven Arbeit auf der historischen Scholle zu bereiten — die Lust dazu haben sie, das ist schon unwiderleglich durch viele Tatsachen bewiesen — so werden wir dadurch gleichzeitig genügende Autorität erlangen, um auch anderes durchzusetzen.

Es ist für mich eine große Beruhigung, von Ew. Königlichen Hoheit zu erfahren, daß meine untertänigste Ansprache in Jerusalem nicht mißfallen hat, und daß wir nach wie vor auf ein wohlwollendes Interesse rechnen dürfen. Es scheint, daß die Schwierigkeiten in der jetzigen verschiedenen Staatszugehörigkeit der in Palästina angesiedelten und noch weiterhin anzusiedelnden Juden erblickt werden. Aber ich möchte mir bescheidentlich erlauben, darauf hinzuweisen, daß durch die Übernahme des Protektorates von seiten Deutschlands hierin bald ein Wandel eintreten würde. Ich kann versichern, da in meiner Hand jetzt so ziemlich alle Fäden zusammenlaufen, daß diese Schwierigkeit zu beheben ist. Selbst die Niederlassungen der bisher französisch beeinflußten Alliance Israélite würden sich, wie ich bestimmt weiß, unverzüglich der Gemeinschaft unterordnen, wenn diese erst geschaffen wäre. Die Frage ist ja nur, wie das deutsche Protektorat ohne Dampf und Donner zu etablieren sei.

Denn ich verstehe ganz wohl, daß Deutschland wegen unseres Gedankens, wie allgemein menschenfreundlich er auch sein möge, sich nicht in unberechenbare Verwicklungen einlassen kann und wird.

Nun sind wir aber in der Lage, eine sozusagen unauffällige Form vorzuschlagen, in welcher allmählich und unaufhaltsam die Einwanderung der Juden unter deutschem Schutze vollzogen werden kann, ohne daß hiergegen bei vorsichtiger Behandlung Begründetes eingewendet werden könnte. Das ist die Schaffung der in meiner Jerusalemer Ansprache erwähnten Jüdischen Landgesellschaft für Syrien und Palästina, unter der Voraussetzung, daß sie den Sitz in Deutschland hätte. Eine solche Landkompagnie trägt privatrechtlichen Charakter. Von den eventuellen geheimen Abmachungen zwischen der deutschen Regierung und den Leitern der Bewegung dürfte selbstverständlich nichts hinausdringen. Von der türkischen Regierung würde weiter nichts verlangt werden, als die Aufhebung des Einwanderungsverbotes. Dieses wird sich ohnehin nicht halten lassen, da, wie Ew. Königl. Hoheit bekannt sein wird, erst in den letzten Wochen von verschiedenen Vertretern in Konstantinopel, namentlich dem englischen, dagegen Vorstellungen erhoben worden sind.

Die Jüdische Landgesellschaft werden wir jedenfalls in nächster Zeit einrichten, weil wir dieses Instrument für die kommende Entwicklung unbedingt brauchen. Ich habe die Sache aber bisher absichtlich dilatorisch behandelt, weil bereits im embryonalen Zustande das künftige Schutzverhältnis der Landgesellschaft bestimmt sein muß.

Um nicht langwierig zu werden, will ich nun den Schluß verschiedener Gedankenreihen hierhersetzen — die Frage ist: werden wir den deutschen oder den englischen Schutz

gewinnen. Das Protektorat irgendeiner anderen Macht kommt gegenwärtig nicht in Betracht.

Heute ist unsere Bewegung nach dem deutschen Schutze hin orientiert. Seit ich das Glück hatte, mich Ew. Königl. Hoheit nähern zu dürfen, war es mein beständiger Gedanke, zu dem ich durch meine Erziehung und meinen Charakter als deutscher Schriftsteller ja natürlich hinneigte, daß wir alles aufbieten sollten, um den Schutz des Deutschen Reiches und Rechtes zu erwerben. Die neuerlich erkennbar gewordenen Tendenzen der deutschen Politik, in einem noch ferneren Osten Fuß zu fassen; die religiöse und politische Teilnahme Sr. Majestät des Kaisers für das Land unserer Väter; die merkwürdige Fügung, daß der deutsche Einfluß in der Türkei der vorherrschende geworden ist — all dies hat den von mir vertretenen Anschauungen innerhalb unserer Bewegung Nachdruck gegeben, im Gegensatz zu denjenigen, welche den englischen Schutz als den wünschenswerten hinstellen. Die Frage drängt in einer nahen Zeit zur Entscheidung.

Nun meine ich wohl, daß selbst in dem Falle, wenn wir die privatrechtliche Landgesellschaft mit dem Sitz in England einrichten, eine spätere völkerrechtliche Stellung der geschaffenen Ansiedlung unter deutschen Schutz nicht ausgeschlossen sein müßte, vielleicht eine Art deutsch-englischen Konprotektorates; aber wer kann voraussehen, welche Komplikationen und Schwierigkeiten dann hinzutreten möchten. Die ganze Sache würde zwischen zwei und möglicherweise mehreren Mächten schweben.

In Jerusalem geruhte Se. Majestät mir zu sagen, daß der Plan noch einer weiteren Aussprache bedürfe. Ich harre nun der Befehle.

In den Weihnachtsfeiertagen könnte ich mich auf zwei Tage von hier losmachen und nach Karlsruhe sowie nach Berlin gehen, um Entschließungen kennenzulernen.

Ich wage es nicht, von Ew. Königlichen Hoheit die neuerliche Bemühung einer schriftlichen Antwort zu erbitten. Eine kurze telegraphische Nachricht, daß Ew. Königliche Hoheit geruht haben, meinen vorliegenden Brief Sr. Majestät zuzusenden, würde mich hoch erfreuen.

Ich werde verstehen, um was es sich handelt, wenn die Depesche einfach besagt: „Brief nach Berlin geschickt. Kommen Sie Weihnachten nach Karlsruhe, nach Berlin." Und nur gezeichnet mit dem Taufnamen Eurer Königlichen Hoheit.

Mit den Ausdrücken der innigsten Ehrfurcht und der tiefsten Dankbarkeit

verharre ich als Ew. Königl. Hoheit

vollständig ergebener

Dr. Th. H.

20. Dezember.

Die Bankgründung schleppt sich unter lächerlichen Schwierigkeiten mühsam vorwärts. Wolffsohn meldet, er habe formell die Gründung fertig gemacht.

20. Dezember.

Gestern lange Unterredung mit Eulenburg auf der deutschen Botschaft. Ich erklärte ihm das deutsch-englische Dilemma der Landgesellschaft wie im Brief an den Großherzog. Er wieder bestätigte mir den Mißmut des Kaisers — der sich auch zu ihm über mich sehr freundlich äußerte — über die Juden in Jerusalem. Also auch dort drängen sie nach der großen Stadt. Ich wies auf die Kolonien hin. Eulenburg sagte, das ändere viel, der

Kaiser habe sich demnach geirrt. Die Idee, die Landgesellschaft in Berlin zu machen, sei ihm (Eulenburg) auch sympathisch.

Er sprach zu mir auch im größten Vertrauen über die aktuelle Lage. Die Haltung der Neuen Freien Presse sei vorzüglich. Er erzählte mir seine Unterredung mit unserem Kaiser in der Affäre Thun (die im Reichsrat ausgestoßene Drohung des Ministerpräsidenten Thun wegen der Ausweisungen aus Preußen). Eulenburg sagte dem Kaiser, Thuns Sprache sei beunruhigend, die innere österreichische Politik könne nicht auf die Dauer in einem logischen Gegensatze zur äußeren stehen. Unser Kaiser beschwichtigte aber seine Bedenken in der gütigsten Weise; und er war davon ganz gerührt, da er den Kaiser zärtlich verehre. Aber er fürchte doch, daß bei dem alten Herrn seine tägliche Umgebung, der fortgesetzte Einfluß, in entgegengesetzter Weise wirken könne. Thun sei russisch gesinnt, und in der Tat sei dieser Tage der Besuch unseres Kaisers auf der russischen Botschaft zum Namensfeste des Zaren wider alle Gepflogenheiten gewesen.

Da mir Eulenburg die Mitteilungen zwar im Vertrauen, aber für die Neue Freie Presse machte, erzählte ich sie Bacher und Benedikt, die hoch aufhorchten und sich offenbar freuten, daß sie durch mich diese Gelegenheit zur Information erhielten. *A quelque chose malheur* (der Zionismus) *est bon.*

* * *

Ich hatte Eulenburg auch gesagt, wie gut mir der Kaiser gefallen habe. Das freute ihn sehr. Ich bemerkte, daß viele offiziöse Preßfehler gemacht worden seien; sonst müsse man im Volk und in der Welt eine richtigere Vorstellung von diesem liebenswürdigen und großen Men-

schen haben. Eulenburg gab mir darin recht. Er drückte wiederholt seine Befriedigung darüber aus, daß wir in eine Beziehung geraten seien, und lud mich ein, ihn oft zu besuchen.

Wovon ich indessen nur höchst sparsam Gebrauch zu machen gedenke.

22. Dezember.

Vom guten Großherzog folgende Depesche erhalten: „Ihren Brief nach Berlin geschickt. Bevor Antwort von dort, kann ich keine Besprechung in Aussicht stellen.

Friedrich."

23. Dezember.

Der Gedanke taucht in mir auf, ob der „unangenehme Eindruck, den die Jerusalemer Juden auf den Kaiser gemacht haben", nicht nur die Form des Rückzugs der deutschen Politik vom Protektorat vorstelle. Vielleicht haben sich — mir heute noch unbekannte — Einflüsse gegen den Plan geltend gemacht, und um nicht für schwach oder veränderlich gehalten zu werden, wird von den deutschen Politikern dieser Vorwand angegeben?

24. Dezember.

Nordau schickte mir einen ganz unglaublichen Aufsatz, den er für den „Achiasaf"-Kalender geschrieben, zum Abdruck in der „Welt". Darin wird der Standpunkt verfochten, die Gespräche der Führer mit Staatsmännern usw. über den Zionismus hätten nicht mehr Bedeutung als Unterhaltungen über das neueste Lustspiel oder das letzte Derbyrennen, solange die Zionisten nicht überall in strammen Vereinen organisiert seien, in deren Namen die Führer sprächen.

Das ist prinzipiell unrichtig, weil wir nur im Wege der *negotiorum gestio* und der *ratihabitio*, nicht aber im unpraktischen und wohl nirgends von den Gesetzen ermöglichten des Mandates vorgehen können. Es kommt hinzu, daß heute der —allerdings im vorigen Juni geschriebene — Aufsatz geradezu gegen meine Unterredungen mit dem Kaiser aufgefaßt werden kann.

Ich antwortete ihm, daß ich, wenn ich als Präsident des Kongresses und als von sämtlichen Zionisten anerkannter Führer — ohne Schmockerei — mit Staatsmännern spreche, nicht als Privatmann, der über Salonstoffe plaudert, angesehen werden kann. Auch könne es nicht als Leichtsinn oder Verbrechen angesehen werden, wenn ich im Namen des jüdischen Volkes spreche — ich könne mich auf ihn selbst als Kronzeugen berufen, da er mir nach dem ersten Kongresse geschrieben: Betrachten Sie sich als Regierung!

26. Dezember.

Von Berlin keine Nachricht. Das bedeutet Schnee — und Bülow!

29. Dezember.

In der Neuen Freien Presse stand gestern eine offenbar offiziös inspirierte Berliner Information. Ich fragte Bacher: von wem? Er sagte mir: „Steinbach ist in Berlin und hat mit Bülow gesprochen.“

Ich bin sicher, daß Bülow auch von mir gesprochen und Steinbach irgendeine flaue, mich heruntersetzende Antwort gegeben hat. Steinbach ist „Antizionist“ und dürfte gesagt haben, ich sei ein liebenswürdiger Feuilletonist; als Politiker nehme mich niemand ernst. — Wie wenn ich dabei gewesen wäre.

Das ist der Fluch der Schwäche. Nur eine lumpige Million für eine Zeitung — und alles wäre anders.

29. Dezember.

Der Stand unserer Sache ist jetzt ein verzweifelter, darüber kann ich mich nicht täuschen.

Nach dem großen Erfolg der Palästinafahrt ist die Insuffizienz unserer Bankleute und Finanzkräfte geradezu eine Katastrophe.

Der Banksekretär L... läßt die Notpfeife ertönen, er werde bald kein Geld zur Bestreitung der Tagesausgaben haben.

Wolffsohn kommt heute hier an. Ich muß mit ihm ernst reden. Die anderen können überhaupt nichts tun, und ich fürchte, er ist auch nicht der richtige Mann.

* * *

1899

2. Januar, Wien.

Gestern schickte ich dem Großherzog folgende Depesche: „Die ehrerbietigsten Glückwünsche zum neuen Jahre beehrt sich Ew. Königlichen Hoheit ganz ergebenst zu übersenden Dr. Th. H."

* * *

Worauf ich heute folgende Antwort erhielt:

Ich bin sehr dankbar für Ihre freundlichen Wünsche und erwidere sie wärmstens. Friedrich, Großherzog von Baden.

* * *

Ich hätte auch dem Kaiser telegraphieren sollen.

2. Januar.

Wolffsohn war ein paar Tage hier. *Il m'a un peu remis du cœur au ventre* puncto Bank.

Schließlich habe ich zum Garantiefonds £ 500 gezeichnet, die möglicherweise verloren gehen.

Brief an den Großherzog: *11. Januar 99.*

Ew. Königliche Hoheit

gestatte ich mir ehrerbietigst auf den inliegenden Leitartikel der „Welt" aufmerksam zu machen. Soweit meine Kenntnisse der französischen Verhältnisse reichen, glaube ich sagen zu dürfen, daß die Ernennung des Herrn Constans zum Botschafter in Konstantinopel eine direkte Antwort auf die Orientreise Sr. Majestät des Kaisers ist und nur den Sinn haben kann, den deutschen Einfluß in der Türkei zu untergraben. Welche Wege dieser zugleich listigste und brutalste der französischen Politiker einschlagen wird, läßt sich bestimmt sagen: wenn man den übel beleumundeten Constans aus seiner wohlverdienten Vergessenheit hervorzieht, und wenn ein Ministerium dies tut, in welchem des Herrn Constans durch die Panamasache tiefverwundeter Gegner Freycinet sitzt, so hat man etwas vor, wozu man einen zu allem fähigen Mann braucht. Constans wird binnen kurzem der Mittelpunkt aller gegen den deutschen Einfluß in Konstantinopel gerichteten Bestrebungen sein.

Zwar muß ich befürchten, daß meine untertänigsten Vorstellungen in Berlin derzeit keine Beachtung finden, da der durch Ew. Königl. Hoheit nach Berlin geschickte Brief nicht erledigt wurde — doch möchte ich diese neue Wendung der Dinge schon darum rechtzeitig signalisieren, weil die Arbeit, die Constans ganz zweifellos am Hofe des Sultans verrichten wird, bald dartun dürfte, daß meine bescheidenen Warnungen nicht ganz ungerechtfertigt waren.

Mit den Ausdrücken der tiefsten Ehrfurcht verharre ich Ew. Königl. Hoheit

dankbar ergebener Dr. Th. H.

Abgeschickt via Köln am 11. I. 99.

16. Januar.

Alles stockt. Es muß etwas geschehen. Ich habe mich entschlossen, durch die Suttner eine Audienz vom Zaren zu verlangen.

Brief an Bertha von Suttner:

Wien, 16. I. 99.

Hochverehrte Baronin!

Heute komme ich mit einer Bitte, an der mir sehr viel liegt.

Hier in zwei Worten die Sache.

Es wäre von größter Wichtigkeit für die zionistische Bewegung, daß ich den Zar über die Zwecke und Ziele der Bewegung aufklärte. Ich müßte mit ihm selbst darüber sprechen können, um ihn für die Sache zu gewinnen, wie es mir beim Deutschen Kaiser gelungen ist. Ich möchte also eine Audienz bei ihm haben, und dazu soll mir meine großmütige und hochverehrte Freundin Bertha von Suttner verhelfen. Graf Murawiew soll sich schon günstig über unsere Sache geäußert haben. Sie sind mit ihm in Relation, und meine Bitte geht dahin, daß Sie ihm einen schönen Brief schreiben, worin Sie ihm sagen, wer ich bin, und was ich mit der erbetenen Audienz will.

Obschon ich glaube, daß Sie mir wohlwollen, würde ich Sie keineswegs um meiner geringen Person willen bemühen, aber es handelt sich um die Sache, der Sie ja auch Ihre Teilnahme zugewendet habe. *Mettez, de grâce, tout votre esprit et tout votre cœur dans cette lettre,* dann ist der Erfolg sicher.

Folgende Punkte wären u. a. zu betonen. Der Zionismus will eine rechtlich gesicherte Heimstätte für das jüdische Volk schaffen. Für Rußland ist diese, wie ich glaube, menschenfreundliche Sache aus mehreren Gründen auch politisch wertvoll.

In Rußland besteht die Judenfrage als eine ungelöste und sehr peinliche Schwierigkeit. Der Zar, den wir soeben alle als ein großes Herz kennengelernt haben, kann einer friedlichen, menschlich wohlwollenden Lösung seine Teilnahme unmöglich versagen. Die von Zeit zu Zeit in Rußland ausbrechenden Judenverfolgungen, die zugleich auch den Charakter bedenklicher allgemeiner Ruhestörungen tragen, würden damit für immer aufhören. Keineswegs würden aus Rußland — so wenig wie aus anderen Ländern — alle Juden auswandern, sondern nur ein *surplus* von Proletariern und Verzweifelten, die sich, unterstützt von ihren wohlhabenden Volksgenossen, eine neue dauernde Heimat schaffen und damit zugleich den Kulturbesitz der Zivilisation im Orient wesentlich vermehren könnten. Mit dieser Vermehrung von Kultur und Ordnung aber ginge Hand in Hand die Schwächung der Umsturzparteien. Darauf ist besonders nachdrücklich hinzuweisen, daß wir überall mit den Umstürzlern im Kampfe liegen und tatsächlich die jungen studierenden Leute sowohl wie die jüdischen Arbeiter vom Sozialismus und Nihilismus abwenden, indem wir vor ihnen ein reineres Volksideal entfalten. Diese Wirkungen unserer Bestrebungen werden sich auch in Rußland konstatieren lassen. Die verzweifelten Juden müßten alle Anarchisten werden, wenn sie der Zionismus nicht in seinen Bannkreis zöge.

Die Frage der heiligen Stätten wird sich im Einvernehmen der Mächte durch Exterritorialisierung sicherlich lösen lassen. Die religiösen Interessen können bei der Neuordnung der Verhältnisse viel besser sauvegardiert werden, als im gegenwärtigen, die Gefühle der Christenheit sicher nicht befriedigenden Zustande.

Das alles würde ich dem Zar *de vive voix* vielleicht

gut erklären können. Daß ich sozusagen audienzfähig bin, ist ja durch die Tatsache erhärtet, daß mir der Deutsche Kaiser zwei längere Unterredungen gewährt hat. Durch seine Teilnahme an dieser Sache wird der Zar seinem Ruhmeskranz eines der größten Friedensfürsten aller Zeiten ein neues Blatt hinzufügen. Sagen Sie auch, bitte, daß ich, soweit es in meinen schwachen Kräften eines Journalisten stand, der Friedenssache gern zu dienen beflissen war.

Kurz, *Madame et grande amie*, sagen Sie alles, was Ihnen Ihr Herz und Verstand eingeben. Denn Sie verpflichten sich viele Menschen zu immerwährendem Dank und insbesondere Ihren ergebenen Diener, wenn Sie mir diese Audienz verschaffen. Ich bin selbstverständlich bereit, wann und wo immer vor dem Zar zu erscheinen, aber je eher je lieber. Stellen Sie dem Grafen Murawiew die Sache recht dringlich dar, und versichern Sie ihm, daß ich auch ihm für seine Intervention dankbar bleiben werde. Eine Feder ist zwar nicht viel wert; aber wenn sie nie für etwas Unsauberes in Bewegung gesetzt wurde, kann sie unter Umständen auch nicht zu verachten sein.

Da wir den Friedenskongreß auch zu einer zionistischen Manifestation benutzen möchten, wäre eine vorherige, also möglichst sofortige Gewährung der Audienz von größter Bedeutung.

Erfreuen Sie mich mit einer baldigen Antwort, und glauben Sie an die aufrichtige Verehrung

Ihres ganz ergebenen

Th. H.

Nachschrift:

Es wäre vielleicht nicht uninteressant, auch darauf hinzuweisen, daß das Friedensmanifest des Zaren gerade während des Baseler Kongresses bekannt wurde, und daß

der Kongreß auf diese telegraphische Nachricht sofort eine begeisterte Zustimmungskundgebung beschloß, die erste solche, die von einer Vertretungskörperschaft ausging.

6. Februar.

Gestern mit Suttners soupiert. Die Baronin erzählte mir, sie sei vorgestern mit dem Botschafter Kapnist beisammen gewesen. Dieser sagte ihr, Graf Murawiew habe ihm geschrieben, daß jetzt von der verlangten Audienz keine Rede sein könne, obwohl die Motive unserer Bewegung wohlwollend anerkannt werden.

6. Februar.

Vom 24. bis 29. war hier das Große Aktionskomitee und Nordau. Darüber gibt's Protokolle. Die Statuten und Prospekte der Bank wurden in müßigem Gerede herumgezaust und schließlich ohne wesentliche Änderung angenommen.

Ich sagte, daß bei der Banksubskription die Entscheidungsschlacht sei. Nordau anderer Ansicht. Die Sache ist die: mir ist es um Wanderung und Bau zu tun, ihm genügt schon Polemik und Demonstration.

Nordaus große Wiener Rede — die er wörtlich auch in Berlin und Köln wiederholte — war ungeschickt, unpolitisch, unrichtig. Manches, was ich in mühsamer, geduldiger Arbeit aufgerichtet habe, zerstörte er rücksichtslos. Er war interessant wie immer, hat aber nichts genützt. Sein Erfolg war ein persönlicher, der Sache hat er geschadet. Er machte dem Sozialismus ganz unberechtigte Avancen, gab alle unsere Schwächen preis, erzählte von unserer Hilflosigkeit usw. Ich war sehr unzufrieden und verbarg ihm das auch nicht.

8. Februar.

Gestern beim Nuntius Tagliani gewesen.

Er empfing mich sehr freundlich. Er sei persönlich der Sache nicht abgeneigt. *Il est très rond et paraît très fort.* Einer von den Dicken, die Haare auf den Zähnen haben. Ich sollte Newlinski nach Rom schicken. Der habe dort die besten Beziehungen. Der heilige Stuhl sei übrigens den Juden von jeher gutgesinnt gewesen. Wenn man sie ins Ghetto sperrte, war es nur, um sie vor dem Pöbel zu schützen.

„Es gab auch Unterbrechungen in dieser wohlwollenden Tradition", bemerkte ich.

11. Februar.

Tage der Entmutigung. Das Tempo der Bewegung verlangsamt sich. Die Schlagworte nützen sich ab. Die Ideen werden zum Deklamationsobjekt, und die Deklamation stumpft sich ab.

Der Banksubskription sehe ich jetzt mit Befürchtung entgegen. Wolffsohn meldet, daß keine ernste Bank als Zeichenstelle figurieren will. Kann hat den sonderbaren Gedanken, das Cooksche Reisebureau als Subskriptionsstelle zu nennen. Dagegen lege ich mein Veto ein.

Hechler will wieder nach Karlsruhe. Der Großherzog hat ihm auf eine Anfrage telegraphiert, er könne kommen. Ich gebe ihm Instruktionen mit.

21. Februar.

Hechler war in Karlsruhe. Der Großherzog ließ mich einladen, hinzukommen, und bestimmte telegraphisch den 27. ds., zehn Uhr vormittags als Audienz.

Ich legte dem A. C. Sonntag die Sache vor: ob ich den Großherzog bitten solle, das Protektorat über die Landgesellschaft zu übernehmen. Kokesch ist in London,

Schnirer war nicht bei der Sitzung, Marmorek, Kahn und Kremenetzky waren einstimmig dafür, daß ich dem Großherzog das Protektorat anbiete. Ich sagte: Der Kongreß kann mich ja später desavouieren, wenn er nicht damit einverstanden. Ich muß immer mit der kommenden Undankbarkeit rechnen. Jetzt ist unsere Situation so verzweifelt, daß wir ohne die deutsche Hilfe im Morast stecken bleiben.

* * *

Hechler erzählt, der Gedanke eines Zusammengehens mit England in unserer Sache habe den Großherzog sympathisch berührt.

Ich will Montag alles aufbieten, damit der Großherzog mir telegraphisch eine Audienz beim Kaiser erwirke. Vom Kaiser will ich die Einführung zum Zar erbitten. Wolffsohn und Kann bestelle ich nach Karlsruhe.

28. Februar. Im Orient-Expreß, zurück von Karlsruhe.

Vorgestern abend kam ich in Karlsruhe an. Mit dem Kölner Zuge kamen fast zur selben Minute Wolffsohn und Kann an. Wir trafen uns auf dem Perron. Eine Art Rütli der Jüdischen Kolonialbank. Wir besprachen noch am Abend bis spät in die Nacht, was zu tun sei. Sie sahen der Subskription als einem *désastre* entgegen. Es war bisher nicht gelungen, auch nur eine einzige ordentliche Bank als Subskriptionsstelle zu gewinnen. Ein Boykott seitens der jüdischen Hochfinanz in bester Form.

Wenn uns nicht eine Hilfe vom Kaiser oder vom Großherzog käme, seien wir in der Patsche. Ich erklärte den Herren meine Absicht, den Großherzog zu bitten, er möge den Kaiser telegraphisch bestimmen, mich zu empfangen. Wolffsohn und Kann hatten schon unterwegs verabredet, was sie von mir verlangen sollten, scil. damit

ich es weiterverlangen solle von den Fürsten. Ihr Postulat: die Deutsche Bank in Berlin möge bestimmt werden, als Subskriptionsstelle zu figurieren.

* * *

Gestern morgen Punkt zehn Uhr früh fuhr ich am Schlosse vor, in einer kleinstädtischen Galaequipage, deren man sich vermutlich bei Hochzeiten bedient.

Ich kam durch die stolze Vorhalle wieder in den grünen Vorsaal, in dem mich vor drei Jahren die Fahnen von 1870 in ihrer Lederhülle so sehr betroffen gemacht hatten. Ich war an solche Anblicke nun schon gewöhnter, hatte auch kein Herzklopfen mehr, als ich aus dem grünen Adjutanten-Zimmer durch einen Offizier in Gala gebeten wurde, in den roten Salon zu treten.

Zehn Minuten später öffnete der gute Großherzog die Türe.

4. März, Wien.

Der Orientexpreß hatte diesmal schüttelnde Waggons, die Taschenfeder war schlecht, und ich konnte den Bericht unterwegs nicht aufzeichnen. Zu Hause mußte ich aber erst die laufenden Sachen erledigen und die Briefe an den Großherzog und Kaiser stilisieren, die gestern endlich nach schwerer Arbeit abgingen.

Dadurch ist die erste Frische der Aufzeichnung verloren.

Der gute Großherzog öffnete also die Türe seines Arbeitszimmers, in dem ich vor drei Jahren war. Er begrüßte mich in seiner herzlichen milden Art und lud mich sich gegenüber am Schreibtisch niederzusetzen ein.

Ich berichtete und legte meinen neuen Plan vor, daß er das Protektorat über die Landgesellschaft übernehmen solle.

Der Gedanke schien auf ihn einen sympathischen Eindruck zu machen; ja, er gab sogar seine Geneigtheit nicht undeutlich zu erkennen. Nur müsse der Kaiser dazu seine Zustimmung geben. Er empfahl mir, in Berlin mit dem Finanzminister Miquel über die Sache zu sprechen. Es wäre doch für die Sache unerläßlich, daß wir den Schutz der preußischen Monarchie genössen. In Preußen sähe man es nicht gerne, wenn einer der Bundesstaaten solche größere finanzielle Unternehmungen habe. Er könne mir dafür manches Beispiel nennen. So die Schwierigkeiten, die man der Zulassung der badischen Klassenlotterie mache. Er resümierte also, ich möge mit Miquel sprechen. Die Stimmung der deutschen Regierung erriet ich auch aus seinen freundlich zurückhaltenden Worten. Man wünscht, daß wir die Sache zuerst fertig machen, Ländereien und Ansiedlungsbefugnisse erwerben — dann sollen wir das Protektorat verlangen und bekommen. Man kann nicht vorsichtiger und klüger sein. Dagegen spricht nur, daß, wenn wir so weit sind, wir das schwere deutsche Protektorat nicht mehr brauchen.

Ich akzeptiere es dennoch, auf dieser Basis weiter zu verhandeln, weil ich alles akzeptieren muß und die Verhandlung, selbst als aussichtslose, für uns Wert hat. Ich sagte also, daß ich den Kaiser telegraphisch um eine Audienz für den nächsten Tag bitten wolle. Ich sollte an Lucanus adressieren, riet der Großherzog. Ich war schon eine Stunde bei ihm, und vor einer halben Stunde hatte sich ein Minister bei ihm melden lassen. Der gute Großherzog hob also die Audienz auf, sagte mir aber, daß ich, da ich bis abends hier bleibe, ihn noch einmal aufsuchen könne.

Ich fuhr ins Hotel, erzählte Wolffsohn und Kann die

Begebenheiten und schickte ein langes dringendes Telegramm, das Audienzgesuch, an Lucanus.

Nachmittags etwa um 4 Uhr kam die Antwort. Der Kaiser könne mich morgen nicht empfangen, weil er im Begriff stehe abzureisen. Ich möge mit Staatsminister von Bülow sprechen.

Also abgewiesen, da Bülow ein Gegner.

Rien n'arrive ni comme on le craint ni comme on l'espère. Dieses Wort summte mir auf der ganzen Reise durch den Kopf.

Wolffsohn und Kann schärften mir ein, bevor ich wieder zum Großherzog ging, ich möge eine Empfehlung an die Deutsche Bank in Berlin verlangen, denn sie waren bisher nicht imstande, eine Bank für die Subskription der Jüdischen Kolonialbank zu bekommen. Alles, alles soll ich machen.

Ich fuhr wieder nach dem Schloß. Der Großherzog ließ mich sofort vor. Wir sprachen diesmal im roten Salon, wo ein Jugendbild hängt, ein feiner schwärmerischer Jüngling in der Tracht der vierziger Jahre. Ich glaube, es ist sein Bild.

Ich gab ihm Lucanus' Depesche und deutete an, daß meine Hoffnungen sehr einschrumpfen. Er tröstete mich und sprach die Erwartung aus, daß meine Energie nicht sinken werde. Ich erinnerte ihn an seine Worte von Potsdam, wo er mir die Schwierigkeit der Reichsgründung erzählt hatte.

„Ja," sagte er, „und wenn die Sache fertig ist, muß man zurücktreten und alles anderen überlassen, die vorher die Gegner waren. Aber das Bewußtsein muß einem genügen und auch, daß man Charaktere kennen lernt, wie Sie einer sind."

Er drückte mir dabei lange die Hand. Ich war tief gerührt.

Die Empfehlung an die Deutsche Bank gab er mir bereitwilligst auf das erste Wort, das ich darüber sprach. Er fragte, wie die Empfehlung lauten solle. Ich erbat sie in Form eines Briefes an mich, und das sagte er zu.

Die Herren Wolffsohn und Kann waren mit diesem Ergebnis sehr zufrieden. Wir speisten dann in unserem Hotelsalon, gingen später aus, um ein bißchen Musik zu hören. Als wir um halb elf heimkamen, war noch kein Brief vom Großherzog da. Wir legten uns etwas ängstlich schlafen. Aber um $^1/_2$ 12 klopfte es an meine Tür, ein Hoflakai war da; die ganze Hoteldienerschaft, ehrfurchtsvoll im Stiegenhaus versammelt, sah zu, wie er mir einen Brief des Landesherrn übergab. Ich teilte es gleich Wolffsohn mit, der darauf besser schlief.

Am andern Morgen um 4 Uhr mußten wir aus den Federn. Um 5 stieg ich in den Orientzug nach Wien, Wolffsohn und Kann fuhren mit dem Brief nach Köln, sollten abends von Köln nach Berlin reisen.

Auf der Heimreise machte ich dieselben Empfindungen durch wie schon oft. Je näher ich der Neuen Freien Presse komme, um so kleiner werde ich. Zugleich einige Unruhe, ob nicht ein Krach meiner warte wegen des abermaligen Fortbleibens. *Mais rien n'arrive ni comme on le craint ni comme on l'espère.*

Ich kam abends in Wien an, fuhr noch in die Redaktion. Meine Herren waren beinahe gnädig und scherzten leutselig über meine Reise, deren Zweck ich verschwieg.

Von Wolffsohn kamen am zweiten Tag Depeschen aus Berlin, in der verabredeten Sprache: „Debe“ die Deutsche Bank.

Sie hatten mit dem Direktor Siemens 1 $^1/_2$ Stunden gesprochen, er wollte mit seinem Verwaltungsrat reden.

Aber Wolffsohn und Kann gaben sich keiner Illusion hin, daß es ein Refus war. Und das war es. Er schrieb ihnen eine Ablehnung. Darauf sprachen sie noch einmal erfolglos mit ihm und reisten nach Köln zurück. Dort lehnte auch der Schaafhausensche Bankverein neuerlich ab.

Die heutigen Depeschen Wolffsohns klingen sehr resigniert. Ich telegraphierte ihm etwa folgendes, verschärft durch einen Passus, den er hoffentlich nicht übelnimmt: wenn wir zwei jetzt nicht energisch vorgingen, seien wir unfähige Leute.

D. Wolffsohn, Karolingerring,

Köln.

Rücksprache mit Siemens zwecklos und unwürdig, nachdem Debe abgelehnt. — Versuchet noch mit Dresdener. Wenn ablehnend, organisieret sofort Subskription derart, daß Broad Street Avenue Zentralpunkt wird. Dahin muß einfach alles dirigiert werden. Wenn Broad Street Anzahlung nicht annehmen darf, mögen nur Anmeldungen dahin gerichtet werden, Anzahlung aber bei denselben Stellen erlegt werden, welche bei Vorsubskription dienten. Erwarte hierüber Drahtnachricht. Jeder versäumte Moment bedeutet jetzt unersetzlichen Verlust.

Wolffsohn hatte mir telegraphiert, ich möge mit dem morgen hier weilenden Siemens sprechen, wozu ich keine Lust habe, da der Korb schon vorliegt.

Brief an den Großherzog:

1. März 99.

Ew. Königliche Hoheit!

Wieder habe ich meinen innigsten und ehrfurchtsvollsten Dank zu sagen für die Ermutigung, die ich bei meinem Besuch von Eurer Königlichen Hoheit empfing. Das Protektorat, welches ich zu erbitten wagte, besteht ja virtuell

schon, unsere Sache genießt ja bereits den Schutz des edelsten Fürsten. Möge es eines Tages auch für die Allgemeinheit erkennbar in die Erscheinung treten.

Heute will ich einen Bericht für Se. Majestät den Kaiser schreiben und an Herrn von Lucanus adressieren. In diesem Berichte möchte ich die Vorschläge andeuten, die ich mir erlaubt habe, Ew. Königlichen Hoheit zu machen, und um eine Audienz in der nächsten Woche bitten, zur Begründung und Ausführung des nunmehr geändert vorliegenden Planes. Deutschland könnte so durch einen seiner Bundesfürsten sich einen Einfluß auf die Sache sichern, die in Zukunft vielleicht einige Wichtigkeit erlangen kann. Und doch würde durch den Umstand, daß die einleitenden praktischen Schritte von einer in England domizilierten Unternehmung besorgt werden, jede vorzeitige Alarmierung der Eifersucht vermieden werden. In aller Stille könnte eine Tatsache vorbereitet und gesetzt werden, deren Proklamierung dem geeignetsten Momente vorbehalten bliebe. Die privatrechtliche Domizilierung der später zu bildenden Landgesellschaft, beispielsweise in Karlsruhe, hinge dann von den politischen Umständen ab.

Den so hoch verehrten Namen Eurer Königlichen Hoheit für die Dauer mit diesem Werke zu verbinden, wäre aber ein Akt historischer Gerechtigkeit, wenn das, was wir versuchen, einen Platz in der Geschichte erhalten sollte.

Mit den Ausdrücken innigster Dankbarkeit und tiefster Ehrfurcht verharre ich

Ew. Königlichen Hoheit

vollständig ergebener

Dr. Th. H.

* * *

Ew. Kaiserliche und Königliche Majestät!

Allergnädigster Kaiser und Herr!

Von Karlsruhe aus, wo Se. Königliche Hoheit der Großherzog mir die Gnade erwies, meine ausführlichen Berichte entgegenzunehmen, habe ich mir auf Höchstdessen Rat erlaubt, telegraphisch um eine Audienz bei Ew. Majestät nachzusuchen.

Die Gründe hierfür sind die folgenden.

Da ich seit der Palästinareise keinerlei Nachricht in Sachen der vorher beabsichtigt gewesenen Übernahme des Protektorates erhalten hatte, mußte ich vermuten, daß politische Schwierigkeiten eingetreten seien. Das Mißtrauen des Sultans und die Eifersucht anderer Mächte scheinen sich gezeigt zu haben. Muß darum auf die Ausführung eines zukunftvollen Planes verzichtet werden? Ich verstehe wohl, daß die Reichsregierung unsertwegen eine Verwicklung nicht riskieren wird. Aber wäre es nicht möglich, eine Kombination zu finden, durch die der Zweck unauffällig und sicher erreicht würde?

Eine solche Kombination habe ich mir erlaubt, Sr. Königlichen Hoheit zu unterbreiten. Es ist diese: wir schaffen zunächst eine juristische Person in England, welche die vorbereitenden Schritte tut und *moyennant finances* von der türkischen Regierung Ländereien und Ansiedlungsbefugnisse erwirbt. Auf Grund solcher Konzessionen wird sodann die eigentliche Chartered Company, und zwar, wenn es die Umstände gestatten, mit dem privatrechtlichen Sitz in Karlsruhe unter dem Protektorate Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs Friedrich errichtet. Es ergibt sich daraus von selbst ein politisches Schutzverhältnis zum Reiche, wogegen von Dritten nichts eingewendet werden kann.

Irgendeine ausdrückliche Erklärung der Reichsregie-

rung ist dazu nicht vonnöten, ja wir können ohne weiteres als auf eigene Faust operierend desavouiert werden, gleichwie es die englische Regierung jederzeit mit Cecil Rhodes halten konnte. Es gibt natürlich große Unterschiede zwischen Sir Cecil Rhodes und meiner Wenigkeit, die persönlichen durchaus zu meinen Ungunsten, aber die sachlichen sehr zugunsten unserer Bewegung, die über andere Kapitalien und vor allem über ein kolossales Menschenmaterial in ganz Osteuropa verfügt.

Leider hat Ew. Kaiserliche Majestät die schon vorhandene Tätigkeit unserer Kolonisten in Palästina nicht gesehen. Der Anblick der in Jerusalem eingepferchten Juden ist nicht erfreulich. Aber auch diese möchten aufs Land hinaus und den Boden bebauen, wenn es die türkische Regierung nicht seltsamerweise verböte.

Auch sonst muß ich zu meinem Schmerze manche unrichtige Information befürchten. Ich glaube, daß die Berater Eurer Majestät gerade von Juden, die meine Ansichten nicht teilen, gelegentlich abfällige Bemerkungen über unsere Bewegung hören.

Die Erklärung ist einfach. Manche reiche Westend-Juden ängstigen sich davor, daß wir sie mitnehmen könnten; darum suchen sie uns in Gesprächen und in ihren Blättern lächerlich oder verächtlich zu machen. Indessen deucht mir, daß uns gerade solche Gegnerschaft empfehlen muß.

Unsere Bestrebung hat viele Seiten. Eine davon ist die Aufsaugung der in jedem Lande verbleibenden jüdischen Elemente. Nur meine ich, daß die Ausgleichung an den Volkskörper nicht im Wege des Umsturzes versucht werden soll. Der Weg zur völligen Assimilation kann wohl nur durch die Landeskirche führen.

Es sollen nur die mitgehen, die sich an ihren jetzigen

Wohnorten nicht assimilieren können oder wollen — das ist unser Satz. Die Zurückbleibenden werden notwendig um so bessere Bürger sein. Keine widernatürlichen Alliancen mehr zwischen eiserner Kasse und Petroleumfaß.

Ew. Kaiserlichen Majestät ist der sozialpolitische Wert unserer Bewegung ebensowenig verborgen geblieben wie der kolonialpolitische. Tatsächlich wäre unsere Bewegung stark genug, auch wenn sie aus Deutschland nicht einen Mann und nicht einen Pfennig bezöge. Unsere Ressourcen sind in Rußland, Rumänien, Galizien, England, Amerika und Südafrika. Dennoch kann sich Deutschland auf eine vorläufig geheimzuhaltende und auch später noch unverbindliche Weise einen Einfluß für die Zukunft sichern und beim Beginn unserer Kolonisation sogleich ein industrielles Absatzgebiet von erster Größe gewinnen. Die Voraussetzung wäre lediglich, daß wir uns in Deutschland organisieren könnten.

Daß über diese Angelegenheit, wie sie augenblicklich steht, schriftliche Erklärungen nicht zu gewärtigen sind, verstehe ich. Darum wage ich es hiermit nochmals, um eine Audienz nach der Rückkehr Ew. Majestät ehrerbietigst anzusuchen. Eine Ermutigung brauche ich gerade jetzt sehr dringend. Dann will ich weitergehen, den Kaiser von Rußland günstig zu stimmen versuchen und nicht wiederkommen, bevor ich die fertige Sache bringe. Die Nichtgewährung der Audienz wäre mir hingegen ein meritorisches Zeichen, daß wir selbst auf eine geheime und unverbindliche Teilnahme nicht weiter zu hoffen haben.

Der Gedanke, dem ich diene, hat in diesem Jahrhundert schon einmal einen großen Monarchen gestreift: Napoleon den Ersten. Das Pariser Synhedrion der Juden vom Jahre 1806 war allerdings ein schwächliches Auszittern dieses Gedankens.

War die Sache damals noch nicht reif, gab es keinen zielbewußten Vertreter der Juden, lag es an der Armut der Verkehrsmittel?

Unsere Zeit aber steht im Zeichen des Verkehrs! wie ein Wort besagt, das zu Flügeln kam.

Die Judenfrage muß unter dieses Zeichen gerückt werden; so ist sie zu lösen. Und was unter Napoleon I. nicht möglich war, ist unter Wilhelm II. möglich!

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht

Ew. Kaiserlichen und Königlichen Majestät

vollständig ergebener

Dr. Th. H.

* * *

Begleitbrief an Lucanus:

Ew. Exzellenz

erlaube ich mir für die gütige telegraphische Antwort nach Karlsruhe meinen ergebensten Dank zu sagen.

Das beiliegende Schreiben an Se. Majestät den Kaiser mit der Bitte um möglichst baldige Gewährung der Audienz habe ich auf Anraten Sr. Königlichen Hoheit des Großherzogs von Baden verfaßt. Es ist Wichtiges im Zuge.

Da ich mich der Hoffnung hingebe, von Sr. Majestät demnächst nach Berlin befohlen zu werden, verschob ich den mir freundlichst angeratenen Besuch bei Herrn Staatsminister von Bülow auch bis zu diesem Zeitpunkte.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Ausdrücke meiner ehrfurchtsvollen Ergebenheit

Dr. Th. H.

4. März.

Kokesch kam heute von London zurück. Die entsetzliche englische Juristenarbeit ist nun beendet. Die Voll-

machten der Direktoren und Aufsichtsräte müssen gesiegelt werden; die ungesiegelten, die wir mit Ach und Krach zusammengebracht, genügen nicht. Wieder ein Zeitverlust, dabei rückt die Subskription, von der so viel abhängt, heran.

Ich habe heute befohlen, weiter nicht zu säumen und die Subskription einfach bei der Jüdischen Kolonialbank selbst in London vorzunehmen. *La dernière cartouche.* Ich befürchte, daß es ein Mißerfolg sein wird — *mais rien n'arrive ni comme on le craint ni comme on l'espère.*

Die Bank ist das bisher schwerste Stück der Arbeit. Sollte es gelingen, so wird nachher kein Mensch ahnen, was wir durchgemacht, wieviel Energie vonnöten gewesen. Denn tatsächlich haben wir einen Boykott der Hochbank gegen uns. Krieg' ich die einmal zwischen die Finger, die will ich raufen.

10. März.

Vergangenen Montag war in der „Sonn- und Montags-Zeitung" eine Notiz, der türkische Botschafter M... N... sei nach Konstantinopel berufen, weil ein finanzieller Agent an ihm und dem Sultan eine Erpressung versucht habe.

Um darüber etwas zu hören, ging ich zu Newlinski.

Er erriet, warum ich kam, doch sprach er nicht darüber, da ich es nicht erwähnte. Ich fragte ihn, um mich zu orientieren, ob er nach Konstantinopel gehen könnte. Er bejahte, fügte aber hinzu, daß es schwer sei, weil, wenn er einmal dort sei, der Sultan ihn nicht weg ließe — nämlich nicht vor vier bis fünf Monaten, so beliebt sei er beim Sultan. Die Sache wolle noch überlegt sein. Indessen könne er mir die angenehme Mitteilung machen, daß wir einen neuen Helfer in der Person des wieder zu

Gnaden gekommenen Artin Pascha, Staatssekretär im Auswärtigen Amt, gewonnen hätten. Beweis: Briefe von Danusso über Gespräche mit Artin, der ein Exposé über den Zionismus dem Sultan vorlegen wolle.

10. März.

Die Einholung der Unterschriften der Direktoren, Governors, Aufsichtsräte für den Prospekt macht ungeheure Schwierigkeiten. Einzelne verweigern im letzten Augenblick die Unterschrift, so Ussischkin, der Urheber der Lex Ussischkin vom II. Kongreß.

Heute, 18 Tage vor der Subskription, ist es noch fraglich, ob wir die Unterschriften für den Prospekt zustande bringen!

Und damit soll man „Staat machen".

10. März.

Gestern erhielt ich von Lucanus die ablehnende Verbescheidung.

Der Kaiser bedaure, mich in nächster Zeit nicht empfangen zu können, und stelle es mir anheim, mich mit dem Staatsminister von Bülow auseinanderzusetzen.

Also der Korb, den ich im vorhinein für einen auch meritorischen erklärte.

* * *

Brief an Bülow:

Ew. Exzellenz!

Vor etwa vierzehn Tagen riet mir Se. Königl. Hoheit der Großherzog von Baden, ein Audienzgesuch an Se. Majestät den Kaiser zu richten, um die eingeschlummerte Palästinasache wieder aufzuwecken. Ich tat es und bekam von Herrn von Lucanus den Bescheid, ich möge mich an Ew. Exzellenz wenden. Somit werde ich mir bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin die Freiheit

nehmen, Sie um eine Unterredung zu bitten — die wohl kaum über das Akademische hinauskommen dürfte. Ich glaube nämlich, Exzellenz, daß Sie nicht für die Sache sind. Ich war mir darüber auch von dem Augenblick an klar, wo ich zum erstenmal die Ehre hatte, Sie vom Zionismus unterhalten zu dürfen. Einerseits halten Sie die Schwierigkeiten in der Türkei und den Widerstand verschiedener Interessenten für zu groß, andererseits die Neigung der Juden, auszuwandern, für zu gering. Der verantwortliche Staatsmann muß eine Bewegung, deren hochflatternder Zug ihm *du point de vue de l'art* vielleicht nicht ganz mißfällt, mit größter Kälte und sogar mit Mißtrauen betrachten. Das verstehe ich.

Indessen, Exzellenz, glaube ich, daß Sie durch unsere Gegner, namentlich durch die jüdischen Gegner ungünstig informiert sind. Unsere Bewegung ist sehr viel stärker, als es aus manchen Gründen den Anschein hat.

Daß die reichen Juden persönlich nicht mitwollen, ist bekannt. Es wäre schlimmer, wenn sie mitgingen — ich meine nicht etwa nur für uns, sondern für die betreffenden Länder.

Volksgrimm und Volkswitz sind zwar gegen den Kommerzienrat, aber sein Abzug wäre nicht nur für die humoristischen Blätter ein Verlust. Der erworbene Reichtum muß an Ort und Stelle zerfallen: durch Heiraten, Verschwender und auf andere natürliche Art.

Eine Lösung der Judenfrage, welche sowohl solche Aufsaugung, als die Ableitung der sozial und ökonomisch nicht befriedigten und der Verzweiflung genäherten Elemente verheißt, mag vielleicht nicht von der Hand zu weisen sein.

Wenn der Kommerzienrat aber auch nicht mit seiner Person zahlen will (er wird späterhin zur angenehmen

Jahreszeit einen Abstecher nach Palästina machen, bis die Hotels den Komfort der Riviera haben); dagegen, daß die armen Teufel und solche Narren wie ich hingehen und dort bleiben, hat er nichts einzuwenden. Dafür ist er sogar bereit, „Opfer“ an Geld zu bringen, ich weiß es von ihm selbst.

Dieses Verhalten ist komisch wie die meisten Menschlichkeiten, aber jedenfalls menschlich. Wer ist kein Opportunist?

Ähnliche Gründe spielen auch bei verschiedenen Zeitungen mit, die ich gut kenne. Daß die in der Sache nicht mit mir sind, überrascht Ew. Exzellenz, läßt Sie sogar glauben, unsere Bewegung sei unbedeutend. Je zahlreicher die Juden aber bei einer solchen Zeitung sind, um so mehr müssen sie fürchten, man werde sich ihre Opposition in Deutschland, Österreich usw. mit dem Rufe „Nach Palästina!“ verbitten. Und vorläufig glauben sie noch, sie könnten nichts Klügeres machen als Opposition. Warum ich nicht selbst ein großes Gegenblatt schaffe? Weil das wieder eine andere Geschichte wäre, wie Kipling sagt. Bei einem solchen Blatte muß man Tag und Nacht stehen, wie bei einem Dampfkessel, und kann nichts anderes unternehmen. Darum habe ich Anträge dieser Art, z. B. auch vor drei Jahren einen von unserer Regierung mir gemachten, abgelehnt.

Exzellenz, ich weiß nicht, wie spaßig es klingt, wenn ich sage, daß ich die Judenfrage lösen will. Mir kommt es vernünftig vor und ich glaube, daß die zionistische Idee sich durchsetzen wird. Bald sogar, in wenigen Jahren. Alles drängt dazu.

Wenn unser Werk mißlänge, würden Hunderttausende unserer Anhänger mit einem Ruck zu den Umsturzparteien übergehen, auch das ist etwas Natürliches.

Cet animal est très méchant: il se défend lorsqu'on l'attaque.

Aber unser Werk muß gelingen, ich möchte sagen: nach Adam Riese. Die Türkei braucht dieselben Juden, die man anderswo nicht mag.

Die Türken sind unfähig, dem jetzigen elenden Zustand des Landes abzuhelfen. Die Besitzergreifung durch irgendeine Macht würden die übrigen nicht dulden. Die gemeinsamen Kreuzzüge wider den Ungläubigen sind vorbei. Das Kreuz ist jetzt vielleicht weniger gegen den Halbmond gekehrt als das griechische Kreuz gegen die Zeichen anderer christlichen Kirchen. Palästina ist aber auch ein Verkehrsproblem geworden, weil es *the shortest way to India* vorstellt, nein, den kürzesten südlichen Weg nach ganz Asien, da der neue nördliche im ausschließlichen Besitze Rußlands ist. Von der Küste des Mittelmeeres nach dem Persischen Golf wird, muß eine Bahn gebaut werden, die nur die Juden bauen können. Jetzt weiß man ja schon, was man noch vor dreißig Jahren in den Staatskanzleien seltsamerweise nicht wußte: was ein kurzer Weg wie etwa der Suezkanal bedeutet. Die Lösung der Palästinafrage — ich sage nicht mehr der Judenfrage — ist ein Komplement der jüngsten Vorgänge in Asien.

Nun hatte ich das Glück, die Zustimmung Sr. Majestät des Kaisers zu diesem Gedanken zu finden. Das deutsche Protektorat wurde uns in Aussicht gestellt. Aber dazu kam es nicht. Ja, unsere Expedition nach Palästina war geradezu ein Mißerfolg. Eine kleine offiziöse Depesche der Telegraphenagentur machte unsere Audienz in den Zelten von Jerusalem einfach auf nichts weg.

Ich schwieg dazu, wie es nach dem mir bezeigten Vertrauen meine Pflicht war.

Heute stellt sich die Frage also anders dar.

Haben wir von der deutschen Reichsregierung überhaupt nichts mehr zu hoffen, oder ist nur ein offenes Eintreten für uns aus diplomatischen Gründen, die ich nicht kenne, jedoch errate, nicht beabsichtigt? Wenn das letztere, d. h. eine geheime Unterstützung für zulässig erachtet wird, wollte ich in Berlin Vorschläge machen. Ich zitiere aus dem Brief an Se. Majestät meine neue Kombination:

„Wir schaffen zunächst eine juristische" usw. S. [267] bis „vonnöten".

Es ist für uns eine ungeheure Schwierigkeit, daß wir keinen festen Punkt haben, auf dem wir uns organisieren können.

Wir brauchen in Ermangelung dessen eine vorhandene Organisation, welche uns gewisse technische Erleichterungen böte. Wir haben viele Briefe, aber keine Post.

Darum wollte ich das hohe Porto des Protektorats entrichten. Ob wir späterhin, wenn wir die Sache ohne jede Unterstützung zustande gebracht haben, uns noch um das Protektorat bewerben werden, weiß ich nicht; es wird wohl auch nicht mehr wie heute von mir abhängen. Mir wäre von allen denkbaren Protektoraten das deutsche doch immer das liebste, schon auch damit man drüben auch Deutsch spreche.

Aber vielleicht müssen wir uns inzwischen anderswo verpflichten.

Daß wir uns schließlich auch allein helfen werden, davor ist mir nicht bange, wenn unser Wille nicht bricht. Nur ist es Zeitverlust. Vielleicht wird sich im Urteil späterer Zeiten unser Werk dadurch größer ausnehmen; denn mit den Schwierigkeiten wächst der Ruhm. Aber

wir möchten lieber weniger berühmt werden, und bälder an die wirkliche Kolonisationsarbeit gehen.

Da ich mich Illusionen selten hingebe, erwarte ich auch nicht, daß Ew. Exzellenz durch meine heutigen Bemerkungen bekehrt werden. Sollten Sie mir etwas mitzuteilen haben oder irgendwelche mündliche Aufklärungen wünschen, bin ich auf Ihren Ruf zu jeder Stunde bereit, nach Berlin zu kommen.

Andernfalls verschiebe ich es, bis mich mein Weg vorüberführt.

Genehmigen Ew. Exzellenz die Ausdrücke meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und Ergebenheit

Dr. Th. H.

Nach der Rückrufung, datiert vom 18. März.

Sr. Exzellenz
Herrn Staatsminister von Bülow,
Staatssekretär im Auswärtigen Amt
Berlin.

* * *

Brief an den Großherzog von Baden:

Nach der Rückrufung, datiert vom 17. März.

Ew. Königliche Hoheit!

Ehrerbietigst erlaube ich mir mitzuteilen, daß Se. Majestät der Kaiser mein Gesuch um eine Audienz abschlägig beschieden und mich an Herrn Staatsminister von Bülow verwiesen hat. Da ich zu mehrerer Klarheit in meinem Audienzgesuch bemerkt hatte, daß ich in der Nichtgewährung der Audienz auch ein meritorisches Zeichen erblicken würde, weiß ich nun, woran ich bin. Herr v. Bülow, den ich als geistreichen und geschickten Staatsmann ungemein verehre, ist doch, wenn meine Beobachtung mich nicht täuscht, ein Gegner unserer Sache. Von

dieser Seite, glaube ich, ist nichts zu erwarten. Darum reise ich nicht nach Berlin.

Aber auch die von Ew. Königlichen Hoheit mit so gnädiger Bereitwilligkeit gegebene Empfehlung an die Deutsche Bank in Berlin hatte leider keinen Erfolg. Ich schickte zwei unserer Finanzleute nach Berlin, um mit Herrn Siemens, dem Direktor, zu verhandeln. Er lehnte ihre Anträge ab.

So kann ich denn nur annehmen, daß eine Hoffnung, die mir ungewöhnlich lieb war, geschwunden ist, und daß wir nicht unter einem deutschen Protektorat unser Ziel erreichen werden. Mehr als ich sagen kann, bedaure ich es.

Genehmigen Ew. Königl. Hoheit die Ausdrücke meiner innigsten Ehrfurcht und aufrichtigen fortwährenden Dankbarkeit.

Ihr vollständig ergebener

Dr. Th. H.

Einschaltung s. S. [276]:
„Darum — — — — verpflichten."

14. März nachts.

Diese Einschaltung ist schuld, daß ich den via Köln aufgegebenen Brief telegraphisch bei Wolffsohn inhibierte und von Bogen II an eine frische Abschrift machte. Es fiel mir heute abends, während ich Hechler über die Palästinareise vortragen hörte, plötzlich ein, daß der Witz mit dem hohen Porto des Protektorates als eine üble Anmaßung ausgelegt werden könnte.

* * *

. . . .

16. März, abends.

Unangenehme Depeschen tagsüber aus London. Gaster, hieß es, auf dessen Name alle Vollmachten ausgestellt wurden, weigere sich, die zur Registrierung nötige Unterschrift zu geben.

Ich schickte Gaster eine kategorische Depesche, worin ich ihm den Standpunkt klarmachte: Er könne uns nur um 300 Fl. und drei allerdings kostbare Tage bringen. Denn Kokesch werde im Notfall Montag früh dort sein und die Unterschrift geben, da die Vollmachten auch auf ihn alternativ lauten.

Darauf meldet Wolffsohn abends, Gaster habe sich gefügt.

* * *

Heute war ich bei Newlinski, der bereit ist, zum Großtürken zu fahren. Ich wünsche es sehr, aber nur wenn sein Arzt erklärt, es könne seiner sehr erschütterten Gesundheit nicht schaden. Ich vermute übrigens, daß ihm eine Südenreise angeordnet ist. Von uns bekommt er den jungen Dr. Poborski als ärztlichen Reisebegleiter mit.

18. März.

Der Journalist Ben Jehuda aus Jerusalem war bei mir. Kleiner roter Jude aus dem Orient. Ich fange an, die verschiedenen Judenarten zu kennen. Er ist weitschweifig in der Erzählung und scheint noch einen Hintergedanken zu haben.

Doch erfuhr ich von ihm manches über die Stimmungen in der Türkei gegenüber dem Zionismus.

Alle fürchteten sich im Orient vor allen. Das Volk ist ein reißendes Tier, das man entfesseln, aber auch überallhin dirigieren kann. Wenn die Behörden einen Wink geben, werden die Mohammedaner über die Juden her-

fallen — System der Knüppelmänner, wie bei den Armeniern. Das ist mein längst vorher gefühltes Argument gegen die Infiltration.

In den höheren Bakschischkreisen diskutiert man scheu den Zionismus. Alles hängt vom Sultan ab. Auch der Großvezir ist nur ein Lakai.

Der amerikanische Botschafter Straus soll dem Zionismus heimlich gewogen sein, versichert Ben Jehuda.

Der Mutessarif von Jerusalem sei ein umgänglicher Herr und habe Ben Jehuda gefragt, warum er kein arabisches Blatt herausgebe. Ich fragte Ben Jehuda, wieviel er dazu brauche. 2000 Frank jährliche Subvention. Ich sagte, er solle mir Mitte Mai in der Sache schreiben. Ich würde ihm vielleicht diesen Betrag verschaffen. (Ich meine, wenn die Bank zustande kommt, wird es ihr so viel wert sein, eine arabische Stimme zu haben, die dem Mutessarif gefällig ist und die Bevölkerung richtig beeinflußt.)

* * *

An Kellner in einer Sache geschrieben, die mich seit Jahr und Tag beschäftigt. Ich will eine Korrespondenz mit Orientnachrichten für die Blätter des Westens, namentlich englische, hier herausgeben. Kellner soll in London die vorbereitenden Schritte machen, und im Herbst soll die Geschichte lanciert werden. Es wird ein Machtmittel für oder gegen die Türkei sein.

Le sabre pour ou contre la sécurité publique.

20. März.

Die Bank! „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles.“ Tatsächlich hängt der ganze weitere Verlauf der Bewegung vom Gelingen der Subskription ab, die ich auf jede Weise forciert habe.

Alle verlangen die Verschiebung der noch nicht reifen, durch die Registrierungszwischenfälle verschleppten Subskription. Vorige Woche war ich schon einen Moment mürbe und wollte in Vertagung einwilligen. Mein Vater sprach sich dagegen aus — es erinnerte mich an die Zeit vor der Publikation des Judenstaates, wo ich auch an ihm im entscheidenden Momente den Rückhalt hatte, nicht nachzugeben. Dadurch wurde ich auch diesmal wieder fest. Es bleibt beim 28. März. Aber die Subskription dauert 30 Tage.

In London scheint nach den Depeschen in den letzten Tagen ein recht kopfloser Rummel geherrscht zu haben. Wolffsohn reiste hin und her. Heute ist er wieder in London. Heute soll registriert werden, und zwar unter dem Titel „The Jewish Colonial Trust (Jüdische Kolonialbank) Limited".

Den Namen *Trust* haben Bentwich und Gaster durchgesetzt. Letzterer unter schwerer Verletzung des übernommenen Auftrages der auswärtigen Aufsichtsräte. . . .

24. März.

Alex Marmorek meldete, Bernard Lazare wolle aus dem Wiener Komitee austreten, weil er einen Krach der Subskription und damit den Zusammenbruch der Bewegung voraussehe. Er habe von Poznanski gehört, daß dieser seine Subskription nicht aufrechterhalten wolle.

Ich schrieb sofort an Nordau entrüstet über Lazares kautelarische Politik. Lazare habe erklärt, „er wolle dem jüdischen Volk Führer reservieren für den Fall, daß die jetzigen Führer zusammenbrächen".

Ich bat Nordau, Lazare Vorstellungen zu machen, damit der Eclat unterbleibe.

* * *

Inzwischen haben sich hier Gerüchte verbreitet, die Choveve-Zion planten auf ihrer Zusammenkunft in Paris einen Hauptschlag gegen mich und den politischen Zionismus.

Blochs Wochenschrift bringt aus der käuflichen Feder L . . .s folgende Pariser Nachrichten:

[Leitartikel:] [t. VI., p. 246.]

Die Delegiertenkonferenz der Zionsverbände in Paris.

Vor der Sitzung.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Paris, 17. März.

Die vom Zentralkomitee der Zionsverbände einberufene Delegiertenkonferenz findet endgültig am 19. d. M. statt. Aus England, Deutschland, Österreich sind bereits Delegierte hier, aus anderen Ländern werden solche erwartet. Ernst, Arbeitskraft und Machtmittel werden bei der Sitzung vertreten sein. Die Förderung der Palästina-Kolonisation in großem Maßstabe soll nunmehr vor sich gehen.

Schon Paris an und für sich ist der Sitz jener Persönlichkeiten, die willens sind, die Palästina-Kolonisation in großem Maßstabe durchzuführen, und jener Macht, die hierzu notwendig ist, und die man nicht erst zu suchen braucht.

Wir nennen nun in erster Linie den großen Zionsfreund:

Baron Edmund Rothschild. Die großen Verdienste desselben um die Kolonisation Palästinas und seine immensen Opfer sind bekannt. Es ist aber nicht richtig, ihn als bloßen Wohltäter hinzustellen. Baron Rothschild handelt unter dem Einflusse eines großen Gedankens, und der ist, die Juden in immer größeren Massen in das Land ihrer Ahnen zu bringen, um ihnen dort eine Existenzmög-

lichkeit zu schaffen und sie dort, wie seine Ansprachen an die Kolonisten während seines jüngsten Aufenthaltes in Palästina bewiesen, ethisch und ökonomisch zu regenerieren. Allein Baron Rothschild, ein genauer Kenner der türkischen Verhältnisse, hält es nicht für notwendig, Aufsehen zu erregen und Sensationen zu machen, ihm handelt es sich eben nicht um Reklame, sondern um die Tat. So z. B. ist er seit längerer Zeit bemüht, den altertümlichen Hafen in Cäsarea anzukaufen, um denselben neu herzurichten und zum Stapelplatz der jüdischen Einwanderung und des jüdischen Exports zu machen, eine Tat, deren Wichtigkeit für die Verwirklichung des zionistischen Gedankens geradezu immens ist. Die Sache war beinahe perfekt, als die Reise des Deutschen Kaisers dazwischenkam und derselbe vom Sultan Cäsarea als deutsche Kohlenstation verlangte. Dabei werden sich natürlich gewisse Leute nicht nehmen lassen, zu behaupten, daß der Deutsche Kaiser der eifrigste Protektor des Zionismus sei. Wir wollen jedoch hoffen, daß es dem Baron, der, unbekümmert um die Anfeindungen von gewisser „zionistischer“ Seite, in der Durchführung des großen Werkes fortschreitet, auch gelingen wird, Cäsarea nebst anderen Konzessionen, die ihm während seines letzten Aufenthaltes in Konstantinopel versprochen wurden, zu erwerben.

Baron Rothschild bemüht sich auch nach Möglichkeit, die galizische Kolonie „Machnajim“ zu fördern, und er hat auch seinen neuangestellten Inspektor, Mr. Barbier, der in einigen Wochen nach Palästina abgeht, beauftragt, den Kaba'er Boden dieser Kolonie in eine Oliven-Baumschule umzuwandeln.

Eine zweite eminent wichtige Persönlichkeit ist:

Mr. Narcisse Leven. Seitdem er sowohl Präsident der

„Jewish Colonisation Association" als auch des Zentralkomitees der Zionsverbände ist, hat er die vielfachen Millionen der Gesellschaft in den Dienst der Palästina-Kolonisation gestellt. Abgesehen von den zahlreichen Subventionen an die bereits bestehenden Kolonien, ist es ihm zu verdanken, daß die Jewish Colonisation Association jüngst 40 000 Dunam in Palästina (Sedzerah) angekauft hat, um dort palästinensische Juden als Ackerbauer anzusiedeln. Auf diesem Grundkomplex ist Platz für 400 Familien. Soeben sind die Kuschans (Grundbuchs-Übertragungen) eingelangt. Für die Errichtung der Kolonie Sedzerah hat die „Jewish Colonisation Association" vier Millionen Francs bewilligt.

Ich will nur noch nennen den Grand Rabbin de France Zadoc Kahn, der beiden Komitees als Vorstandsmitglied angehört und für die Förderung der Kolonisation eintritt, Prof. Josef Halévy u. a.

Zu diesen Männern werden sich dann bei der Sitzung noch hinzugesellen solche, die durch jahrelange opferwillige Tätigkeit in den verschiedensten Ländern bewiesen haben, wie sehr ihnen das Kolonisationswerk in Palästina heilig ist. Und dasselbe zu sichern, zu erweitern, gegen unbesonnene Eingriffe von Va banque-Spielern zu schützen, soll eben der Zweck der Delegiertenkonferenz sein.

*   *
*

Nach der Sitzung.

(Von unserem Spezialkorrespondenten.)

Paris, den 20. März.

Die Hoffnungen und Erwartungen, welche die aufrichtigen Zionsfreunde überall mit der Delegiertenkonferenz verknüpft haben, sind als vollständig verwirklicht

zu betrachten. Was seit Jahren von den praktischen Zionisten, die die praktische Tat dem bloßen Geschwätz vorziehen, angestrebt wird, nämlich die Gewinnung der „Jewish Colonisation Association“ für die Kolonisation Palästinas, haben sie — jetzt erreicht. Wenn man bedenkt, daß die „Jewish Colonisation Association“ über mehr als 200 Millionen Francs verfügt, also ungefähr über viermal so viel als die „Colonialbank“ erst zusammenbringen will, so wird man erst die ganze Tragweite der Tatsache erkennen, daß die „Jewish Colonisation Association“ nunmehr als den Hauptschauplatz ihrer kolonisatorischen Tätigkeit Palästina betrachtet und für dieselbe die Mittel zur Verfügung stellt.

Das ist der bedeutende Erfolg der gestrigen Delegierten-Konferenz. Insbesondere wird man es gerade in Österreich und zumal in Galizien gewiß mit Freude vernehmen, daß die Delegierten-Konferenz beschlossen hat, für die galizische Kolonie „Machnajim“ 40 000 Francs zu widmen, und somit auch jene Bedingung erfüllt ist, von der die „Jewish Colonisation Association“ ihre Subvention von 80 000 Francs abhängig gemacht hat. Damit ist die Kolonie „Machnajim“ ganz gesichert, und es zeigt sich die Lächerlichkeit jener Propheten, die dieser Kolonie einen Zusammenbruch vorhersagten. Die Sympathien und die Unterstützung, die die galizische Genossenschaft „Ahavas Zion“ und ihre Bestrebungen bei den hiesigen Machtfaktoren gefunden haben, sind auch ein persönlicher Erfolg des Dr. Salz und eine reiche Belohnung für so manche Kränkungen, die ihm in jüngster Zeit Herr Dr. Herzl in seiner kleinlichen Eifersüchtelei zugefügt hat.

Was das Verhältnis der „Jewish Colonisation Association“ und des Zentralkomitees zur Herzl-Partei und

der „Colonialbank" betrifft, so geht dasselbe am besten aus folgender Tatsache hervor:

Vor einiger Zeit war Herr Wolffsohn, der bereits als erster Direktor für die Bank in Aussicht genommen ist und nach London übersiedelt, hier, um Narcisse Leven für die „Bank" zu gewinnen. Derselbe erklärte jedoch, daß man nicht erst eine Bank zu gründen brauche, denn Geld sei genug da und stehe auch für alle ernsten kolonisatorischen und industriellen Unternehmungen in Palästina zur Verfügung. Man möge ihm jedoch mit konkreten Vorschlägen und Plänen kommen. Das ist aber nicht geschehen. Dafür schickt jetzt die „Jewish Colonisation Association" einen Sekretär für mehrere Monate nach Palästina behufs Studium der dortigen Verhältnisse.

Einer der wichtigsten Punkte der Tagesordnung war die Frage der Reorganisation des Zentralkomitees und der Agitation. Hier entziehen sich jedoch die meisten Beschlüsse noch vorläufig der Öffentlichkeit. Soviel läßt sich schon jetzt sagen, daß das Zentralkomitee durch neue Persönlichkeiten aus verschiedenen Ländern erweitert wurde. Zu den bisherigen Mitgliedern wie Narcisse Leven, Zadoc Kahn, Dr. Hildesheimer, Bambus, Oberst Goldsmid usw., kommen jetzt noch u. a. hinzu der bekannte Gynäkolog Professor Landau und der Großkaufmann Israel in Berlin, Sir Josef Sebag Montefiore in London, und Bernard Lazare, der bereits aus dem Wiener Aktionskomitee ausgetreten ist. Dazu kommt noch aus Österreich vorläufig Dr. Salz, da die Berufung von zwei weiteren Personen aus Wien in Aussicht genommen ist.

Weiter wurde beschlossen, in Berlin einen Ausführungsausschuß einzusetzen, der die Agitation zu leiten und die Beschlüsse des Zentralkomitees durchzuführen hätte.

Es wurde auch der Bericht über die günstige Entwicklung der vom Zentralkomitee gegründeten Kolonie Kastinie vorgetragen und konstatiert, daß die Getreideernte allein den Kolonisten im letzten Jahre 40 000 Francs eingetragen hat. Für diese Kolonie wurde ein Kredit bis zu 300 000 Francs eingeräumt.

Soviel in Eile über die Arbeiten der Delegiertenkonferenz, die von Liebe und Opferwilligkeit zum eigenen Volke, aber auch von echt männlichem Ernst geleitet waren. Und die Früchte solcher Arbeiten werden auch gewiß nicht ausbleiben.

L.

* *
*

Ich will dagegen in nächster Nummer der „Welt" einen Artikel schreiben, worin diese Wendung geradezu als das erklärt wird, was sie ist: als ein Sieg meiner Ideen.

26. März.

. . . .

* * *

Über Nacht fiel mir ein neuer Aktionsplan ein. Ich lasse durch Alex Marmorek an Nordau schreiben, er möge Leven folgende Eröffnungen machen.

Ich hätte kein genügendes Vertrauen in die Bereitwilligkeit der Pariser Herren und der J. C. A. gesetzt, darum ließ ich ihnen keine Details über meine Verhandlungen mit der deutschen Regierung mitteilen. Jetzt, wo ich ihren Beschluß erfahren habe, nach Palästina zu gehen, sei ich bereit, nach Paris zu kommen und ihnen die geheimen Dokumente vorzulegen. Unter folgenden Bedingungen

Der Unterredung wohnen von der Gegenseite Narcisse Leven, Edmund Rothschild und Zadoc Kahn bei, von unserer Seite außer mir noch Nordau und Alex Marmorek. Die Unterredung bleibt absolut vertraulich. Der Inhalt wird protokollarisch unter ehrenwörtliche Diskretion gestellt.

29. März.

Alex Marmorek erzählt mir eine Äußerung Bülows, die Nordau von Huhn, dem Korrespondenten der Kölnischen Zeitung in Berlin, hörte.

Huhn fragte Bülow, was er und resp. „der gnädige Herr“ über die zionistische Bewegung denke. Bülow soll darauf gesagt haben:

„Unser gnädiger Herr ist, wie Sie wissen, gleich Feuer und Flamme für eine Sache. So war es auch diesmal, und in einem Maße, daß ihm nicht entgegnet werden konnte. Aber Sie wissen auch, daß unser gnädiger Herr ebenso schnell wieder auskühlt. So war es auch diesmal. Dr. Herzl hat ja einen sehr guten Eindruck auf mich gemacht, aber ich glaube nicht an die Sache. Die Leute habe keen Jeld. Die reichen Juden wollen nicht mittun. Und mit den polnischen Lausejuden is nischt zu machen.“

So hatte ich mir Bülows Auffassung schon längst konstruiert, bevor ich noch diese Erzählung hörte.

Ich hatte diese Auffassung erraten, wie mein letzter Brief an Bülow beweist.

29. März abends.

Heute früh kam eine Depesche von der Kolonialbank aus London, die mich ordentlich deprimierte:

Das Ergebnis des ersten Subskriptionstages seien — achttausend Shares gewesen.

Abends kam eine zweite, die guten Eindruck macht, aber vielleicht doch nur Mumpitz ist. Sie lautet:

„Trotz Preß-Anfeindungen ungeheure lokale und besonders provinziale Nachfrage um Zeichenformulare."

„Ungeheure" klingt ja großartig! aber um was? Vorläufig nur um Zeichenformulare, nicht um Shares. Ist das ein Trick des kleinen H... oder wirklich der Beginn eines großen Erfolges?

Ich bin jetzt in einer jener Stimmungen, in denen Faust mit dem Teufel jeden Pakt schließt. Wer mir heute das Gelingen der Subskription verspräche, dem würde ich sofort zehn Jahre meines Lebens dafür verkaufen.

An Wolffsohn schrieb ich zwar gestern, ich hätte die Vorempfindung, die Subskription werde gelingen — eine Art *flair de l'artilleur* — und wenn ich mich darin irre, werde es der erste, freilich auch der schwerste Irrtum sein, den ich in der zionistischen Bewegung gezeigt hätte. Aber die unendlich kümmerlichen 8000 Shares von heute morgen machten mich ganz klein in meinen Erwartungen.

* * *

Abends trat durch die Depesche wieder eine kleine Hausse in meinen Erwartungen ein. Aber ich traue der Depesche nicht recht.

Newlinski reist morgen nach Konstantinopel ab. Den Ivrianer Dr. Proborski gebe ich ihm als Leibarzt mit, da N. recht schwer herzkrank ist. Vorher habe ich natürlich seinen Hausarzt fragen lassen, ob ihm die Reise nicht schaden kann. Antwort: Er kann jeden Augenblick in seinem Bett wie im Coupé einen tödlichen Anfall haben. Mit N.s Frau habe ich darüber ganz klar gesprochen. N. selbst hat Lust zu fahren und etwas Entscheidendes für uns zu tun, in der Erwartung, die ihn wahrlich nicht täuschen soll, daß wir dann auch etwas für ihn tun werden.

Indem ich ihn nun fahren lasse, habe ich doch das Gefühl einer schweren Verantwortung. Er ist jetzt der einzige, der mir vielleicht eine Audienz beim Sultan richten kann. Ich muß wünschen, daß er fahre.

Ich will hoffen, daß ihm die Fahrt nicht schaden wird.

Er und ich waren heute recht bewegt, als ich bei ihm war. Er fürchtet sich vor der Reise, hat aber doch ein schönes tapferes Pflichtgefühl für das, was er schon von uns bekommen hat und noch erwartet. Dafür habe ich ihm manche Gedanken, den ich früher über ihn hatte, abgebeten.

Er erzählte mir heute u. a., der hiesige Botschafter M ... N ... Bey sei jetzt in Konstantinopel und werde wohl nicht wiederkommen, weil er in Ungnade gefallen sei. *Quel sale pays.*

M ... N ... habe hier buchstäblich gehungert. Er bekam keine Gage und lebte von „Fisolen und Bohnen", die er sich selbst kochte. Der Botschafter des Kalifen! Wenn das alles in einem Roman stünde, würde man es nicht glauben.

2. April.

Heute beim Erwachen erhielt ich folgende Depesche von Poborski:

Newlinski plötzlich gestorben. Auf Wunsch der Frau sendet Nötiges wenn möglich. Morgen abend Überführung nach Wien. Dr. Poborski. Hotel Bristol.

Es war eine schwere unangenehme Überraschung mit einer ganzen Perspektive weiterer Unannehmlichkeiten.

Ich antwortete telegraphisch:

Marie von Newlinski. Hotel Bristol. Konstantinopel, Pera.

Tieferschüttert. Traure von ganzem Herzen mit Ihnen. Ich bleibe Ihnen und Ihren Kindern ein hilfsbereiter

treuer Freund. Alles Nähere mündlich. Sende tausend Frank an Poborski.

Herzl.

Dann mußte ich in den Tempel in der Leopoldgasse gehen, wohin mich der Vorstand für heute eingeladen hatte. Sie waren mir die Abholung der Thora mechabed.

Als ich aber vor dem Allerheiligsten stand und der Kantor die schönen Gesänge ordentlich schmetterte, mußte ich die ganze Zeit an den armen Newlinski denken, der jetzt ausgestreckt im Hotel Bristol „mit der Aussicht auf das Goldene Horn" lag.

Schon vorher hatte ich durch Oscar Marmorek tausend Francs an Poborski telegraphisch senden lassen.

Nachmittags war das A. C. bei mir versammelt. Wir hatten uns mit der recht schweren Situation abzufinden.

. . . .

* * *

Newlinskis Tod ist für mich etwas furchtbar Schweres. Obwohl er ein Todeskandidat war, wird die Frau trotz aller Kautelen, die ich ergriffen, mich für die Reise verantwortlich machen. Ich hatte von seinem Hausarzt vorher die Auskunft einholen lassen, durch Poborski, ob er ohne Schaden für seine Gesundheit fahren dürfe. Die Antwort war, daß er jeden Augenblick in seinem Zimmer sterben könne. Dennoch — dennoch!

Newlinski ist aber auch ein schwerer Verlust für unsere Bewegung. Er hatte die besten Verbindungen mit Konstantinopel wie mit Rom. Jetzt beinahe etwas Unersetzliches.

Mit ihm verschwindet aus dem Roman der zionistischen Bewegung eine der merkwürdigsten Gestalten. Er war ein grand seigneur déchu, sympathisch trotz man-

cher bedenklichen Eigenschaft und von wahrhaft charmanten Manieren.

3. April.

Miserable Nacht. Newlinski ging mir nicht aus dem Kopf. Ich zerwühlte mir das Gehirn, wie groß meine Schuld daran sei. Hätte ich ihn von der Reise zurückhalten sollen? Er wollte irgendwohin nach dem Süden gehen. Nach Konstantinopel ging er darum lieber, weil ihn diese Reise nichts kostete, ihm einen Leibarzt gratis mitgab und vielleicht ein größeres Resultat versprach. Seit 14 Jahren, seit seinem ersten Anfall, war er verloren. Hat ihm die Reise Monate, Wochen, Tage oder Stunden seines Lebens gekostet?

Ich sagte ihm oft genug, daß er nicht fahren müsse, wenn er nicht wolle. Die 2000 Fl. der Romreise ließ ich ihm, ohne ihn je mit einer Miene zu mahnen.

Hätte ich ihn zurückhalten sollen?

3. April.

Große Sorgen auch die Bank.

H . . ., der einzige in London wohnende Direktor, hält Verwaltungsratssitzungen mit Gaster und Bentwich, die nur Vertreter von Vertretern des Aufsichtsrates sind, und faßt prinzipielle Beschlüsse.

Ich will warten, bis die Subskription zu Ende ist, und dann Ordnung machen.

Während aber die Herren regieren, wälzen sie die Sorgen der Geldbeschaffung für die Vorarbeiten auf mich. Der Garantiefonds ist erschöpft, ich glaube, es wurde schlecht damit gewirtschaftet. Jetzt braucht H . . ., wie er mir schreibt, noch £ 600—1000.

Zufällig im Kuvert vertauscht, erhielt ich heute einen Brief Wolffsohns an Kann.

Darin schreibt Wolffsohn, man solle die Subskriptionszahlungen zur Deckung der Spesen verwenden. Ich protestiere dagegen heute in einem Brief an Wolffsohn und in einem zweiten an H..., Gaster, Bentwich.

Der Vorschlag Wolffsohns gefällt mir nicht. Ich werde jedenfalls in Zukunft sehr genau aufmerken.

4. April.

Die Morgenpost brachte mir den letzten Brief des armen Newlinski:

Hotel Bristol, Pera. 1. April 1899.

Verehrtester Freund!

Wir sind glücklich angekommen. Ich habe die Reise gut bestanden und freue mich darüber. — Soeben komme ich zurück von meiner ersten Visite in Yildiz Kiosk — man hat mich sehr lieb empfangen und mich für Dienstag nachmittag bestellt.

Dr. Poborski ist ein lieber Kerl. — Besten Dank für alles und viele Grüße von Ihrem aufrichtigen

M. von Newlinski.

Das Wetter ist kühl.

* * *

An den türkischen Geschäftsträger Resmy Bey:

Excellence,

avant-hier j'ai reçu la bien douloureuse nouvelle de la mort subite à Constantinople de Mr. de Newlinski. Votre Excellence l'aura appris probablement par les journaux d'hier.

Je viens de recevoir par le courrier de ce matin la dernière lettre de cet ami sincèrement regretté. Il m'écrit qu'aussitôt après son arrivée il s'était rendu à Yildiz Kiosque où il reçut le meilleur accueil imaginable, et Sa Ma-

jesté lui fixa le mardi — aujourdhui, hélas — pour s'entretenir avec lui.

C'est un des meilleurs, des plus dévoués amis de la Turquie qui vient de disparaître. C'était aussi un excellent ami de notre cause. Je voudrais bien avoir l'honneur de m'entretenir un de ces jours avec vous sur la situation faite par cette mort affligeante d'un ami commun. — Je prie Votre Excellence d'agréer l'assurance de ma haute considération

Dr. Th. H.

7. April.

Der Fall Newlinski ist eigentümlich peinlich und dramatisch. Zeigbar war der Mann nie; und die sich seiner bedient haben, Fürsten und Regierungen, trugen immer Sorge, die Beziehung zu ihm zu verbergen. Er war wirklich ganz und gar der „geheime Agent", wie er im Buche steht. Nun liegt sein Kadaver über unserem Weg, und manche Leute scheinen nicht übel Lust zu haben, alle seine zweifelhaften Unternehmungen auf unser Konto zu schreiben. Zum Glück ist unsere Rechnung, wenn wir sie auch nicht vorzeigen, klar und insbesondere mein Gewissen ruhig.

Ich hatte nie zu ihm eine andere Beziehung, als daß ich seine Intervention beim Sultan annahm, als er sie mir anbieten ließ.

Er hat mich viel Geld gekostet, bezog auch vom Komitee eine Subvention. Ob er beim Sultan etwas für uns getan hat, ob er auch nur in der Lage war, etwas zu tun, weiß ich bis auf den heutigen Tag nicht. Einen Beweis hat er dafür nie geliefert, wenn ich das ausnehme, daß er mich mit verschiedenen türkischen Würdenträgern bekannt machte. Vielleicht hat er mich diesen gegenüber

wieder nur als Redakteur der Neuen Freien Presse ausgespielt. Dieses Geheimnis hat er mit sich ins Grab genommen.

Dennoch bin ich auch meinen Schekelzahlern gegenüber mit meinem Gewissen in Ordnung, wenn ich beim A. C. seine Subventionierung beantragte. Wenn er vielleicht nicht nützen konnte, so konnte er doch furchtbar viel schaden. Er hatte es mir gelegentlich angedeutet, und ich beeilte mich, ihn zum Freunde zu machen, bevor er zur Erpressung überging. Mit einem einzigen Entrefilet in seiner *Correspondance de l'Est* konnte er uns als gefährliche Feinde der Türkei oder günstigsten Falles als *blagueurs sans importance* darstellen.

* * *

In Wien war sein „im Dienste des Zionismus erfolgter" Tod in den letzten Tagen Stadtgespräch. Einzelne fragten mich vorwurfsvoll, warum ich ihn auf Reisen geschickt habe. Ich wies sie barsch ab. Tatsächlich habe ich keinen Leichtsinn mir vorzuwerfen, da ich seinen Hausarzt fragen ließ, ob er fahren dürfe, der bejahte.

Trotz dieser formalen Ordnung, und obwohl sein verlorenes Leben wohl kaum mehr Wochen gedauert hätte, ist der Fall für mich recht qualvoll. Habe ich genug getan, um ihn von der Reise abzuhalten? das frage ich mich innerlich.

Das Reisegeld, das er seit Oktober hatte, warf ich ihm nie vor, mahnte ihn nicht, zu fahren, tröstete ihn, wenn er klagte, er würde es nicht benützen können, sagte ihm, er solle nur dann nach Konstantinopel fahren, wenn er ohnehin irgendwohin nach dem Süden wolle. Ich halte mir ganz tragische Monologe.

Heute abend kommt die Frau zurück.

Die Leiche ist mit im Zug. Ich muß sie auf dem Bahnhof erwarten, was eine recht harte Aufgabe ist. Sie wird mir vielleicht Vorwürfe machen. Was soll, was kann ich darauf antworten? Eine andere bittere Sache wird das Leichenbegängnis sein. Da wird viel Standhaftigkeit unter den Blicken der Trauergäste nötig sein. *Il faut passer par là.*

* * *

Der Hausarzt veröffentlichte vorgestern in der Neuen Freien Presse folgende Erklärung:

M. v. Newlinski.

Löbliche Redaktion! In einem der gestrigen Montagsblätter wurde der Todesfall des Herrn M. v. Newlinski als ein unter mysteriösen Umständen erfolgter dargestellt. Demgegenüber sei es mir als langjährigem Arzt des Verstorbenen gestattet, zu konstatieren, daß derselbe schon seit mehreren Jahren mit einem schweren Herzleiden (Aorten-Aneurysma) behaftet war, im vergangenen Winter wiederholt Anfälle hochgradiger Herzinsuffizienz gezeigt hat, und daß daher der plötzliche Tod offenbar in einem derartigen Anfalle durch eine Herzlähmung verursacht wurde.

Mit der ergebenen Bitte, diese Zeilen in Ihrem geschätzten Blatte veröffentlichen zu wollen, zeichne ich

hochachtungsvoll

Dr. Ludwig Frey.

Wien, 4. April 1899.

* * *

. . . .

8. April.

Rien n'arrive ni comme on le craint, ni comme on l'espère. Diesmal *ni comme on le craint.*

Etwas bänglich fuhr ich gestern abend zur Bahn, um Frau v. Newlinski und den Sarg zu erwarten.

Auf dem Bahnhof eine eigentümliche Gesellschaft. Mit mir war Oscar Marmorek gefahren. Draußen war schon arme Verwandtschaft. Dann kam Resmy Bey, der türkische Geschäftsträger, ferner einige Hausfreunde und der Hausadvokat, letzterer in brillanter Laune mit vielen Anekdoten.

Eine *communis opinio* stellte sich her: der behandelnde Hausarzt, der Newlinski die Reise gestattete, sei an allem schuld. (Übrigens auch meine wahre Ansicht.) Aber wer weiß; wenn ich nicht energisch auf dem Posten gewesen wäre, hätte man mich in der Abwesenheit vielleicht als Schuldigen bezeichnet.

. . . .

Der Zug hatte Verspätung. Vielerlei Geschichten wurden erzählt, u. a. auch die von der Erpressung am Sultan, die fälschlich Newlinski in die Schuhe geschoben worden, indessen ein gewisser G . . . und dessen *bailleur de fonds* E . . . die Erpresser waren, wie Remsy Bey erzählte.

Der Advokat berichtete, wie er den E . . . mit N . . . Bey bekanntgemacht habe. Es war bei einem lockeren Souper mit *dames nues*, daß der türkische Staatssekretär den Herrn E . . . v. E . . . kennengelernt habe.

Im Katzenjammer sollen sie sich dann zu dem Komplott zusammengefunden haben, welches gegen den Botschafter M . . . N . . . gerichtet war und diesem, wie es scheint, die Ungnade des Sultans zuzog.

Der Zug fuhr ein.

. . . .

Poborski berichtete mir über die letzten Stunden Newlinskis. Er war wohl in Yildiz, hatte aber nicht mit dem Sultan gesprochen, wie es sein letzter Brief durchschim-

mern ließ. Poborski berichtete auch über die schmählichen Vorgänge nach dem Tode N's. — Wie die Ärzte und Geistlichen bei der Einbalsamierung und Einsegnung möglichst viel Geld herauszuschlagen versuchten. Aber auch, daß Artin Pascha dem dicken Danusso gesagt habe, ich würde bald nach Konstantinopel berufen werden. — *Vederemo*?

8. April.

Heute morgens war der erste Erpresser bei mir.

Um zehn Uhr vormittags ließ sich bei mir ein Herr melden. „J ... G ..., Redakteur der Information Wien" stand auf der Karte.

Der Erpresser, von dem Resmy Bey gestern gesprochen hatte.

Ich ließ ihn vor. Ein schäbiger ältlicher Mensch trat ein. Er zwinkerte stark mit den Augen und sprach mit atemlos zitternder Stimme. Man spreche in Wien allgemein davon, daß Newlinski in unserem Auftrage „mit diesem Train, wie ein Gesandter" zum Sultan gefahren sei. Wenn dies richtig sei, habe er mir eine Mitteilung von Interesse zu machen. Ich gab eine ausweichende Antwort, er machte mir aber doch die „Eröffnungen".

Ein gewisser B ... S ..., früherer Korrespondent der Neuen Freien Presse in Konstantinopel, habe von einem Gegner der zionistischen Bewegung, Herrn R ... R ... (von der Gruppe Korah, von der früher einmal die Rede war) den Auftrag und Geld erhalten, um nach Konstantinopel zu fahren und gegen die Zionisten zu arbeiten. Er, G ..., habe S ... vor einiger Zeit aufgenommen, als es diesem schlecht ging. Dieser Tage nun sei S ... zu ihm gekommen und habe ihm viertausend Gulden gezeigt, die er erhielt, um auch als „Gesandter" in Yildiz gegen uns zu arbeiten. Nur sei er, G ..., zwar ein Gegner

des Zionismus, aber es wäre doch schade, wenn Juden untereinander nicht einig wären. S... solle Montag mit dem Orient-Expreß nach Konstantinopel fahren, aber Sonntag (morgen) werde er noch einmal zu ihm kommen. Ich möge von dieser Mitteilung den mir geeignet scheinenden Gebrauch machen. R...s Zweck sei, durch Vereitlung der zionistischen Bewegung darzutun, daß nur seine Jüdische Volkspartei auf dem richtigen Weg sei.

Ich antwortete, daß es uns auf eine Gegnerschaft mehr nicht ankomme. Unser Standpunkt sei einfach der, daß wir die Leute, die uns dienen und Beweise für die geleisteten Dienste erbringen, belohnen. Etwas anderes könnten wir nicht tun. Mein persönlicher Standpunkt aber sei nicht der eines Politikers. Ich werde mich nie der Jüdischen Volkspartei anschließen, weil es mir ja nicht um Mandate oder dergl. zu tun sei. Ich habe meine Ansicht über die Judenfrage geäußert; sie scheint bei vielen Beifall gefunden zu haben. Würden sich die wieder von mir abkehren, so sei meine Arbeit einfach zu Ende. Was wir aber wollen, das sagen wir laut auf dem Kongreß und in unseren Blättern. Wir gehen nicht auf geheimen Wegen.

Dann gab ich dem Gespräch eine allgemeine Wendung und entließ den Lumpenkerl.

* * *

Nachmittags war ich bei Frau von Newlinski und sprach mit ihr von der Geldfrage. . . . .

Ich versprach ihr, daß wir zunächst bis zum Kongreß ihr die Subvention weitergeben wollten, die ihr Mann bezogen hatte (200 Fl. monatlich) unter der Voraussetzung, daß sie die *Correspondance de l'Est* fortführe.

Dann werde ich auf dem Kongreß trachten, ein für sie günstiges Arrangement herbeizuführen.

Unser Interesse ist es nämlich, daß die *Correspondance* nicht in die Hände der Erpresser falle.

* * *

Abends berief ich das A. C. zu mir, erzählte den Herren alles, und sie gaben mir Indemnität. Ferner wurde beschlossen, daß ich morgen R... zur Rede stellen solle, ob G's Erzählung wahr sei.

Entweder hat man an uns eine Erpressung versucht, oder R... wird betrogen. Vielleicht auch beides.

* * *

. . . .

10. April.

Gestern Leichenbegängnis Newlinskis. Erster Klasse. Aber viele fehlten in der Karlskirche, die mit ihm zeitlebens zechten, lumpten und in allerlei geheime Sachen verwickelt waren.

Juden waren in der Mehrzahl. Was sich die meisten bei dem Gepränge dachten?

Beim Kirchenausgang verliefen sich die meisten, die noch da waren.

Ich sprach mit Resmy Bey und nahm Rendezvous für heute.

Auf den Friedhof hinaus fuhr ich mit dem Journalisten Konried. Hinauszu blies er in seinen Gesprächen Trauermarsch. Wir fuhren langsam, weil die Entreprise-Diener mit Fackeln neben dem Leichenwagen zu Fuß gingen. Einer trug auf rotem Kissen die Orden nach. Vorreiter usw.

Draußen war die Zeremonie kurz.

. . . .

Kozmian sagte mir: „Der Arme hätte ohnehin höchstens noch einen Monat gelebt.“

Auf der Rückfahrt zündete sich Konried eine Zigarette an, sagte getröstet: „Wieder einer, der's überstanden hat“, und blies die Lebensweisen heimkehrender Militärmusik.

* * *

Dann ging ich wegen der Erpressungsgeschichte G... S... zu R... Ich packte nach meiner Gewohnheit den Stier bei den Hörnern. R... gab mir sein Ehrenwort, daß S... keine „politische Mission“ erhalten habe. Er solle nur als Vertreter der „Extrapost“ nach Konstantinopel gehen, um Verbindungen anzuknüpfen, mit deren Hilfe die „Extrapost“ — ein ungelesenes Montagsblatt — Einfluß in Balkankreisen erhalten würde.

Ich klärte ihn auf, daß die ganze Geschichte auf Erpressungen hinauslaufe, und daß man ihn dupiere. Dieser arme, reiche, junge Mensch vertraut aber dem Schmarotzergesindel, das ihn umgibt, mehr als einem anständigen Ratgeber. Ich glaube, er ging sogleich nachher zu den Lumpen, um sich von ihnen neue Lügen erzählen zu lassen und an sie zu glauben.

Ich stellte mich ihm zur Verfügung, falls er den S... entlarven wolle.

11. April.

Gestern war ich bei Resmy Bey, dem türkischen Geschäftsträger. Er sprach offenherzig über die Verhältnisse in Konstantinopel. Als ich ihm sagte, daß ich die Erpresser G... und S... abfassen und unmöglich machen könne, sagte er mir mit echt türkischem Achselzucken und Gleichmut: „Das wird diesen beiden in Konstantinopel nicht schaden.“

Er meinte ferner, ich müsse entweder N . . . Bey oder besser noch Tahsim Bey gewinnen. Der regierende Günstling ist jetzt Tahsim Bey. Lutfy Bey, der Traumdeuter, sei für unsere Sache nicht zu gebrauchen. Lutfys Spezialität seien Orden und Konzessionen. Für politische Sachen sei Tahsim der erste.

Ich sagte Resmy noch, daß ich die *Correspondance de l'Est* durch eine Subvention, die ich der Frau v. Newlinski gebe, fortführen lasse und sie zur Disposition der türkischen Regierung halte — selbstverständlich ganz unentgeltlich *et sans arrière-pensée.* Es solle ein ernsthaftes und anständiges Blatt werden.

Er dankte.

Wir sprachen noch von N . . . und Tahsim. Ich meinte, man sollte vielleicht beide gewinnen — *il y aurait pour tout le monde.* Er lächelte freundlich, sagte aber, Tahsim würde nicht wollen, daß auch N . . . was bekomme.

* * *

Dann ging ich zu Frau von Newlinski und sah mit ihr die Bücher ihres Mannes durch. Der Sachbestand noch ärmlicher, als ich es gedacht hatte. Die ganze „Correspondance" scheint ein Schwindel gewesen zu sein. Ein Dutzend Abonnenten, *et tout finissait par du chantage.* Der Eindruck etwa der, wie wenn man eine Notenpresse von Falschmünzern in einem Keller entdeckt.

Und dennoch war uns der Mann nützlich. Sein Hauptverdienst, daß ich durch ihn lernte, vor den Paschas keinen Respekt zu haben.

11. April, abends.

Ich bekam soeben eine Depesche aus London, wonach das bisherige Subskriptionsresultat 228000 Shares wäre. Ich traute meinen Augen nicht und telegraphierte zu-

rück, ob es denn wirklich zweihundertachtundzwanzigtausend mit Anzahlungen seien. Wenn ja, dann ist die Subskription gelungen, denn in den übrigen 18 Tagen bringen wir sicher noch einmal so viel herein.

Es wäre ein Erfolg, auf den ich selbst nicht zu hoffen wagte.

13. April.

Die 228000 waren ein *bubble*. Auf meine Frage kam eine Berichtigung mit anderen Ziffern. Ich tadelte dieses Vorgehen (H . . .s?) in einer strengen Depesche. Zum Glück bin ich nicht aufgesessen und gab es nicht in die „Welt".

Die Frage bleibt also offen, ob die Subskription gelingt.

Gestern nachmittag war Resmy Bey bei mir. Nach einigen Worten der Trauer um Newlinski rückte er mit seiner wahren Ansicht heraus: „Notre pauvre ami avait ses défauts. Er war ein zweifelhaftes Individuum." Die Toten reiten schnell.

Daß ich jetzt die *Correspondance* überwachen und dirigieren will, ist ihm sehr angenehm. Wir schieden als Freunde.

13. April.

Die Erpressungsaffäre G... S... ist nun aufgeklärt. Ich setzte B... und S... in Kenntnis. S... ging mit Dr. Werner zu G... Dieser erklärte nach den ersten Worten: Ich kenne Dr. Herzl überhaupt nicht. Er hat mich nie gesehen!

Damit ist der Fall erledigt.

14. April.

Wir befinden uns jetzt zweifellos im Zustande des Boykotts durch die Hochbank, den Seligmann mir im

Oktober in London ankündigte. Gelingt die Subskription, so werden später wir sie boykottieren.

17. April.

In Wien kursiert jetzt folgender Witz. Der Deutsche Kaiser hätte mir gesagt: „Der Zionismus ist eine prachtvolle Idee — nur mit Juden ist sie nicht auszuführen.“

21. April.

Die Unfähigkeit des Londoner Bankbureaus übersteigt alle Grenzen. Oder ist es Unlust, Faulheit? Heute, in der letzten Woche der Subskription, gibt man mir für die schon gestern erschienene Nummer der „Welt“ — also zu spät — die Zeichenstellen für Rußland an. Die rumänischen fehlen noch jetzt!

Morgen reise ich zur Bankbesprechung nach Köln. Ich hätte noch in dieses VI. Buch als bedeutenden Kapitelabschnitt eintragen wollen, ob die Subskription gelungen ist oder nicht.

So schließt das Buch mit einem großen

?

Siebentes Buch

25. April im Coupé.

Ich hatte mir Kann und H . . . nach Köln zu Wolffsohn bestellt, um die Eventualitäten der am 28. ds. zu beendigenden Subskription auf die J. C. B. zu besprechen.

Wir kamen vorgestern in Köln zusammen: Wir sprachen 24 Stunden, nur mit der Unterbrechung des Schlafens, über alle Banksachen. Die Subskription dürfte nach unserer Schätzung nicht mehr als 200000 Shares ergeben, wovon $^3/_4$ auf Rußland entfallen. Die Frage, ob wir unter solchen Umständen zum *allotment* schreiten können.

Ich sagte den Herren mit *rudesse:* es müsse sich jetzt zeigen, ob sie die geeigneten Mitarbeiter seien. Kann sagte sofort: Nein.

Gestern überraschte uns H . . . mit der Mitteilung, er müsse seine Demission als Direktor geben, weil er auf drei Monate nach Südafrika gehe. Nach seiner Rückkehr wolle er wieder eintreten. Ich riet ihm, die Demission und deren Ablehnung durch den Verwaltungsrat schwimmen zu lassen; in der Zeit des Hin- und Herlaufs der Briefe sei er von jeder Verantwortung — die er zu scheuen scheine — frei; und dennoch könne er nach seiner Rückkehr ohne Neuwahl wieder in das Board of directors aufgenommen werden. Er sagte, das müsse er noch mit seinem Rechtsanwalte besprechen.

Nach vielem zwecklosen krausen Hin und Her kam doch zum Vorschein, daß die Herren jedenfalls zum Allotment gehen würden. Die zu 250000 fehlenden Shares solle ein Konsortium zeichnen, das Wolffsohn bilden werde.

* * *

Als Intermezzo, das ich als von der J. C. B. und der Bewegung ausdrücklich zu trennende Angelegenheit vor-

brachte, entwickelte ich den drei Herren den Plan der Aquisition der Zeitung. Dazu sei ein Kriegsfonds von 500 m. Fl. nötig. Mit diesem und der Deklaration, ein Konkurrenzblatt gründen zu wollen, könnte nach meiner Ansicht die Majorität der Zeitungsaktien auf Grund einer 10%igen Kapitalisierung angekauft werden. H..., der das Geld dazu hätte, blickte spöttisch und lehnte unter Vorwänden ab. Kann und Wolffsohn haben das Geld nicht. Um es aufzutreiben, müßte man sich Bankiers eröffnen. Dadurch würde die Sache abgelüftet und unmöglich.

Also nichts!

Nie wurde eine schwerere Sache mit unzulänglicheren Mitteln unternommen. Ich fahre tiefverstimmt zurück.

Ich muß nun wieder morgen den „Chefs" eine nachträgliche Entschuldigung meiner ohne vorher erbetenen Urlaub gemachten Reise vorbringen. Wer weiß, wie lange sie sich solche Eskapaden noch gefallen lassen.

Die Bewegung erfordert von mir fortwährende *déplacements;* und es ist kein Zweifel, daß mich die N. Fr. Pr. wegen Nichterfüllung meiner Bureaupflichten entlassen könnte, „bei aller Achtung meiner Meinungsverschiedenheiten". Diese erbärmliche Pflichtenkollision ermüdet, entnervt und reibt mich mehr auf als alles andere.

* * *

Von Danusso erhielt ich vor meiner Abreise einen Brief, worin er ein Exposé für Artin und Tahsim zur Vorlage an den Sultan verlangt.

Kellner schreibt aus Paris, er habe Sir Ashmead Bartlett, den englischen Freund des Sultans, für unsere Sache gewonnen. Sir Ashmead Bartlett, M. P., wolle intervenieren, wir müßten uns aber anheischig machen, dem Sul-

tan zunächst mindestens eine Million Pfund als Anleihe zu verschaffen, da die Finanznot eine dringende sei.

* * *

Ich will von einer der nächsten Stationen folgendes an Leon Kellner telegraphieren:

J. Kaufmann pour Kellner,
Paris, 2 rue des Diguières.

Bin morgen früh Wien. Möchte Ellis auf Durchreise Westbahnhof einige Minuten sprechen.

Gehen Sie heute abend *Gare Est* nachsehen, ob er mit Orientzug reist, und verständigen ihn mündlich.

Ich erwarte Drahtantwort Wien.

* * *

Ferner an Wolffsohn:

Erkundigen Sie sich heute abend elf beim Schlafwagen London—Wien, ob Sir Ellis Ashmead Bartlett aus London mitfährt.

Erwarte morgen früh zu Hause Ihre Drahtantwort. Gruß

Benjamin.

28. April, Wien.

Der Lostag. Ob das Minimum der Bank aufgebracht wird? Ich zweifle.

* * *

Heute an Wolffsohn geschrieben, ob es möglich wäre, 20 000 Fl. aufzubringen, die uns als einjährige Subvention das Wiener Tageblatt zur Verfügung brächten. York Steiner würde ich zum Herausgeber machen.

* * *

Um die *Correspondance de l'Est*, die ich jetzt stütze, bewerben sich Konried und Münz, Mitarbeiter des Neuen Wiener Tageblattes. Sie wollen, wie mir Frau v. Newlinski sagt, das Blatt mit Hilfe von Subventionen der türkischen Regierung und der Banken weiterführen. Also auf der eigenen Erpresse drucken. Ich soll mit ihnen reden und sie aushören.

28. April.

Brief an Sir Ellis Ashmead Bartlett, M. P., British Post office, Constantinopel.

Dear Sir,

Professor Kellner writes me, that he had the pleasure of explaining to you the aims of our Zionist movement, and that you were kind enough to take an interest in it. I should write you an „exposé" on the subject, but I am not able to do that in good English, and I would not put such a delicate matter into the hands of a translator. The thing may however be told in a few words. The Zionists are the representatives of the scattered Jewish People. They would reestablish their unfortunate brethren in Palestine under the Suzerainty of H. M. the Sultan, and under a sufficient guarantee of public right. The Turkish Government could, by coming to an agreement with the Zionists, regenerate the finances of the Empire. For that purpose we have founded a new Bank with a Capital of 2 Million Pounds Sterling. Our Bank is to be the financial instrument of our aims and the agent for procuring loans etc. for the Turkish governement. I am ready to explain the matter to H. M. the Sultan.

It is easy to understand, that a capital of two millions is not sufficient to carry out such a great plan. It is

merely the first step. The next would be to form a large Land-Company with a capital of ten, and more, million pounds.

All is prepared by me to make of that undertaking an enormous success, once the Sultan accepts my preliminary propositions. I have the intention to come to Constantinopel within the near future.

With the personal and material means at the disposal of our people we should be able to construct, in a very short time, railways, harbours, a whole new culture. Christian fellow-workers will be welcome. The work is great enough for many energies.

Believe me, dear Sir,

Yours faithfully Th. Herzl.

* * *

Brief an Artin Pascha, durch Danusso zu überreichen.

28. IV. 99.

Excellence,

permettez-moi de m'introduire auprès de Vous en invoquant le souvenir du regretté Mr. de Newlinski. C'était un serviteur dévoué de S. M. le Sultan et un ami sincère de la Turquie. C'est dans ce dévouement qu'il puisait les raisons pour être un propagateur zélé du Sionisme dont je suis depuis quelque temps l'humble représentant.

Le Sionisme a pour but de créer un refuge durable et légalement assuré pour nos malheureux frères persécutés dans différents pays. Nous voulons, s'il y a la possibilité d'obtenir le consentement de Sa Majesté, que ce refuge soit la Paléstine. Les colons juifs seront les sujets fidèles et dévoués de S. M. qui, comme je crois, n'a jamais eu qu'à se louer de ses sujets juifs. Ils payeront

des impôts par l'entremise d'organisations nouvelles qui seront à créer dans le pays. Ils augmenteront, en même temps que leur propre bien-être, les ressources de cette province de S. M. et de l'Empire tout entier.

Quant à nous, nous servirons des emprunts au gouvernement de S. M. dans les conditions encore à débattre, mais qui pourront certainement s'élever à plusieurs centaines de millions de francs. Ce que nous voulons obtenir en échange de ces sacrifices et services, c'est simplement la sécurité durable, le travail pacifique garanti légalement pour nos pauvres masses persécutées.

Nos plans et projets, nous les avons discutés hautement et loyalement dans deux congrès publics tenus à Bâle, et nous avons eu soin, pour éviter tout malentendu, de déposer chaque fois au commencement de nos délibérations nos hommages respectueux aux pieds du Trône de S. M. le Sultan.

Le secours financier que nous voulons apporter à la Turquie, si elle nous reçoit avec hospitalité, ne se bornera certes pas aux impôts et emprunts. C'est sa situation financière tout entière qui pourra être réglée avec notre concours.

Il faut vous débarasser de la „Dette publique" et vous faire rentrer dans la jouissance de vos propres forces et ressources. Cela demandera peut-être quelques années d'un travail discret et énergique, mais nous aboutirons à un plein succès.

Cette œuvre demanderait le silence et une confiance mutuelle absolus, parceque vos ennemis ne voudront pas que la Turquie se relève et redevienne matériellement indépendante. On fera tout pour déjouer notre action bienfaisante, si elle n'est pas conduite avec une extrême prudence et habileté.

Je prie seulement Votre Excellence de remarquer que toutes les fois qu'on a promis ou apporté des secours financiers à la Turquie c'étaient des gens qui vous prenaient des taux d'usure, qui vous assujetissaient à des ingérences étrangères, par des gens qui s'en allaient après avoir appauvri un peu d'avantage le pays. Avec nous, c'est le contraire. Ce sont des conditions raisonnables sous lesquelles vous obtiendrez l'argent. C'est la libération du contrôle étranger qu'on vous offre. Enfin ce ne sont pas des gens qui veulent vous quitter, vous abandonner, mais qui désirent unir leur sort au vôtre.

Pour l'exécution des plans financiers nous venons de fonder à Londres la banque coloniale juive. Elle servira d'intermédiaire dans les operations du commencement. Pour plus tard nous avons tout préparé pour la création des grandes compagnies nécessaires. Nous ne pouvons pas aller plus loin pour le moment, tant que nous ne savons pas si une entente est réalisable, ou s'il ne faudra pas diriger nos plans vers un autre territoire.

Si Sa Majesté le Sultan voulait me faire l'honneur de m'accorder une audience, je me hâterais de venir à Constantinople pour déposer aux pieds du Trône mes hommages et pour répondre respectueusement aux objections que S. M. dans Sa Haute Sagesse pourrait me faire, et pour donner enfin toutes les explications et les preuves voulues.

Mes occupations nombreuses ne me permettraient pas de me rendre à Constantinople sans la fixation préalable de l'audience.

Veuillez agréer, Excellence, l'assurance de ma haute considération

votre dévoué

Dr. Th. H.

23. Mai.

Le ressort se fatigue. Ich sehe es am besten am Auseinanderliegen der Eintragungen. Seit 28. IV. nichts.

Indessen ist doch in der Zeit mancherlei geschehen. Neue Kombinationen, Hinderungen, namentlich von der mangelhaften J. C. B. aus. Ich glaube aber, daß die anderen Menschen nicht klüger und eifriger sind als unsere Leute von der J. C. B.

Die Sitzungen des Direktoriums in London und anderswo verlaufen immer resultatlos, und die Herren verlaufen sich alsdann *comme si de rien n'était.*

* * *

Zwei Kombinationen habe ich durchgeführt.

1. Die Liquidation Newlinski. Ich wandle für die Frau die *Correspondance de l'Est* in ein französisches Tageblatt um; Chef wird Kozmian, den ich unserer Sache dadurch zu attachieren glaube. Unterläufel ein französischer Sprachlehrer, Mr. Bresse, der sich mir vor Jahr und Tag als Zionist vorstellte. Wenn das Blatt gut wird, ist die Frau versorgt. Die Mittel zur Transformation geben wir her. Sie bezieht die Subvention ihres Mannes weiter. 600 Fl. pro Monat für die Herstellungskosten. Bis Ende ds. Js. muß sich das Blatt, dem ich den Titel *Petit Journal de Vienne* gab, erhalten.

2. Baronin Suttner schrieb mir, ich möge bei der Neuen Freien Presse dahin intervenieren, daß man sie mit einer „Zubuße" von 1000 Fl. nach dem Haag zur Friedenskonferenz schicke. Die Herausgeber wollten nicht. Da bot ich ihr 1000 Fl. dafür an, daß sie für die „Welt" hingehe. Sie soll die Hauptkonferenzleute über Zionismus interviewen. Sie nahm an. So haben wir den Zionismus vor das versammelte Europa gebracht, ohne die Türkei zu chokieren und ihren Rechten nahezutreten.

Ich will selbst im Juni nach dem Haag gehen und im Salon der Suttner die Friedensmänner kennenzulernen versuchen.

13. Mai.

Gestern hat aber das A. C. beschlossen, daß ich zuerst nach Konstantinopel fahren soll. Nach London muß ich auch. Es wird wieder eine Verschwendung meiner Nervenkraft sein, wenn ich im Juni nach Konstantinopel, von da nach Haag, von da nach London zur Herstellung der Ordnung in der Bank und Wiederbelebung der entschlummerten Subskription soll.

Überall Kampfunterredungen, in London ein *standard-speech!* Sehr ermüdend!

27. Mai.

Wolffsohn, Kann sind hier. Nach ihren Berichten ist das Minimum der J. C. B. nun endlich gesichert. Lourié bringt dazu allerdings 175 m. Das Allotment wird gegen Ende Juni erwartet. Aber wer weiß das bei diesem schleppenden Geschäftsgang?

* * *

Jetzt konzentriere ich mich auf die Schaffung des publizistischen Organs, an dem ich ja schon seit Jahr und Tag arbeite. Der *nervus rerum* die Schwierigkeit. 500 M. unerläßlich, in Anteilen à 50. Für Rosenbaum habe ich ein Exposé ausgearbeitet. Der Clou darin die spätere genossenschaftliche Grundlage. Anteilscheine à 100 Fl. mit Bezugsrecht auf ein Freiexemplar und Dividende. Ich weiß nicht, ob ich das durchführen werde beim Mangel an geeigneten Helfern. Aber das ist sicher

eine Idee des kommenden Jahrhunderts. Das ist die Reform des Zeitungswesens. Der Abonnent als Aktionär oder Genossenschaftler des Journals.

31. Mai.

Durch einen merkwürdigen Zwischenfall kam ich gestern zum Polizeipräsidenten Habrda.

Der Lump G..., der an mir vor mehreren Wochen eine Erpressung oder einen Betrug versucht hatte, wagte es gestern, mich in der Stadt anzureden und zu beschimpfen. Zum Glück tat ich ihm weiter nichts, als daß ich ihm „Lump“ zurief. Ich erhob schon den Regenschirm, um ihn zu schlagen. Da sah ich, daß Passanten sich um uns sammelten, und ging lieber rasch fort.

Ich suchte abends den Polizeipräsidenten Habrda auf, der mich charmant empfing, und übergab ihm die Sache.

Unser Gespräch nahm dann eine politische Wendung und dauerte eine Stunde. Er erzählte nur von den Verlegenheiten der Regierung, und wie glücklich sie wären, einen Ausweg zu finden. „Gibt's denn gar kan Weg?“ sagte der Präsident mit den Worten des Liedes. Ich schlief über die Sache und schreibe ihm jetzt um 1/2 7 Uhr morgens folgendes:

Hochverehrter Herr Präsident!

Unser gestriges Gespräch hat mir noch zu denken gegeben. Ich glaube wirklich, daß man aus der jetzigen verfahrenen Situation herauskommen kann.

Das Hauptproblem des Augenblicks ist, wie mir scheint, daß unserem Kaiser erspart bleibe, gegen Österreich oder gegen Ungarn zu entscheiden, damit weder hüben noch drüben die antidynastischen Parteien daraus Kapital schlagen können.

Der Schlüssel dazu ist, das Wiener Parlament wieder

aktionsfähig zu machen, damit die Volksvertreter und nicht der Kaiser für den Ausgleich verantwortlich seien. Ich glaube, daß besonders den extremsten Obstruktionisten, die am lautesten über die parlamentlosen Zustände schreien, die jetzige Lage am angenehmsten ist.

Man muß ihnen diesen Vorwand nehmen, ohne ihnen zuviel Konzessionen zu machen. An der Wurzel des Übels sitzen die Sprachenverordnungen. Blieben diese aufrecht, so würde sich der jetzige Zustand verlängern und verschlimmern, das Verhältnis beider Teile der Monarchie dauernd affizieren; und die Lösungen strittiger wirtschaftlicher und anderer Augenblicksfragen könnten zwar durch die Autorität Sr. Majestät erfolgen, aber das ist sozusagen staatsökonomisch ein kostspieliges Verfahren.

Zieht man wieder die Sprachenverordnungen einfach zurück, so ist das eine Schlappe der Regierungsautorität, die kapitulieren mußte.

Wenn es einen Mittelweg gibt, ist er da zu suchen. Die Sprachenverordnungen — die, nebenbei gesagt, heute in den weitesten Kreisen nur noch Langeweile erregen — müßten aus der Diskussion der Politiker zeitweilig ausgeschaltet werden.

Hierfür — also für die Ausschaltung — die Autorität Sr. Majestät einzusetzen, wäre minder bedenklich, als zwischen Österreich und Ungarn. Ja die allgemeine persönliche Beliebtheit unseres Kaisers würde durch ein väterliches Eingreifen in den deutsch-böhmischen Streit nur gewinnen.

Ich denke mir eine — vorher natürlich publizistisch mit Takt vorbereitete — Aktion zur momentanen Ausschaltung der Sprachenverordnungsfrage. Der Kaiser wünscht als konstitutioneller Monarch die Volksvertretung wieder beisammen zu sehen, damit der Ausgleich von

beiden Parlamenten gemacht werde. Die Sprachenverordnungen sollen in einer Konferenz von deutschen und tschechischen Vertrauensmännern, welche vielleicht vom Kaiser selbst eröffnet würde, nochmals durchgesprochen werden. Der Kaiser werde nach dem Ergebnis dieser Konferenz eine Entscheidung treffen, inwieweit die Verordnungen zu modifizieren seien. Es wäre dann eine weitere Frage, ob die Sprachenverordnungen bis zur Abhaltung dieser Konferenz sistiert werden sollen. Vielleicht führt aber schon die Ankündigung einer solchen vom Kaiser selbst vorzunehmenden Vermittlung zur Pazifizierung des Parlaments.

Das Endziel wäre, die ganze Sprachenverordnungsfrage im Sande verrinnen zu lassen.

Bei einer Weigerung der Obstruktionisten, auf diesen Mittelweg einzugehen, wären sie vor ihren Wählern ins Unrecht versetzt, und sie, nicht die Regierung, trügen die Verantwortung für die eventuellen wirtschaftlichen Nachteile des Ausgleichs. Ich resümiere: es scheint mir staatsökonomischer, die kaiserliche Intervention, wenn schon dazu gegriffen werden muß, in einer inneren österreichischen Frage zu gebrauchen, die man durch Verhandlungen in die Länge ziehen und einschlafen lassen kann, als in einer dualistischen Frage, die zu rascher Entscheidung und zuungunsten eines Teiles der Monarchie drängt.

Diese Zeilen, hochverehrter Herr Präsident, schreibe ich im Vertrauen, daß Sie den Inhalt nur zur Kenntnis Sr. Majestät und Sr. Exzellenz des Grafen Thun bringen, falls es Ihnen zusagt; sonst aber niemandem davon Mitteilung machen.

Genehmigen Sie, Herr Präsident, die Ausdrücke meiner ausgezeichnetsten Hochachtung Dr. Th. H.

* * *

Wien-Währing, Karl-Ludwigstraße 50.

5. VI. 99.

Monsieur,

malgré ce qui s'est passé, je tiens à rectifier une assertion du sieur Landau. Il écrit dans sa feuille qu'au cours du procès que je lui ai intenté je vous aie fait attaquer par mon advocat. C'est un mensonge.

J'espère bien que vous ne me croyez pas capable d'une pareille action.

Recevez, M. l'assurance de mes sentiments très distingués

Herzl.

An Bernard Lazare.

5. Juni.

Gestern eine merkwürdige Anekdote erlebt. Ich wollte Eulenburgs Amsterdamer Brief vor meiner Abreise photographieren lassen, um das einzige Exemplar vor dem Untergang zu sichern. Der Brief war seit Oktober in einem Safe aufbewahrt. Vorgestern ließ ich ihn mir nach Hause bringen, für Marmorek. Ich übernahm ihn im Garten, ging dann zu Tisch, fuhr dann nach der Stadt; und da ich einen Leitartikel für die Neue Freie Presse (über Dreyfus' Heimkehr) zu schreiben hatte, kam ich erst spät nachts nach Hause.

Gestern vormittag kam Marmorek mit dem photographischen Apparat heraus. Ich suchte den Brief — nicht da. Ich bekam Angst, durchstöberte alle Laden meines Tisches usw., nichts. Ich hatte auf meinem Schreibtisch seit Monaten das Manuskript eines Romans liegen, das ich gerade gestern Rosenberger übergeben hatte. Vielleicht hatte sich der Brief dahinein verirrt. Kremenezky fuhr zu Rosenberger, zu meinem Vater — nichts.

Nachmittags fuhr ich selbst in die Stadt, zu Rosen-

berger, in die Redaktion der „Welt", zu meinen Eltern. Nichts! Der Brief, den ich so behütet hatte, vor Zufällen für immer schützen wollte, gerade durch diese Maßregel verlorengegangen! Etwas Tragikomisches. In welchen Händen war er zur Stunde schon? Welche Kalamität!

Da riet mir mein guter Vater, doch auch im Garten nachzusehen. Ich fuhr nach Hause, eilte nach dem Tannenhügel, auf dem ich vorgestern den Brief übernommen hatte. Da lag dieser kostbare Brief auf der Bank. Der Zufall wollte, daß seit 24 Stunden weder der Gärtner dort war, um Ordnung zu machen, noch unsere Kinder, die alle Briefe zerreißen. Daß auch kein Regen kam, der den Brief zerwaschen und total vernichtet hätte.

13. Juni, Haag.

Vreedensconferentie.

Wenn ich jünger in der Bewegung wäre, gäben mir die Haager Tage wohl viel Tagebuchstoff. Aber ich bin von all den Kämpfen und Abenteuern abgespannt, blasiert.

Das ist die Erklärung, warum die Leute, die viel Merkwürdiges tun und erleben, selten was Merkwürdiges schreiben.

Ich bin hierhergekommen, weil die Suttner hier ist und mich mit den Zarleuten zusammenbringen kann.

Gleich am ersten Abend lernte ich durch sie den russischen Staatsrat Bloch kennen, der den Zar zur Friedensidee brachte. Ein kluger, gebildeter, alter Kaufjude. Er interessierte mich, und, mir scheint, ich ihn.

Er bat mich, ihm zu seinem Vortrag eine Parabel dichterischer zu machen. Ich tat es. Dann war ihm meine Arbeit zu dichterisch. Das könne er nicht als sein Werk ausgeben. Er sei kein Schriftsteller.

* * *

Gestern interviewte mich Mr. Stead, der englische Sensationsjournalist.

* * *

Abends bei der Suttner mit Léon Bourgeois und anderen diniert.

. . . .

Gegen Ende der Tafel hörte ich, wie ihn die Suttner vom Zionismus unterhielt. Er stimmte zu, die Idee gefalle ihm. Aber ich hörte absichtlich nicht näher zu, wollte an diesem Tisch die Diskussion nicht eröffnen.

Nach Tisch, im Salon, brachte Suttner einen Phonographen, in den jeder was zum Gedächtnis hineinsprechen sollte. Bourgeois sagte eine Fadaise, der italienische Attaché was Albernes, der französische Gesandte in Rom, dessen Namen ich nicht weiß, war geniert. Zum Glück stellte sich heraus, daß der Phonograph nicht funktioniere. Ich machte mich lustig: „J'allais dire cette pensée médiocre ‚Le phonographe nous inspire la crainte utile de la postérité'."

Bourgeois sagte: „Vous pourriez dire la même chose du photographe."

Ich zurück: „De tout ce qui nous fixe."

* * *

Dann gingen wir alle ins Konzert des Kurhauses. Immerhin etwas Merkwürdiges, die Vertreter aller zivilisierten Staaten und die es werden möchten, im Festkleid bei der Musik zu sehen.

16. Juni, Scheveningen.

Gestern einige Stunden für Staatsrat Bloch gearbeitet, der ein merkwürdiges Stück Mensch ist. Energisch, wie

wenn er nicht 65, sondern 35 Jahre alt wäre, verschmitzt und gutmütig, selbstlos und ehrsüchtig. Wir gefallen einander.

* * *

Bei Tisch pflegt noch ein kurioser alter Mensch zu sein: Tachard, ein *ancien ambassadeur de France* aus der Kaiserzeit, *vantard, bon enfant, grognard de la paix,* ein grimmiger Witzbold, aber ein Prachtkerl.

* * *

Heute nach dem Lunch mit Bloch lange geredet. Er erzählte mir die Geschichte des Zarmanifestes. Der Zar habe ihm gesagt, die erste Anregung sei vom Kaiser von Österreich ausgegangen. Später habe sich der Deutsche Kaiser der Friedensidee bemächtigen und diese in Palästina lancieren wollen. Da beschloß man in Rußland, ihm vorzukommen, weil die Autorität des Zars noch zu jung war, um ihm das Hinterdreingehen zu gestatten. Das russische Volk wäre nicht für die Idee zu haben gewesen, wenn der Zar sie als Gefolgsmann des Kaisers angenommen hätte.

Und heute liegt auf der Konferenz die Erklärung des deutschen Delegierten Zorn vor, das Schiedsgericht sei gegen die Souveränität der Monarchen und die Unabhängigkeit der Nationen.

Ich sagte: dann würden sich zwei Gruppen bilden: *Etats de l'arbitrage* und *outlaw*-Staaten. Ob ich das nicht als Schreckgespenst dem Deutschen Kaiser zur Kenntnis bringen sollte, via Großherzog?

Bloch sprach mir entschieden zu.

* * *

Brief an den Großherzog.

Ew. Königliche Hoheit!

Der gute Mr. Hechler schrieb mir, daß Ew. Königliche Hoheit mich auf meiner Durchreise wieder gnädigst empfangen wollten, um meine Berichte über neuere Vorkommnisse in der zionistischen Bewegung entgegenzunehmen.

Leider erreichten mich Mr. Hechlers Mitteilungen nicht mehr in Nauheim, sondern erst hier. Ich bitte also um die Gunst, mich nach meiner Rückkehr aus London anfangs Juli in Baden-Baden vorstellen zu dürfen. Nach all der Güte, die ich von Ew. Königlichen Hoheit und Sr. Majestät erfahren habe, halte ich es für meine Pflicht, heute auch etwas ganz Aktuelles zu erwähnen. Ich hatte hier durch verschiedene Freunde Gelegenheit, allerlei zu erfahren. Die überwiegende Stimmung um die Friedenskonferenz herum ist deutschfeindlich. Die Erklärungen des deutschen Delegierten Zorn gegen das Schiedsgericht, die man als viel zu schroff ansieht, haben eine Idee gezeitigt, die ich E. K. H. signalisieren möchte, bevor sie in die öffentliche Diskussion geworfen wird. Es ist nämlich der Gedanke aufgetaucht, eine Einigung auf das Schiedsgerichtsprinzip eventuell auch ohne Deutschland und sonstige Widersprecher zu schaffen.

Man hätte dann „*Etats de l'arbitrage*", und andere: also eine Art völkerrechtlicher *outlaws*. Die Gefahr für Deutschland wäre, daß sich auf einer idealen Grundlage der Gerechtigkeit, ohne Hervorhebung irgendeiner positiven Streitsache, ein Bund schlösse, vielleicht über die jetzigen Allianzen hinweg, und daß Deutschland plötzlich allein außerhalb stünde, wie Österreich seinerzeit beim Deutschen Bund. Und eben, weil keine positive For-

derung oder Bestreitung vorliegt, hätte Deutschland keine rechte Handhabe dagegen.

Die Rechnung ist hoffentlich ohne den Wirt gemacht, und ich wäre glücklich, wenn ich zur rechtzeitigen Abwendung einer Gefahr für Deutschland eine bescheidene Nachricht liefern könnte.

Übermorgen gehe ich von hier nach Paris. Nur wenn E. K. H. oder S. M. d. K. einen weiteren Bericht über das vorstehend Angedeutete wünschen sollten, würde ich noch einen Tag länger hierbleiben. In diesem Falle bitte ich um einen telegraphischen Befehl.

Ich gestatte mir auch noch meine Londoner Adresse anzugeben. Sie lautet vom 25. ds. ab: London, Hotel Cecil.

Genehmigen Ew. K. H. die Ausdrücke meiner tiefsten Ehrfurcht und innigsten Dankbarkeit.

Dr. Th. H.

17. Juni.

Im Coupé vom Haag nach Brüssel.

Tachard, der gestern Scheveningen verließ, erzählte uns unter vielem anderen, was er einmal von Bismarck hörte. Bismarck habe zu einer Zeit 150 Kellner an die Riviera geschickt, damit sie in den Hotels die Gespräche der vornehmen Reisenden überwachten.

Tachard verfolgte jeden Kellner mit drollig wütenden Blicken und sagte: „C'est un espion".

* * *

Gestern nachmittag sprach ich endlich mit Bloch über den Zionismus. Er machte keine übermäßigen Einwendungen. Er wolle versuchen, mir eine Audienz beim Zar zu verschaffen, vorausgesetzt, daß er selbst noch in der Gnade sei.

Wir gingen auf der Landseite des Kurhauses lange auf und ab. Er erzählte mir von seinen Audienzen bei Zar und Zarin. Letztere schilderte er als *forte tête* und *grand cœur.*

Er hält es für möglich, daß mich der Zar empfängt, sogar daß er ein Reskript *en faveur* des Zionismus erläßt.

Mais après?

Ich sagte, daß mir das vorläufig genüge.

* * *

Gestern abends war N... Bey bei mir. Wir speisten im Salon neben meinem Zimmer. Ich wollte allein mit ihm reden, nicht in der Suttnergesellschaft. N... hat ein unangenehmes Gaunergesicht. Das Gespräch bei Tisch war anfangs geradezu unbehaglich. Ich schleppte es über gleichgültige Dinge hinweg. Newlinski diente uns als *entrée en matière.* N... fällte das härteste Urteil über ihn, erst mit vorsichtigen Worten. „Appelons-le le défunt." Newlinski habe mich betrogen, habe meine Propositionen nie zur Kenntnis der maßgebenden Leute gebracht; vielmehr habe er sich angeboten, uns auszuspionieren. M... N... sei in allem mit Newlinski gegangen . . . . .

Als das Gespräch intimer wurde — ungefähr beim Champagner — sagte N...: „Tranchons le mot, c'était une sale canaille ce Newlinski."

Das Gespräch wurde sehr intim. Als N... sah, daß ich zögernd um den Brei herumging, machte er mir die Sache leicht und sprach offen, geradezu und zynisch. „Es gibt Leute, die verdienen wollen. Ich werde Ihnen ein Konsortium zusammenstellen, das die Sache in Yildiz machen wird. Die Pforte zählt überhaupt nicht. Es muß der soviel und der soviel bekommen. Ich bin

mit allen gut, weil ich immer korrekt gegen jeden vorgehe. Izzet Bey zum Beispiel, der jetzt in Ungnade ist, wird von mir ebenso freundschaftlich behandelt wie früher. Ich gebe ihm dieselben Geschenke usw. Der Mann ist zu intelligent, um nicht wieder in Gnade zu kommen. Dann wird er mir es Dank wissen.

Nur wird es mit Palästina schwer sein. „Il y a des questions qu'il ne faut pas attaquer de front, mais en biais. Prenez Halep, achetez des terrains autour de Beyrout, et faites après tâche d'huile. Arrivera un moment difficile où on aura besoin de vos services; vous vous présenterez et demanderez la Palestine."

Ich sagte ihm, daß ich das nicht könne. Ich dürfe wegen unserer Massen nur Palästina verlangen.

Ich brauche eine Chartered-Company. Er fragte: „Können Sie diese Proposition vom Deutschen Kaiser unterstützen lassen? Oui ou non?"

Ich sagte stark: „Oui!"

Er erwiderte: „Alors la chose est faite. Das Fürwort des Kaisers allein und ein Konsortium in Yildiz allein können es nicht machen. Aber wenn Sie beides haben, ist es zu machen."

Ich: „In welcher Zeit?"

Er: „In ein bis zwei Monaten."

Ich: „Soll ich nach Konstantinopel gehen?"

Er: „Ja. Ich werde Sie mit Tahsin zusammenbringen. Er ist mein Freund."

Er machte mir noch verschiedene Propositionen. Ob wir Terrains in Konstantinopel durch Hypotheken erwerben wollen? Wir könnten in ein paar Jahren halb Konstantinopel besitzen.

Ich lehnte diese Idee ab, weil dies den Antisemitismus erwecken müßte.

Dann erbot er sich, mir die gesamte „öffentliche Meinung“ der Türkei für 3—400 000 Francs aufzukaufen. Kurz, was ich wolle ...

Wir fuhren dann nach dem Haag und waren Freunde.

Beim Kommen hatte er mich *Monsieur* genannt, beim Tisch *Monsieur l'docteur,* beim Rheinwein *Monsieur Herzl,* beim Champagner *Monsieur de Herzl,* beim Käse *cher ami.*

Aventure facile!

Paris, 19. Juni, im Hotel Castille.

Ich steige aus Pietät immer noch in dem alten Haus ab, wo ich jetzt vor vier Jahren den „Judenstaat“ schrieb. Welcher Weg seither! Auch welche Müdigkeit. Mein Herz ist sehr strapaziert. Ich leide an Beklemmungen, Arhythmie.

* * *

Nachtrag von Scheveningen.

Am Morgen meines Abreisetages (vorgestern) kam Bloch auf mein Zimmer und bat mich noch zu bleiben, weil der deutsche Delegierte Zorn nach Berlin berufen worden sei, und vielleicht infolge meines Briefes. Ich wollte aber nicht mehr bleiben, obwohl er mich auf den weltgeschichtlichen Moment aufmerksam machte. *J'avais produit mon petit effet* und wollte nicht vergeblich auf eine Depesche des Großherzogs warten. Ich hielt es für ganz unwahrscheinlich, daß mir der Großherzog antworten würde.

In dieser letzten Unterredung bat mich Bloch, ihm einen kurzen Auszug aus meinem Brief an den Großherzog zu machen. Diesen Auszug, den ich nachfolgend einklebe, schrieb er ab und gab ihn dem Botschafter Staal, der ihn an den Zar nach Petersburg telegraphierte.

Bei dieser Gelegenheit erzählte mir Bloch folgende Anekdote vom Zaren.

Als der Deutsche Kaiser für eine Flottenforderung eine vergleichende Tabelle der Seemächte anfertigen ließ, studierte Bloch diese graphischen Darstellungen, die ihm unrichtig vorkamen, und fand auch wirklich, daß man für die russischen Schiffe einen anderen als den wahren Maßstab angenommen habe. Bei der nächsten Besprechung mit dem Zar machte er diesen darauf aufmerksam. Da sagte der Zar:

„Das sieht ihm (dem Deutschen Kaiser) ähnlich."

* * *

Darstellung, die Bloch Staal gab:

Der Wiener Schriftsteller Dr. Theodor Herzl, der sich in den letzten Jahren insbesondere als Leiter der zionistischen Bewegung bekannt gemacht hat, und mit dem ich hier verkehrte, hat, als ich ihm von den deutscherseits erhobenen Schwierigkeiten sprach, der guten Sache zuliebe vorgestern einen Brief an den Großherzog von Baden geschrieben und mir den ungefähren Inhalt angegeben.

Da Dr. Herzl sich seit Jahren des Vertrauens des Großherzogs von Baden erfreut und auch vom Deutschen Kaiser wiederholt vertrauensvoll empfangen wurde, dürften seine zur sofortigen Weitergabe an den Deutschen Kaiser bestimmten Zeilen nicht ohne Wirkung bleiben.

Dr. H. schrieb etwa folgendes:

Er habe die Meinung, daß die überwiegende Stimmung um die Friedenskonferenz herum nicht gerade deutschfreundlich sei. Die Erklärungen Zorns gegen das Schiedsgericht seien als viel zu schroff angesehen worden. Der Gedanke wäre aufgetaucht, eine Einigung auf das

Schiedsgerichtsprinzip eventuell auch ohne Deutschland und sonstige Widersprecher zu schaffen. Man hätte dann *Etats de l'arbitrage* und andere. Die Gefahr für Deutschland wäre, daß sich auf einer idealen Grundlage der Gerechtigkeit, ohne Hervorhebung irgendeiner positiven Streitsache ein Bund schlösse, vielleicht über die jetzigen Allianzen hinweg, und daß Deutschland plötzlich allein außerhalb stünde, wie Österreich ehemals beim Deutschen Bund. Und eben weil keine positive Forderung oder Bestreitung vorliegt, hätte Deutschland keine rechte Handhabe dagegen.

Dr. H. hat mir diese Mitteilungen über seinen Brief im tiefsten Vertrauen gemacht.

19. Juni, Paris.

Mandelstamm signalisiert, daß der russische Finanzminister Witte der Zensur den Befehl gab, die Drucksachen der J. C. B. nicht mehr passieren zu lassen. Ich möge via Bloch intervenieren. Darauf schrieb ich folgendes an Bloch:

Paris, 19. VI.

Ganz vertraulich!

Exzellenz!

Es wird gut sein, wenn Sie mich *au courant* Ihrer Adresse von jetzt bis Anfang Juli halten, da ich wahrscheinlich zwischen 2. und 4. Juli beim Onkel sein werde und da vielleicht manches richten könnte.

Heute habe ich eine Bitte. Man meldet mir, daß Witte der in der Bildung begriffenen Zionistischen Bank (sie heißt The Jewish Colonial Trust [Jüdische Kolonialbank] in London) nicht sehr freundlich gesinnt sei. Bitte schreiben Sie ihm zwei Worte der Aufklärung: es handle sich um eine durchaus loyale Unternehmung, die zur Aus-

führung der gewiß löblichen Aufgaben der jüdischen Kolonisation bestimmt sei. Er möge daher der Subskription in Rußland keine Hindernisse bereiten. Er möge nur eine wohlwollende Passivität beobachten. Eine Unterstützung oder Leistung brauche ich von ihm nicht. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, daß ich bei dieser Bank keinerlei persönliche und materielle Interessen habe. Ich bin nicht einmal im Verwaltungsrat, sondern nur im Aufsichtsrat, *honoris causa.*

Immer zu Gegendiensten bereit und mit den schönsten Grüßen bin ich Ew. Exzellenz aufrichtig ergebener

Th. H.

21. Juni, Paris.

Gestern vormittag durch die alte rue Cambon hinunter nach dem Tuileriengarten gegangen, wo jetzt die Ausstellung der Automobile ist. Die Automobile sind wie für uns geschaffen. Wir werden Zementwege haben, weniger Schienen und von vornherein neue Verkehrsformen einrichten.

Als ich in solchen Gedanken von der Ausstellung in den Garten hinauskam, fand ich mich plötzlich auf dem von mythologischen Statuen umsäumten Platz, wo ich vor vier Jahren genau um diese Jahreszeit den „Judenstaat" wandelnd träumte. Und wie vom *genius loci* erweckt, tauchten wieder sozialreformatorische Pläne in meinem seither träger gewordenen Gehirn auf.

In der Ausstellung hatte ich den amerikanischen Cleveland-Car gesehen, das beste der vorhandenen Automobile. Die französischen sind zu komplizierte Handhabungen. Der Cleveland-Car scheint h e u t e das letzte Wort zu sein. Er fährt mit Akkumulatoren, die freilich alle 100 Kilometer frisch geladen werden müssen. Relais der

elektrischen Kraft, wie ehemals bei Postpferden. Dennoch schon heute praktisch, wenn genug Füllstationen da sind im Umkreise, den man befährt. Eine Genossenschaft solcher Car-Besitzer könnte — mangels einer freien Unternehmung — für die Füllstationen vorsorgen.

Das brachte mich auf den weiteren Gedanken, den Mutualismus (das Wort finde ich jetzt im Schreiben, ich suchte es gestern in den Tuilerien vergeblich für die Sache, die mir klar war) auf allen Gebieten auszubauen. Zwischen Kapitalismus und Kollektivismus scheint mir der Mutualismus der Mittelweg. Die Produktiv- und Konsumgenossenschaft sind nur Anfänge, Andeutungen des Mutual-Prinzips. Es schwebte mir schon neulich in Wien bei der Zeitungsgründung vor: der Abonnent und Inserent Mitherausgeber der Massenzeitung.

Ich vermute, daß die amerikanischen Versicherungsgesellschaften auch auf diesem Prinzipe beruhen. Ich will die „Mutual"gesellschaft studieren.

21. Juni.

Gestern nachmittag mit Nordau und Marmorek bei Narcisse Leven, Präsidenten der Alliance Israélite und der J. C. A., gewesen. Wir hatten uns vorher über das Vorzubringende geeinigt; Nordau redigierte auch die Verbalnote, die wir hinterlassen sollten. Ich fand diese aber doch nicht richtig, und es wurde beschlossen, daß Alex Marmorek ein Protokoll nachher aufnehmen solle, das wir Leven zuschicken würden.

Leven empfing uns in Pantoffeln, in alten Schlappschuhen ... Das Gespräch null. Leven gab in allem nach. Die J. C. A. würde mit uns gehen, wenn wir den Charter erlangt hätten. Wir dürfen uns nicht auf die J. C. A. berufen; aber wenn wir den Charter haben, gehören sie zu uns.

Alex Marmorek wird diese öde, widerstandslose Unterredung zum Gedächtnis aufnehmen und dem A. C. schicken.

4. Juli, Bad Nauheim.

Ich bin von London zurück.

Nun endlich ist die Bank fertig.

Ich kam am 25. abends mit Wolffsohn in London an. Im Hotel Cecil erwartete mich De Haas mit noch zwei Herren von der *Federation.* Sie wollten meine Rede übersetzen, die noch nicht fertig war. Ich schrieb bis $^1/_2$ 1 Uhr nachts und gab sie ihnen blattweise hinunter.

Am nächsten Morgen fuhr ich mit Wolffsohn ins Bankbureau. Dann nach St. Martins Town Hall zur Konferenz der English Zionist Federation. Ich sprach zugunsten der Federation, die vom Eastend-Russentum angefeindet wird. Bentwich erklärte ich, es müsse Donnerstag, 29. Juli, unter allen Umständen zum Allotment geschritten werden. Er machte alle möglichen Schwierigkeiten, dennoch setzte ich es durch. Die Schwierigkeiten sind heute schon überwunden und darum vergessen. Sie sahen groß aus am 27. Juni.

In einem Augenblick verlangte Bentwich, der aus mir unerfindlichen Gründen *bâtons dans les roues* stemmt, die Einwilligung aller auswärtigen Direktoren zu einer Resolutionsänderung, von der er das Allotment abhängig machte. Er wollte dadurch offenbar eine Verschleppung, während welcher ich wegfahren müßte. Ich überwand das durch große Depeschen, die £ 17 kosteten, und am anderen Morgen waren sämtliche Einwilligungen zum Allotment da. Es waren £ 57000 bar in London angezahlt auf mehr als 250000 Shares (das Minimum), aber erst 228000 Shares registriert. Ich ließ im Bureau äußer-

sten Dampf geben. Am 29. vormittags gingen wir zum Allotment, bei 240 000 registrierten Shares. Indessen wurden noch bis fünf Uhr abends die fehlenden registriert, und ich ließ noch am selben Abend vom Auditor Jackson diese Tatsache bescheinigen. Das Allotment erfolgte auf Grund unserer materiellen Überzeugung, daß mindestens 250 000 Shares subskribiert waren. Durch die bis abends vollzogene Registrierung der inzwischen per Post eingelaufenen Subskriptionen wurde jeder späteren Verleumdung, auf die wir sicher rechnen durften, der Boden entzogen.

H . . ., der Südafrikaner, der uns bei der bisherigen Gründung als Direktor gute Dienste geleistet hatte, demissionierte. . . . . Ich drang in H . . ., zu bleiben, aber nach langem Hin und Her blieb er schließlich doch bei seinem Entschluß.

Gaster proponierte an H . . .s Stelle einen anderen Direktor, der ihm ergeben ist. Den lehnte ich ab. Wir haben jetzt keinen Direktor in London, auch keinen Manager. Die Sorgen wachsen.

Als Trustees nannten Wolffsohn und Kann mich, Nordau und Mandelstamm. Bei diesem Vorschlag erklärte Bentwich, sich zurückziehen zu müssen. . . . .
Die Gaster-Bentwich-Partei will Gaster oder Montefiore als Trustee haben, weil der Widerspruch eines einzelnen Trustee jegliche Aktion verhindert. Nach der Erfahrung, die wir mit Gaster bei der ersten Vollmacht gemacht haben, sind wir aber vorsichtig geworden.

Kann meldet heute aus Haag, er habe mit N... gesprochen. Dessen Antwort auf die Proposition der Syndikatsbeteiligung für das „Alphabet“ war ungefähr: „Un tiens vaut deux fois un tu l'auras.“

„Bargeld lacht“, mit anderen Worten. Ich muß trach-

ten, N . . . herumzukriegen. Kann scheint dazu nicht auszureichen.

Vom Großherzog bekam ich in London eine Depesche: „Dank für Scheveningen Brief, Sache ist inzwischen weitergeschritten. In den nächsten vier Wochen bin ich nicht hier. Friedrich."

Ich werde ihn also erst nach dem Kongreß besuchen.

* * *

Von Bloch ebenfalls eine Depesche. Er wolle zu intervenieren versuchen. (Punkto Freigebung der Banksubskription in Rußland.)

23. Juli, Reichenau.

Gestern schrieb ich von Wien aus folgenden Brief an Staatsminister Bülow, der jetzt auf dem Semmering seinen Urlaub verbringt.

Ew. Exzellenz!

Morgen Sonntag bin ich in Reichenau bei Payerbach, nahe dem Semmering. Es wäre für mich eine große Auszeichnung und Freude, von Ew. Exzellenz empfangen zu werden, natürlich nicht als wißbegieriger Journalist, sondern als bewährt schweigsamer Zionist.

Auf eine Depesche, die ich vormittags im Hotel Thalhof zu Reichenau erhielte, käme ich nachmittags um $^1/_2$ 5 auf den Semmering. Diese präzise Zeitbestimmung gestatte ich mir nicht aus Unbescheidenheit, sondern um auch die Ablehnung meines Besuches auf eine für mich wenigst schmerzhafte Weise zu ermöglichen. Ich will mir denken können: Graf Bülow hat mich nur diesen Sonntag um $^1/_2$ 5 nicht sehen wollen.

In aufrichtiger Verehrung bin ich Ew. Exzellenz

ganz ergebener

Dr. Th. H.

Heute mittag kam folgende Depesche von ihm:

Muß leider aus Gesundheitsrücksichten zu meinem lebhaften Bedauern auf alle Besuche verzichten und vollkommener Ruhe pflegen. Hoffe, Sie ein anderes Mal zu sehen. Besten Gruß

Bülow.

26. Juli, Wien.

Gaster ist bockbeinig, weil ich seinen Herrschergelüsten in der Bank Zügel anlegen will. Da ich ihn auf die Folgen seiner Schwierigkeitenmacherei in den liebenswürdigsten Briefen aufmerksam mache, wirft er mir gereizt seine bisherigen Taten vor und sein „Amt" vor die Füße.

Ich schreibe ihm heute noch einen dritten begütigenden Brief.

* * *

Nordau will nicht nach Basel kommen, weil er zum Dreyfus-Prozeß nach Rennes muß. Schreibe ihm auch einen ernsten Brief, er müsse kommen.

28. Juli, Wien.

Erst jetzt komme ich dazu, das Alphabet einzutragen, das mir N... durch Kann nach London schickte:

Leurs Excellences

Hadji Ali Bey	(a)	Ilias Bey	(g)
Tahsin Bey	(b)	Raghib Bey	(h)
Izzet Bey	(c)	Hadji Mahmoud Eff.	(i)
Faik Bey	(d)	S. A. le Grand Vizir	(j)
Arif Bey	(e)	L. L. EE. les Ministres	
Kiamil Bey	(f)	des Travaux publics	(k)

6. August, Wien.

Der Hauptsatz meines Lebens:

Wer die Menschen ändern will, muß die Bedingungen ihres Lebens ändern.

* * *

Mein Testament für das jüdische Volk:

Machet euren Staat so, daß sich der Fremde bei euch wohl fühlt.

11. August, im Orient-Expreß hinter München.

Vor meiner Abreise von Wien gab es noch einen Krach mit Bacher. Ich hatte für Sonntag ein Feuilleton geschrieben („Das Automobil") und hatte es gut gemacht, um einen Urlaubsabgang zu haben. Montag nach Schluß des Abendblattes sagte ich ihm, ich wolle nun auf Urlaub gehen. Daß er mir die seit drei Tagen bei ihm liegende Bahnkarte nach Buchs bisher nicht ausgestellt hatte, hielt ich für einen Zufall. Indessen war es keiner. Er wollte mich durch das meskine Mittel der Kartenverweigerung länger dabehalten. Er sagte: Jetzt vor der Goethenummer wollen Sie mich allein lassen? Und wie lange wollen Sie ausbleiben?

Ich: Bis Anfang September.

Er (barsch): Das geht nicht.

Ich: Gut, so werde ich am 24. August wieder hier sein.

Er ging fort, ohne Adieu zu sagen. Ich hinterließ ihm den Schlüssel der Feuilletonlade mit einigen trockenen Zeilen.

In dieser demütigenden Lage, wie ein Kommis um Urlaub bitten zu müssen, befinde ich mich noch heute!

Es kam noch schöner. Am Tage nach meiner Abreise brachte die Neue Freie Presse im „Ausland" eine Notiz aus deutschen Blättern, wonach sich der Großherzog von

Baden in St. Moritz zu dem jüdischen Gelehrten Dr. Berliner „sehr skeptisch über die zionistische Bewegung geäußert hätte“.

Das Gegenteil ist wahr. Des Großherzogs Worte, die sogar nach dem Jewish Chronicle für mich sehr freundlich waren (die heutige „Welt“ enthält sie), wurden von den Lügenblättern „Allgemeine Zeitung des Judentums“ und „Jüdische Presse“ gefälscht wiedergegeben und fanden aus diesen infamen Blättern den Weg in die allgemeine Presse. Die Neue Freie Presse übernahm sie mit Wonne. Das ist mein Lohn für viele gute Dienste.

* * *

Hechler hatte ich zum Großherzog von Hessen geschickt, um für mich eine Audienz zu erbitten. Ich will den Großherzog von Hessen bitten, mir eine Audienz beim Zaren, seinem Schwager, zu erwirken, wenn dieser ihn nächstens in Darmstadt besucht.

* * *

Alle die Tage her beschäftigt mich noch mehr als meine noch unfertige Kongreßrede und der Kongreß und die Fürsten und meine Sklavenhalter von der Neuen Freien Presse, der Plan meines neuen Schauspiels „Die sündige Mutter“, das mich in Gedanken entzückt.

12. August, im Coupé vor Basel.

Nach einer komplizierten Umsteigefahrt gestern mitternachts in Heidelberg und heute früh verschlafen in Darmstadt angelangt, wo mich der gute Hechler bereits nervös erwartete. Er hatte gefürchtet, ich würde nicht rechtzeitig eintreffen. Zwischen neun und zwölf waren wir ins Schloß, d. h. zu den allgemeinen Audienzen bestellt.

Ich versuchte noch ein halbes Stündchen zu schlafen,

badete mir endlich den Schlaf aus den Gliedern, zog mich an (aber nicht Frack, sondern nur Redingote), und dann fuhren wir ins Schloß, das patriarchalisch am Gemüsemarkt liegt. Oder der Gemüsemarkt liegt vertraulich am Schloß.

Man gewöhnt sich auch an Audienzen. Der kühlhöfliche Adjutant, dessen Freundlichkeit voll verkniffener Unliebenswürdigkeiten ist, die Wachen an Tor und Tür, die wichtigen Lakaien, die geschniegelt der Audienzminuten harrenden Offiziere und die dekorierten Bürgerschullehrer im Vorzimmer imponierten mir nicht mehr. Ich studierte unbefangen ihre durchsichtigen Ordensseelen, ergötzte mich an den hübschen Rokoko-Panneaux über den Türen und sah auf den Schloßhof hinaus.

Wir hatten eine halbe Stunde gewartet — unser dreizehn — da ging der Oberst-Adjutant ab, offenbar um die Liste der Anwesenden vorzulegen.

Früher hatte er unsere Namen in ein Taschenbuch notiert. Die Reihenfolge bestimmt der Großherzog. Es waren zumeist nur sekundenlange Audienzen. Hechler und ich kamen erst gegen Schluß, so daß wir den Ein- und Abgang der Ausgezeichneten beobachten konnten.

Endlich rief uns der Adjutant: „Die beiden Herren!"

Wir durchschritten den zweiten Wartesalon, kamen in einen dritten Salon, in dem am letzten Fenster am Schreibtisch ein junger Offizier saß. Er stand auf, kam Hechler entgegen, sprach mit ihm englisch — der Großherzog von Hessen.

Er schüttelte mir freundlich die Hand und „freute sich, mich kennenzulernen".

Er stand in der Mitte des Salons, die Hände nonchalant in den Hüften und sich leise auf den Schenkeln wiegend, wie bei einem kleinen *assaut*.

Nach den einleitenden Worten fragte ich ihn: „Ich weiß nicht, wie weit Königl. Hoheit über unsere Bewegung unterrichtet sind?“

Er lächelte: „Nur soviel ich von Mr. Hechler weiß.“

Ich legte also los und erzählte die Hauptsache in ein paar Zügen.

Er stimmte liebenswürdig allem zu, was ich sagte. *Il abondait dans mon sens,* wie im Hofton. Wenn er sprach, beobachtete ich ihn, sah ihn überhaupt immer voll an. Er ist ein hübscher, blonder, schlanker, gutgenährter, gutgefärbter Mann Anfang der 30er. Seiner Schwester, der Zarin, sieht er nach den Bildern sehr ähnlich. Er schielt.

Gesamteindruck dennoch sehr angenehm und freundlich.

Da er dem meisten zustimmte, verlief das Gespräch recht glatt. Über den Antisemitismus bemerkte er, dieser scheine sich zu verlaufen, aufzuhören.

Er empfahl mir einen „Zeitungskrieg“, wenn man so sagen könne.

Jede Woche müsse es wo anders losgehen, bald in England, bald in Amerika, bald in Deutschland. Jeden Augenblick müsse man an die Sache erinnert werden durch die Zeitungen.

Ich dankte ihm für den wirklich nicht üblen Rat. Er fragte: „Wie wollen Sie aber das Land kriechen (kriegen)?“

Ich sagte die Form der Chartered Company.

Dann bat ich ihn, beim Zaren, der ihn besuchen werde, die Sache zu unterstützen.

Er nickte: „Ja, für solche Dinge läßt er sich interessieren. Ich will es tun.“

Dann sprachen wir noch ein bißchen hin und her. Über die Geographie Palästinas zeigte er sich nicht ganz

informiert, denn als ich von der Mittelmeer-Persischen Golf-Bahn sprach, sagte er: „Ja, von Arabien weiß man überhaupt nicht viel.“ Ich glaube, er verwechselte Syrien mit Arabien, doch akzeptierte ich courmäßig diese fürstliche Geographie.

Er verabschiedete mich liebenswürdig, nachdem uns der Stoff ausgegangen war.

13. August, Basel.

Im Hotel Trois Rois die Getreuen versammelt. Wolffsohn, die Gottheils aus New York usw.

13. August, Basel.

Telegramm an den Sultan:

Son Excellence Munir Pascha, Grand maître des Cérémonies de S. M. I. le Sultan, Constantinople, Yildiz.

Les sionnistes réunis en Congrès à Bâle considèrent comme leur premier devoir de déposer aux pieds du trône de S. M. J. le Sultan les hommages de leur dévouement respectueux et de leur profonde reconnaissance pour la bonté qui a toujours été témoignée par Sa Majesté à ses sujets juifs. Les sionnistes ont le désir de soulager leurs frères malheureux dans différents pays d'Europe, et ils veulent contribuer à la grandeur et prospérité de l'Empire ottoman.

Ils espèrent donc que la loyauté de ces tendances sera appréciée et encouragée par la haute Sagesse du Khalife.

Je prie Votre Excellence de bien vouloir vous faire l'interprète de ces sentiments et voeux sincères auprès de Sa Majesté Impériale le Sultan.

Dr. Théodore Herzl,
Président du Congrès Sioniste.

Der dritte Kongreß! *17. August, Basel.*

Meine Eindrücke: Am ersten Tage habe ich mich auf meinem Präsidentensitz bitterlich gelangweilt, am zweiten geärgert.

Gaster kam her und agitierte in den Couloirs und Kommissionen gegen mich: das Tischtuch sei zwischen uns zerschnitten!

Es wurde eine Art Schiedsgericht zurechtgebracht, dem er seine Gravamina gegen mich vorlegte. Ich antwortete, überführte ihn seines Unrechts, und wir gaben uns die Hände.

Versöhnt war er so wenig, daß er in einer dumpfen Weise gegen mich Stimmung machte, namentlich wenn er den Vorsitz hatte.

Greenberg sprach englisch gegen das A.-C. Gaster übersetzte die Angriffe mit Voluptät. Als aber der Obmann des Finanzausschusses ebenfalls englisch das Absolutorium empfahl, vergaß Gaster in der Übersetzung anzugeben, daß die Kommission vollauf befriedigt war.

Bentwich verlangte nähere Kassaausweise. Das rief einen Vertrauenssturm hervor, in welchem Gaster Herrn Bentwich plötzlich im Stiche ließ und theatralisch zu meinen Gunsten sprach, was mir bei allen geschmackvollen Leuten nur schaden konnte.

Dann saßen wir bis 2 Uhr morgens über der Banksache. Die Verhandlungen nahmen den Charakter einer respektablen Schläfrigkeit an, wie in einem wirklichen Parlament.

Ich konnte nur bis 6 Uhr schlafen. Dann kam mir der Morgengedanke, die von Bentwich verlangten, vom Kongreß verweigerten Details heute zu Beginn der Sitzung bekanntzugeben, sonst würde das ganze Jahr hindurch aus diesem Titel gegen mich agitiert werden.

18. August, Basel.

Der dritte Tag war etwas amüsanter. Gegen Mittag lieferte ich das Präzedens einer Kabinettsfrage, damit der Kongreß nicht zu glatt verlaufe. *A Tale of a Tub* von Swift. Während ich mit meiner Demission drohte, wenn die von mir den sieben Gründern der Bank versprochenen Foundershares vom Kongreß nicht bewilligt würden, erinnerte ich mich des Tunnels bei Baden, den die Südbahnbauer auch unnötig mitten in einer Ebene angebracht hatten, damit die Wiener sähen, was ein Tunnel sei.

* * *

Gaster hielt gestern eine „Kulturrede", die mehr ein theologischer Bierschwefel war. *Le bois creux des guitares.*

* * *

Abends die Generalversammlung der Kolonialbank, eine Parade. Eine statistische Darstellung, nämlich eine Darstellung von Statisten. Aber sehr effektvoll.

21. August, Rückkehr von Basel.

Im Coupé hinter Salzburg.

Der Kongreß ist glatt verlaufen. Eine gute Stimmung ist wieder erzielt worden — die sich nun wieder allmählich wieder verlieren wird. Das Weiterarbeiten wird uns übrigens diesmal erleichtert durch eine vertrauliche Anleihe auf den kommenden Schekel. Der brave Schalit aus Riga, Barbasch, Dr. Katzenelsohn und Sachs versprachen je 5000 Fl. — wollen noch weiter sammeln, so daß ich Schritte in der Türkei tun kann und N... einen unmittelbaren Bakschisch versprechen kann.

* * *

Ich war am vierten Tag sehr müde. Gaster hatte ich gesagt, ich würde ihn abends nach der Bahn bringen. Als ich ihm aber um 10 Uhr im Hotel sagte, daß ich müde sei, machte er ein so beleidigtes Gesicht, daß ich rasch hinzufügte, ich würde ihn dennoch begleiten; und so geschah es. Alle Päpste wollen den Pantoffelkuß.

* * *

Und nachdem ich wieder eine Woche lang die Gefühle der Freiheit gekostet habe und ein Herr war, muß ich wieder in meine schnöde Knechtschaft bei der Neuen Freien Presse heimkehren, wo ich keine eigene Meinung haben darf. Es ist die Frage einiger lumpiger tausend Gulden, die ich als Familienvater nicht aufgeben darf.

23. August, Unterach.

Vorgestern morgen schrieb ich von Salzburg an N... Bey eine Briefkarte, er möchte mir anzeigen, wie lange er in Karlsbad bleibe, weil ich ihm wegen der „*chose immédiate*" für ihn, von der mir Kann-Haag in Basel gesprochen, etwas zu sagen habe. Er möge seine Antwort „Charles" zeichnen.

Darauf kam gestern von Karlsbad folgende Depesche: „Resterai ici jusqu'au 27 courant Charles."

* * *

Ich schreibe jetzt an N...

23. VIII. 99.

Excellence,

je suis en train de repartir pour Vienne. Donc en deux mots la chose. Comme entrée en matière je vous remettrai vingt mille francs le jour où je serai reçu par S. M. le Sultan pour lui exposer le plan sionniste. Bien

entendu, ce n'est pas son consentement pour lequel je vous offre ce petit et premier signe de mon amitié. Rien qu'une audience dans laquelle je pourrais lui expliquer tout le bien, tous les avantages, que nous pouvons et voulons apporter à la Turquie en échange de la Charte.

Je vous attends à Vienne pour nous entendre sur les autres choses pour vous et vos amis au cas de la conclusion de l'affaire.

Veuillez me signaler votre arrivée à Vienne sous mon adresse particulière Wien-Währing, Carl-Ludwigstraße 50. Il serait utile que vous me fassiez l'honneur de venir chez moi. Dans un hôtel ou à la gare on est vu, et moins on connaît nos relations, plus nous travaillerons à notre aise.

Agréez, Excellence, l'assurance de ma haute considération et de mon dévouement

Th. H.

24. August, Wien.

„J'ai connu la grande blessure de l'argent", sagt Henry Becque.

Je la connais aussi. Mein Werk würde viel wunderbarer erscheinen, wenn man wüßte, mit welchen Geldsorgen ich infolge meiner Aufwendungen für den Zionismus zu kämpfen habe.

Die mehr als 50000 Fl., die ich hineingesteckt habe, fehlen mir überall, machen mich der Neuen Freien Presse gegenüber noch unfreier, als ich schon war. Ich muß vor der Entlassung zittern, kann nicht wagen, mir den Gesundheitsurlaub zu nehmen, nachdem ich sechs Wochen fort war, allerdings nur im Zionismus tätig.

So komme ich heute wieder einmal in die Redaktion zurück, nachdem ich in Basel ein freier und großer Herr

war, und muß demütig wie ein Kommis beim Herrn Prinzipal Bacher eintreten.

Grausam!

24. August.

Wieder einmal „klar zum Gefecht" in die Redaktion gegangen. Wieder die grinsenden Gesichter derer, die nicht dran glauben wollen, gesehen. Aber ihr Grinsen ist älter, und mir scheint, mutloser geworden.

Bacher begrüßte mich *comme si de rien n'était,* als hätte er mir die letzten vierzehn Tage nicht vergiftet. Er sprach gönnerig ironisch vom Kongreß. „Jetzt sollten Sie sich aber doch bald von der Sache losmachen."

Ich: „Ich denke nicht daran. Warum?"

„Weil mit der Bank ein Gestank herauskommen wird."

„Diese Bank," sagte ich, „ist sauberer als die, die wir zu sehen und in den Blättern freundlich besprochen zu finden gewohnt sind. Die Gründer haben keine Vorteile, wie z. B. bei der Kreditanstalt."

Er verkroch sich ein wenig. Dann kamen Leute herein, wir brachen ab.

Vorher hatte der Reichsritter von V... ein bißchen zu höhnen versucht. Aber ich brachte ihn auf die Situation der Redakteure gegenüber den Herausgebern der Neuen Freien Presse, die wahrlich närrischer und niedriger ist als der Zionismus. Da hatte V... — mit scheuem Blick nach der Herausgebertür — einen Wutausbruch gegen Benedikt, den er haßt und verachtet, und dessen schmutziges Brot er essen muß. Ich verzieh dem armen Ritter seinen Hohn. Ich genoß seinen ohnmächtigen Zornesausbruch, denn er ist eine Figur in meinem modernen Sklavendrama „Der Herr". In diesem Drama wird gezeigt, wie solche Kiesel zu Sande zerrieben werden.

28. August, Wien.

Gestern abend ging ich nach Venedig-in-Wien, ins Restaurant Trianon, weil, wenn N... Bey in Wien angekommen war, er unbedingt dort sein mußte. Er hatte mir nicht geschrieben.

Richtig war er dort in Begleitung des grotesken türkischen Generalkonsuls D..., dem er, wie mir Newlinski erzählt hatte, *moyennant finances,* Titel und Orden verschafft. Ich sprach mit D.... N... sah verlegen aus und tat fremd.

Ich schrieb ihm heute morgen, daß ich mit ihm sprechen möchte, bei ihm im Hotel oder bei mir. Er ließ mir durch meinen Gärtner Schmidt sagen, ich möchte um 4 Uhr ins Hotel Impérial kommen.

28. August.

Hechler fährt heute abend nach Marienbad zum Prinzen von Wales, um diesen zu bestimmen, daß er mich empfange.

29. August, Wien.

Gestern war ich bei N... Bey im Hotel Impérial. Er kniete gerade in Hemdärmeln vor seinem Koffer, den er packte, um nach dem Semmering zu fahren.

Erst war er trocken, abweisend, als wüßte er gar nicht, warum ich komme.

Bald hatte ich heraus, daß ihm 20000 Francs zu wenig waren. Er sagte: „Ihre Audienz wäre doch bei Ihrer Stellung in der zionistischen Bewegung nichts Gleichgültiges. Übrigens würde mir jeder Bankier für eine Audienz beim Sultan das Doppelte von dem geben, was Sie mir versprechen."

„Qu'à cela ne tienne," sagte ich, „Sie sollen 40000 bekommen."

Darauf begann er menschlicher zu werden. Die Sache sei nicht so leicht. Man müsse einen Agenten aufstellen, der in türkischen Kreisen für unseren Plan Stimmung machte. Er wolle mir einen solchen nennen. Es sei ein gewisser E... C..., sein Vertrauensmann, der auch von verschiedenen hohen Beamten benützt werde, um „Bons" entgegenzunehmen. Ich sah, was das war: irgendein levantinischer Gauner, den man im Notfalle verleugnet oder verschwinden läßt.

„Sie sollten dem C... 10, 15 oder 20000 Francs geben, damit er im „Servet" u. a. a. O. Stimmung mache. Wenn Sie zu mir als Funktionär von der Regelung unserer Finanzen sprechen, werde ich Ihnen antworten: Ich habe Sie nicht gerufen, unsere angeblichen Verlegenheiten gehen Sie nichts an. Aber ich spreche als Freund und sage Ihnen, Sie müssen erst säen, wenn Sie ernten wollen."

Ich sah, worauf er hinaus wollte. Bargeld lacht. Ich sagte ihm daher beinahe barsch: „Ich werde Ihnen 10000 Francs voraus geben und 30000 am Tage der Audienz. Wie Sie das Geld anwenden, ist Ihre Sache. Ich werde Sie nicht fragen, was Sie damit machen."

Er wurde weich wie Butter und sagte: „Abgemacht! Ich werde noch aus Eigenem dazusetzen müssen, aber die Spekulation ist es wert. Ich glaube, ich kann dabei ein paar Millionen verdienen; dafür riskiert man schon etwas."

Ich tat, als ob ich ihm alles glaubte. Er begann nun ruhmredig zu werden: was er alles imstande sei. Er sei Rechtsgelehrter, Zivilingenieur, könne jede Fabrik einrichten und über alles französisch oder türkisch auf Kommando spaltenlange Zeitungsartikel schreiben. Wenn ich wolle, würde er sich sofort hinsetzen und einige Spal-

ten über die Bedeutung der Zündhölzchen für die österreichische Staatswirtschaft verfassen. Wege zum Sultan habe er wie keiner; er könne auf Schleichwegen alles erreichen, „*par des moyens perfides*", sagte er selbst. Durch Frauen und Günstlinge. Er werde dem Sultan erklären, daß er seinen Herzenswunsch, eine neue Flotte zu kriegen, durchsetzen könnte, 25 Panzerkreuzer auf einmal und 2000 Krupps und die Seebefestigung von Konstantinopel. „*Laissez-moi faire!*" Er prahlte noch allerlei zusammen, wie ein Spitzbube, der sich seiner Finessen rühmt.

Schließlich präzisierte er: „Ich gehe jetzt auf den Semmering. Samstag bin ich wieder hier. Halten Sie mir 10000 Francs bereit. Aber die müssen mir von Hand zu Hand übergeben werden, ohne Zeugen, ohne Quittung."

Ich sagte, ich würde ihm das Geld durch meinen Advokaten Dr. Kokesch schicken lassen. Er zierte sich ein wenig, willigte aber dann ein. Wir schieden als Freunde!

Ein Detail: den Namen des C... wollte er mir nicht mit eigener Hand schreiben, er diktierte mir ihn nur.

* * *

Natürlich gehe ich nicht darauf ein, die 10000 Francs ohne Beleg herzugeben.

Ich werde Kokeschs Weigerung vorschützen und sagen, er müsse entweder ein *reçu pour frais de presse* unterschreiben oder einen Scheck auf C...s Namen annehmen.

* * *

Nun haben wir die Sorgen der Beschaffung dieser 10000 Francs. Gleich gestern telegraphierten wir an die Zeichner der schwebenden Schuld: Schalit, Barbasch, Katzenelsohn, Sachs.

Als Erster antwortete der brave Schalit, er habe seine 5000 schon abgeschickt.

* * *

Hechler telegraphiert aus Marienbad, der Prinz von Wales sei heute nicht da.

30. August, Wien.

Ich vergaß, aus der Unterredung mit N... einzutragen: Als er, *marché conclu*, anfing zu prahlen, erzählte er mir, auch er habe dem Sultan geraten, den griechischen Krieg zu führen, um eine Diversion in der armenischen Frage zu schaffen.

Er habe das Kräfteverhältnis Griechenlands und der Türkei genau erhoben und daraufhin zum Kriege geraten. Und das nennt man die hohe Politik! *Pour rompre les chiens d'Arménie on fait des massacres en Grèce.* Vor dem organisierten Blutvergießen des Krieges zieht unsere jetzige Zivilisation den Hut — richtig: sie salutiert.

* * *

Heute erhielt ich von N... einen wunderbaren Brief vom Semmering. Es ist ein halber Briefbogen mit folgenden Zeilen in verstellter druckähnlicher Schrift:

— Mr. Charles est d'avis, après mûres réflexions et calculs, qu'il vaux mieux, si on accepte conseil amical, porter premier chiffre à 15000 — quitte à déduire les cinqs des trentes milles ultérieurement payables. — (Orthographie des Originals.)

Eingelegt war seine Visitenkarte: N... Bey, *Secrétaire général du Ministère des Affaires Etrangères.*

Die Karte ist in der rechten unteren Ecke eingebogen und wieder geglättet. Ich glaube, das hat den Zweck,

sie so aussehen zu lassen, als wäre sie von irgendeinem Visitkartenteller genommen.

Das Kuvert mit seiner Schrift und dem Stempel vom Semmering ist übrigens auch dokumentarisch wertvoll. Wird Kremenezky zur Aufbewahrung übergeben.

30. August.

Heute auf dem rüttelnden Omnibus beim Herausfahren nach Währing fiel mir der Titel meines Zionsromans ein:

Alt-Neuland.

Anlehnung an den Namen der Prager Altneuschul. Das wird ein berühmtes Wort werden.

31. August.

Brief, den ich Kremenezky für N... mitgebe:

1. September 99.

Excellence,

Mr. Kokesch étant empêché, c'est mon ami intime Mr. Kremenezky, un homme digne de toute confiance, que je prie de vous remettre la somme convenue de dix mille francs. Mon comité a ratifié les promesses que je vous ai faites, quoiqu'il y avait une décision antérieure de ne plus donner des avances et d'attendre un résultat. Dans l'intérêt même de nos relations je crois bon de ne pas rouvrir cette question. Les trente mille seront payés le jour de l'audience.

Maintenant un autre point, sur lequel, j'espère, il n'y aura pas de difficultés. Ni Kokesch ni Kremenezky ne veulent se charger de la remise de l'argent s'il n'y a pas de quittance. Ils veulent être couverts même envers moi. C'est un scrupule que je suis obligé de respecter.

D'autre part je veux tenir compte de votre désir que

je comprends parfaitement. Veuillez donc choisir, Excellence, entre les deux formes suivantes.

Ou vous aurez la bonté de donner un billet ainsi conçu à mon ami: Reçu de M. Kremenezky dix mille Francs pour frais de presse (ou pour un agent ou sous n'importe quel titre) et signé de votre nom.

Ou bien M. Kremenezky vous remettra au bout de quelques heures un chèque sur le nom de M. E... C... et tiré sur n'importe quelle banque que vous voudrez lui désigner.

Il dépend de vous ce que vous préférez. En tout cas vous pouvez être sûr de la discrétion la plus absolue. Nous ne sommes pas gens à commettre la moindre des indélicatesses. Du reste, nous espérons travailler en parfait accord avec vous, maintenant et toujours. Ce n'est qu'un petit commencement.

Veuillez agréer, Excellence, l'expression de ma haute considération et mes souhaits de bon voyage et de grand succès.

Votre très dévoué

Dr. Th. H.

2. September.

Kremenezky kommt von N... Dieser hat auf seiner Visitenkarte folgende Bestätigung gegeben. (Ich schreibe sie aus dem Gedächtnis nach.)

Reçu la somme de dix mille francs qui m'était due — N...

Kremenezky begnügte sich damit. N... erklärte, er hoffe gute Resultate zu erzielen.

3. September.

Hechler ist *brédouille* von Marienbad zurückgekommen. Der Prinz von Wales hat ihn offenbar als *vieux raseur*

gewittert, und da Sr. Königl. Hoheit die Photographien junger Israelitinnen lieber sind als die alter jüdischer Mauern, wurde Hechler vom Adjutanten gar nicht vorgelassen.

* * *

Von Col. Goldsmid heute einen guten Freundesbrief erhalten.

4. September, Wien.

Gestern nach der Oper mit Martin Fürth im Hotel Bristol genachtmahlt. Er sagte mir, er sei nachmittags beim Rennen mit N... Bey beisammen gewesen. Dieser habe vom Zionismus sehr günstig gesprochen. Es wäre nicht unmöglich, den Sultan dafür zu gewinnen, der ein Freund der Juden sei.

Nur dürften die Zeitungen nicht schreiben, daß wir ein „Empire" gründen wollen.

N... sei *tout ce qu'il y a de plus sérieux.* Ob ich ihn kenne? „Ganz flüchtig", sagte ich.

4. September.

Hechler war da und berichtet, daß unlängst eine vornehme englische Dame Lord Salisbury gefragt habe, warum er den Zionisten nicht helfe. Er soll darauf geantwortet haben:

„Wait, it is coming."

Ich schreibe dieserwegen an Gaster, er möge im Verein mit Sir Francis bei Lord Salisbury Schritte tun.

4. September.

Auf dem Vorhang der Oper ist ein Bild kämpfender Putti nach dem Sieg. Dem Sieger wird ein Kranz gereicht. Die ganze feige Ungerechtigkeit der herrschen-

den Auffassung ist da unwillkürlich allegorisch dargestellt. Dem Sieger auch noch einen Kranz! als ob der Besiegte nicht eher einer Aufrichtung bedürfte.

13. September, Wien.

Unter den vielen Zeitungsausschnitten, die der „Argus“ schickt, ist besonders dieser interessant. Das Interview ist von Madame Lera, der Frau irgendeines südamerikanischen Diplomaten.

Merkwürdig darin die Äußerungen N... Beys.

Actualités.

Une interview avec l'apôtre du Sionisme.

On sait que les Sionistes sont des Juifs qui rèvent de reconstituer le royaume de Judée et de rebâtir les murailles de Jérusalem.

Pratiquement, beaucoup d'obstacles semblent s'y opposer. Les Turcs ne seront sans doute pas désireux de céder la Palestine, et les promoteurs du Sionisme arriveraient-ils à les convaincre par des arguments sonnants, que les Chrétiens de toute confession se lèveraient en bloc pour repousser avec indignation une combinaison qui mettrait les Lieux-Saints au pouvoir des bourreaux du Christ.

Les Sionistes sont d'ailleurs peu nombreux; parmi les fils de la Veuve, le plus grand nombre préfère édifier chez les nations infidèles les coffres-forts d'une Jérusalem fictive; et ce sont seulement les mystiques attachés aux traditions et croyant à l'avenir messianique, qui veulent ramener leur peuple à la Terre Promise.

Il n'en est pas moins intéressant de suivre un mouvement qui tiendrait à refaire l'unité des Juifs dispersés,

à dresser une tente pour les troupeaux errants du camp d'Israël.

Le Congrès tenu à Bâle au commencement de ce mois a-t-il avancé la question? — Nous ne savons. Un de nos correspondants nous envoie le compte-rendu d'une conversation qu'il eut avec un des apôtres les plus convaincus du Sionisme: M. Herzl. Notre correspondant s'est borné à noter comme un simple phonographe les arguments de son interlocuteur. A nos lecteurs de conclure!

Aimablement, M. Herzl avait bien voulu se prêter à mon désir de connaître le sionisme mieux et plus que par ce que des journaux superficiellement en avaient dit. La veille de son départ de la Haye il était venu passer une heure avec moi.

N'ayant pas l'habitude des interviews, je me bornerai à résumer de mon mieux, et très fidèlement, les idées principales émises par M. Herzl.

„Ce qu'est le sionisme, et ce que je veux faire? ce que je rêve depuis quatre ans et qui hante toute les heures de ma vie? le voici. Je veux donner aux Juifs de toutes les nations un coin du monde ou ils puissent vivre en paix, non plus traqués, honnis et méprisés. Parmi nous, ainsi qu'il arrive toujours du reste, c'est le pauvre qui est le plus à plaindre. Les autres, qui peuvent, à leur gré, changer de résidence, qui du reste sont en contact avec les classes supérieures, ont certes à supporter bien des souffrances d'amour-propre et de dignité blessée; mais vous ne sauriez croire à quel point, dans certains pays, le Juif pauvre est malheureux. Je veux leur ouvrir, à ces honnis, un pays qui soit leur; dans lequel, en toute liberté et grâce à la liberté, leurs qualités pourront se développer, en même temps que

s'atténueront, au contraire, les vices et les défauts que des siècles de persécution et d'ostracisme ont développés en eux; les débarrasser enfin de cette crasse morale; arriver à mettre en jeu leurs dons intellectuels et moraux très réels, et que mon peuple, enfin, ne soit plus le sale juif, mais le peuple lumière qu'il peut être!

„La Jérusalem nouvelle que dans mes rêves j'entrevois, la Palestine ressuscitée, rajeunie et bien vivante qui me hante, m'apparaissent dans leurs plus petits détails, et je les vois comme le résumé, l'extrait de tout ce que la civilisation a mis des siècles à obtenir.“ Et s'animant encore: „Comprenez donc bien, que les pays, les cités ont toujours été à leur origine dus au hasard; qu'ils ont grandi peu à peu, se sont perfectionnés par une progression lente; et qu'enfin, même dans la ville la plus belle, à côté du progrès et de la modernité, il y a toujours une trace plus ou moins considérable des époques arriérées: vieux quartiers pittoresques mais malsains où souvent il est difficile d'appliquer les perfectionnements modernes.

„Là-bas, dans cette terre aujourd'hui morte, mais qui n'est qu'endormie, prête, comme la fille de Jaïre, à se lever du tombeau et à reprendre sa place parmi les vivants, il en sera tout autrement. Il y a tout à faire? Eh bien, tant mieux! nous ferons tout. Nous choisirons les meilleurs emplacements pour y établir nos cités; nous emploierons pour construire celles-ci toutes les ressources de la science moderne; nous mettrons la terre en valeur, et notre peuple apprendra à cultiver cette terre; il apprendra à exercer ses facultés et ses dons d'endurance, de travail et d'intelligence autrement et sur d'autres points que ceux auxquels il a été pour ainsi dire confiné jusqu'à présent.

„De Jérusalem, la cité sainte, je voudrais chasser les trafiquants et les immondices qui la déshonorent. Sans y toucher, respectant chaque pierre, la nettoyer et la consacrer aux œuvres de bienfaisance, asiles de vieillards et d'enfants, aux œuvres d'intelligence, à tout ce qui lui garderait son caractère de recueillement et d'auguste grandeur. Autour de ses murs seulement, s'élèverait la nouvelle ville, la Jérusalem moderne, dominée et protégée par la majesté des vieilles murailles."

„Mais", dis-je, „pratiquement, comment de votre rêve ferez-vous une réalité?"

„Ah voilà! Il nous faut le pays, d'abord! . . . La Turquie consentira-t-elle à s'en défaire? Et cependant, quoi de plus juste, de plus naturel, que nous laisser nous établir sur cette terre qui est à nous, à la possession de laquelle on ne peut nous contester le droit moral! Et puis il y a les puissances européennes: encore un gros aléa! Et enfin les miens. Oui, vous ne croiriez pas que parmi les Juifs mêmes mon projet a bien des ennemis. Les uns ne le comprennent pas; d'autres ne veulent pas le comprendre; d'autres enfin cherchent à interpréter mes intentions, à y voir les calculs de l'ambition et de l'intérêt, là où il y a une idée qui s'est emparée de moi et que je voudrais triomphante. Mais n'importe, je marche avec mon rêve, dans mon rêve, si vous voulez, et pour lui. Il m'est si cher que j'ai résisté toujours au désir de lui donner une forme, en retraçant, dans un roman par exemple, ce qui peut être l'avenir de notre race."

Tout cela, M. Herzl le dit d'une voix chaude et colorée, avec des paroles vibrantes et émues, et en l'écoutant je me rappelai ce passage de Tancrède où, parlant de la constance des Juifs qui gardent à travers les siècles

et malgré les persécutions les traditions de leur race et célèbrent encore les vendanges d'Israel, non plus sous le ciel de feu de la Galilée, mais dans les humides cités du Nord, Disraeli ajoute: „Une race qui persiste à célébrer ses vendanges, bien qu'elle n'ait plus de fruits à récolter, regagnera ses vignes.“

A quelques jours de là, je me trouvais avec quelques diplomates, parmi lesquels un des délégués de la Turquie, S. E. N... Bey, le secrétaire général du ministère des Affaires étrangères. On parla d'une foule de choses, parmi lesquelles le sionisme; le fin sourire de l'Excellence me fit comprendre que vraiment ce ne serait jamais qu'un rêve — au moins sous cette forme. Accueillir les Juifs, oh oui! La Turquie est vaste, elle est loin d'être cultivée comme elle devrait et pourrait l'être; il y a place pour des millions d'habitants encore, et les Juifs, sous la protection des lois turques, seraient à l'abri de toute persécution, dans la jouissance de la liberté de conscience la plus absolue. Mais on ne peut leur livrer les Lieux-Saints; les lois turques même s'opposent à ce que des groupements juifs s'y établissent.

Il serait inacceptable pour les nations chrétiennes de voir passer aux mains des Juifs la terre sacrée où s'élèvent le Golgatha et le Mont des Oliviers.

M. L.

13. September.

Der Anarchist Marcou Baruch hat sich in Florenz erschossen. Dieser offenbar irrsinnige Mensch hatte mich vom zweiten bis zum dritten Kongreß mit Drohbriefen verfolgt. Ich befürchtete ernstlich, er werde diesmal in Basel gegen mich ein Attentat versuchen. Indessen schützte mich niemand. Marcou Baruch stand, wenn es

ihm beliebte, vor, neben und hinter mir. Er konnte einen Messerstich führen, wann er wollte. Ich scheine ihn aber mit dem richtigen Bändigerblick behandelt zu haben, denn er sprach scheu und freundlich mit mir. Daß ich den Mord richtig in seinen Augen gesehen habe, beweist nun sein Selbstmord.

* * *

Auch sonst kommen viele Wahnsinnige zu mir. Von Messiassen aller Art werde ich heimgesucht. Das Neueste ist ein „Jesus Christus“ namens Lichtneckert, der mir in einem sonst intelligenten Brief schreibt, ich sei der Elias, s e i n Elias, und ich solle ihm 5000 Fl. zur Herausgabe eines die Welt erlösenden Werkes geben. Ich lieferte den Brief meinem guten Hechler aus, der ihn besuchen und beschwichtigen wird.

Bei dieser Gelegenheit erzählte mir Hechler folgende Geschichte: „Als ich in Stockholm war, tauchte in der Umgegend so ein falscher Jesus Christus auf. Er suchte sich wieder seine zwölf Apostel zusammen. Als aber der Karfreitag herankam, sah er, wie die Apostel Hölzer zusammenbanden. Er fragte sie, was das sein sollte. Sie sagten: Wir werden dich jetzt wieder kreuzigen. Das war ihm aber doch zuviel, und er verschwand aus der Gegend.“

25. September, Wien.

Bernstein Kohan schreibt, der J. C. A.-Sekretär M... und Edm. Rothschild wären in Konstantinopel. Wozu? weiß er nicht.

Um uns in die Suppe zu spucken, uns den Wind abzufangen, unsere Ideen auszubeuten oder zu contrecarrieren?

. . . .

Wie oft habe ich angeboten, mich zurückzuziehen, wenn sie nur diese Idee ausführen.

Mir handelt sich's doch nicht darum, daß ich den Charter bekomme, sondern daß die Juden ihn bekommen.

* * *

Heute gebe ich im vertraulichen Aktionskomitee folgende Erklärung ab:

Seit länger als zwei Jahren bestreite ich aus eigenen Mitteln die Kosten des Parteiorgans „Die Welt". Als Parteichef konnte ich das Unternehmen nicht geschäftlich betreiben, mußte auch die mir angebotenen Subventionen ablehnen. Da das Blatt aber immer weitere, meine Kräfte übersteigende Opfer verlangte und ich es nicht verkaufen wollte, war ich entschlossen, es nach dem dritten Kongreß eingehen zu lassen.

Ich teilte diese Situation einigen Freunden mit. Da erbot sich Herr Heinrich Rosenbaum in Jassy, ein Konsortium zur Weiterführung der „Welt" in der Form einer Aktiengesellschaft zusammenzustellen. Ich nahm dies an. Indem ich aber dem A. C. diese Anzeige mache, wiederhole ich in protokollarischer Form meine bei Gründung des Blattes abgegebene Erklärung, daß ich aus den von mir in das Blatt investierten Kapitalien keinerlei geschäftlichen Gewinn haben will, und falls sich dennoch ein solcher auf meinen Anteil ergeben sollte, ich ihn unserem zionistischen Agitationsfonds zuwenden werde.

Diese letzte Erklärung bitte ich aber vollkommen geheim zu halten, da ich den anderen gesinnungsgenössischen Aktienbesitzern nicht die moralische Nötigung auferlegen will, ebenso vorzugehen. Auch ich würde den legitimen Ertrag eines Blattes nicht verschmähen, wenn es nicht für mich der besondere Fall wäre, daß es das offizielle Organ der Bewegung ist, die ich führe.

29. September, Wien.

Die österreichische Krise wird jetzt genau so gelöst, wie ich es vor ein paar Monaten in meinem Brief an den Polizeipräsidenten riet: durch Zurücknahme der Sprachenverordnungen und persönliche Intervention des Kaisers bei den Parteien.

1. Oktober.

Heute war Josef Lichtneckert, der „wiedergekommene Jesus Christus“ bei mir, ein Wahnsinniger von reinstem Wasser. Um ihn loszuwerden, ließ ich ihn herein, sprach freundlich mit ihm, erklärte ihm, ich könne ihm die verlangten 5 oder 2000 Fl. nicht geben — er möge sich an die Bibelgesellschaft wenden. Diese Anregung nahm er dankbar auf. Ob ich ihn damit los bin, ist freilich noch fraglich.

5. Oktober.

Heute traf ich zufällig den Irrenarzt Dr. Kornfeld in der Druckerei der „Welt“. Ich erzählte ihm vom „wiedergekommenen Jesus Christus“. Er sagte mir, daß das ein gefährlicher Irrsinniger sein dürfte, und nahm es auf sich, ihn zu besuchen und im Notfalle die Anzeige bei der Polizei zu erstatten. Man lade eine Verantwortung auf sich, wenn man das nicht tue. Er könne plötzlich die Inspiration haben, jemanden zu ermorden.

6. Oktober.

Hechler soll Montag nach Darmstadt, um vom Zar für mich eine Audienz zu erbitten. Ich gebe ihm diesen Brief an den Großherzog von Hessen mit.

Ew. Königliche Hoheit!

Der gütige Rev. Hechler überbringt diese Zeilen. Darf ich mich mit zwei Worten in Erinnerung bringen?

Als ich im August die Auszeichnung hatte, in Darmstadt empfangen zu werden, machten mir Ew. Königl. Hoheit die allergnädigste Zusage, sich bei Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland dahin zu verwenden, daß ich auch von diesem hohen Herrn empfangen werde, um die Zwecke und Ziele des Zionismus zu erklären.

Für Rußland ist die Frage wichtig genug. Unser Vorschlag bedeutet die zugleich menschenfreundliche und vollständige Lösung. Ew. Königliche Hoheit meinten ferner, daß Ideen von solcher *envergure* den Zaren zu interessieren vermöchten. Gebe es Gott!

Ich bitte Ew. Königliche Hoheit, die Ausdrücke meiner tiefsten Ehrfurcht und Ergebenheit zu genehmigen.

Dr. Th. H.

13. Oktober 99, Wien.

Dem Gemeinderat und Vizepräses der Wiener Kultusgemeinde, Dr. Alfred Stern, verdanke ich — wer hätte es gedacht — eine kommende Idee. Er bat mich unlängst, ihnen die Polna-Protestversammlung im Musikvereinssaale durch unsere Studenten nicht stören zu lassen. Ich sagte es ihm zu, wenn wir wenigstens einen Redner aufstellen dürften, der die Frage diskutiere, was mit den Exulanten und „Abbrandlern" von Polna, Kuttenberg usw. geschehen solle. Ob nicht eine Hilfsaktion für sie einzuleiten wäre. Stern beschwor mich bestürzt, von diesem Gedanken abzulassen. Es hieße, ganz Böhmen mobilisieren. D. h. die armen Juden von ganz Böhmen kämen hilfesuchend nach Wien, und die hiesigen *upper Jews* hätten das G'frett.

Ich tat, als ließe ich mich davon abbringen, merkte mir aber gleich die Wirkung in eventum. Wenn der Moment da sein wird — der Charter! — werde ich die oberen

Juden in Wien, London und Paris mit einem Pilgerzug der *misère* einschüchtern. Die Parole kann ich leicht ausgeben, wie es jüngst in Creuzot geschah.

14. Oktober, Wien.

Hechlers Expedition scheint mißlungen zu sein. Er telegraphiert aus Darmstadt:

„Schwager (Großherzog) sehr freundlich, will Vater (Zar) bitten, aber die allernächsten Tage unmöglich. Er will direkt einladen. Ich kehre heute zurück. Heinrich."

16. Oktober, Wien.

Der Transvaal-Krieg ist vielleicht für die Juden Englands die Büchse der Pandora. Wenn es den englischen Truppen schlecht gehen sollte, kann die Reperkussion die Juden treffen. Man wird die Minenspekulanten beschuldigen, England in dieses Unglück gestürzt zu haben.

Sehe ich recht?

21. Oktober, Wien.

Hechler heute von den Großherzögen von Baden und Hessen zurückgekehrt. Baden war lieb und gut wie immer, Hessen kühl und reserviert. Hechler meinte, mein Brief sei nicht unterwürfig genug gewesen, und sagte: „Je kleiner einer ist, um so mehr will er geschmeichelt sein."

Bref, ein Mißerfolg.

Wir wollen es nunmehr nach des Zaren Abreise von Darmstadt mit einem Brief an die Zarewna versuchen und die bitten, mir eine Audienz in Petersburg zu verschaffen.

27. X. 99.

In der N. Fr. Pr. steht heute ein Karlsruher Telegramm, der Zar wolle den Großherzog von Baden besuchen. Ich schreibe an den Großherzog:

Ew. Königliche Hoheit!

In wenigen Worten — um nicht lästig zu fallen — möchte ich eine große ernste Bitte vortragen.

Die Blätter melden, Se. Majestät der Kaiser von Rußland werde dieser Tage Ew. Königliche Hoheit besuchen. Mir erscheint es als ein Wink der Vorsehung.

Es ist für unsere Bewegung von vitalem Interesse, daß ich eine Audienz bei S. M. dem Zaren erhalte.

Aus zwei Gründen: Erstens, damit ich den hohen Herrn über die redlichen Ziele des Zionismus unterrichte. Zweitens, damit durch die Tatsache dieser Audienz unsere Bewegung in Rußland als anerkannt erscheine. Meine armen Genossen in Rußland zittern immer davor, daß da oder dort ein Gouverneur auch in ihrem Zionismus etwas Schlechtes erblicken könnte. Ein Ukas Sr. Majestät zugunsten des Zionismus wäre zuviel — denn er würde beim Hinabgelangen zu den unteren Stellen den Charakter eines Ausweisungsbefehles erhalten. Das wäre, da wir von der türkischen Regierung noch keinen Charter haben, eine Massenkatastrophe. Hingegen wäre meine Audienz genau so viel an Wohlwollen, als wir zum Weiterarbeiten jetzt brauchen. Eine andere, eine positive Hilfe will ich gar nicht erbitten.

Ew. Königliche Hoheit wissen seit Jahr und Tag, wie ernst ich diesem Heilgedanken diene, wie sauer ich es mir werden lasse, und wie ich den Anfeindungen nicht weiche. Darf ich von der Güte Ew. Königl. Hoheit, die mir schon ein Trost in mancher schweren Stunde war, auch diesmal die Hilfe erbitten?

Auf einen telegraphischen Ruf käme ich sofort nach Baden oder Darmstadt. Wenn aber der Kaiserliche Gast jetzt nicht mehr dazu Zeit hat, möge er mich nach Petersburg oder wohin immer bestellen.

Schon glaube ich als auf eine nützliche Wirkung meiner Tätigkeit darauf hinweisen zu dürfen, daß ich viele von den Irrlehren des sozialen Umsturzes bekehrt und einem Ideal zugewendet habe.

Meine Gewohnheit, zu Ew. Königlichen Hoheit als zu meinem gnädigsten Helfer hinaufzublicken, möge mich entschuldigen, wenn meine heutige Bitte etwas Unbescheidenes oder Unerfüllbares enthält.

In tiefster Ehrfurcht und innigster Dankbarkeit verharre ich als

Ew. Königlichen Hoheit

vollständig ergebener

Dr. Th. H.

30. Oktober, Wien.

Von der Universität wird mir berichtet, daß einige Studenten gegen mich meutern.

Auch die Matrosen des Columbus sind unsterblich.

Ich lasse mir diese Woche die Chargierten der Verbindungen kommen, um ihnen den Kopf zurechtzusetzen.

* * *

N... schreibt, er werde mir demnächst einen Vertrauensmann nach Wien schicken.

* * *

Trietsch agitiert in Rumänien mit Erfolg für sein Cypernprojekt, das ich sehr vernünftig finde, obwohl ich mich mit Rücksicht auf die Chovevi Zion nicht dafür aussprechen darf.

2. November, Wien.

Aus meinem Badezimmer sah ich heute früh einen Depeschendiener am Gartengitter vorbeigehen. Ich spitzte,

ob er bei meinem Tor halten werde. Er hielt. Das Mädchen brachte mir die Depesche mit dem roten Papierstreifen der Hofdepeschen. Aha! vom Großherzog. Die Depesche konnte interessant sein. Ich verlängerte meine Erwartung ein bißchen, um mich zu unterhalten. Daß er telegraphierte, bewies, daß er mir etwas zu sagen hatte. Aber was? Die Berufung zum Zaren?

Die Depesche lautet:

Badenbaden Schloß 1./11. 7. 45 n.

Ich reise morgen nach Darmstadt und erwarte dort definitive Entscheidung, die ich sofort mitteilen werde.

Friedrich."

Das Wort „definitive Entscheidung" läßt annehmen, daß er schon in Baden-Baden mit dem Zaren gesprochen und keine direkte Ablehnung erfahren hat.

Es wäre ein ungeheurer Schritt nach vorwärts. Andererseits lese ich heute unter den offiziellen Zeitungsdepeschen, daß der Zar bis 7. Nov. in Darmstadt bleibt.

Es wäre somit möglich, daß wir knapp vor einem großen Erfolge des Zionismus stehen.

3. November.

Die erwartete Antwort vom Großherzog kam nicht.

Da er heute schon wieder von Darmstadt weg sein muß, läßt dieses Schweigen nur die Erklärung zu, daß der Zar, der in Baden-Baden nicht rundweg refüsieren wollte und sich Bedenkzeit ausbat, sich inzwischen vom Minister Murawiew oder von seiner Entourage die Ausrede vorbereiten ließ.

Denkbar wäre allerdings auch, daß er mich jetzt nur nicht empfangen will und mich nach Rußland bestellen wird. Letzteres wäre mir sogar viel lieber. Möglich wäre

allerdings auch, daß der gute Großherzog gänzlich *bredouille* abziehen mußte.

Bref, nous verrons.

* * *

Brief an N...:

7. November, Wien.

Excellence,

permettez-moi de vous signaler en deux mots l'état actuel des choses.

Depuis le dernier Congrès de Bâle le mouvement commence à s'accentuer en faveur de Chypre. Voyant que le gouvernement turc ne paraît pas disposé de s'entendre avec nous, on veut se tourner du côté de l'île qui dépend de l'Angleterre et nous est accessible à toute heure. Au bout de quelques années les immigrés y sont des citoyens de plein droit, jouissent d'une large autonomie, etc.

Jusqu'au prochain Congrès je suis encore le maître de la situation. Mais si jusqu'alors je n'ai pas de résultat, nos plans tombent à l'eau — de Chypre.

C'est aux hommes d'État de la Turquie d'envisager à temps les avantages qui vous échapperont. Vous n'aurez pas l'établissement des Juifs en Paléstine qui vous aurait rapporté beaucoup d'argent immédiatement, le règlement de votre situation financière toute entière ensuite, une flotte moderne, une vie industrielle et commerciale, le bien-être de l'Empire finalement.

Mais si vous n'aurez pas la colonisation juive qui vous rapporterait, vous aurez la colonisation par les autres peuples qui vous coûtera. Vous ne pourrez pas refuser à des „nations amies" l'immigration. De concessions en concessions, de fil en aiguille, vous serez obligés d'abandonner pour des mots aimables et des poignées de main,

ce que vous auriez pu céder pour des avantages réels. Les autres ont intérêt à vous rendre de plus en plus faibles — nous au contraire avons intérêt à vous faire de plus en plus forts, car vous devez nous protéger.

La Souveraineté de S. M. le Sultan qui avec nous serait durable et efficace deviendra, grâce aux „capitulations“, une formalité qui s'évanouira finalement comme celle de la Crète.

Permettez ces mots sincères et sérieux à un ami dévoué qui ne se cache pas d'avoir en vue les intérêts de son peuple, mais en accord parfait avec les intérêts de la Turquie.

Pour remonter la patience et le courage des Sionnistes il est indispensable que je puisse être reçu le plus tôt possible par S. M. le Sultan et que je puisse expliquer à sa haute Sagesse nos projects loyaux et avantageux.

Agréez, Excellence, l'assurance de ma haute considération.

Votre tout dévoué

Th. H.

Cela ne l'engage encore à rien, le Sultan décidera après m'avoir entendu.

8. November, Wien.

Vom Großherzog keine Nachricht. Jedenfalls ist sein Versuch, mich in Darmstadt vom Zaren empfangen zu lassen, gescheitert, da der Zar heute schon in Potsdam ist. Vielleicht bekomme ich noch einen Brief, der die näheren Umstände erklärt.

Vielleicht habe ich dem Großherzog von Hessen nicht zu gefallen verstanden und dieser hat es hintertrieben?

* * *

Die nächste Entwicklung sehe ich so vor mir: Wenn ich bis zum IV. Kongreß mit der türkischen Regierung nicht weitergekommen bin, werde ich die Cypernsache *sous la main* vorbereiten, nach London gehen, mit Salisbury sprechen und den Kongreß bestimmen, zunächst nach Cypern zu gehen.

Jedenfalls glaube ich, daß wir nach dem nächsten Kongreß praktisch aufs Land, auf irgendein Land gehen werden.

Ich könnte das alles natürlich präzipitieren, wenn ich ein freier Mann wäre, reisen könnte, wann es nötig ist. Da wäre ich in Karlsruhe in der Nähe gewesen, als der Zar da war, und x andere Gelegenheiten wären herbeigeführt und ausgenützt worden. Ich wäre auch schon nach Konstantinopel gefahren und hätte dort etwas ausgerichtet.

Aber ich bin der Kommis der Herren Bacher und Benedikt. Ich muß täglich im Bureau erscheinen, wenn ich auch da nicht viel tue.

Hätte mir die „Welt" einen materiellen Rückhalt geboten, so wäre alles besser und schneller geworden. Aber ich mußte im vorhinein erklären, daß ich den eventuellen Ertrag der Bewegung zuwenden werde. Hingegen hat mich die Bewegung im Stich gelassen, und ich habe bisher mehr als 25 000 Gulden bei der „Welt" eingebüßt. Nicht genug damit, scharniert man sich jetzt gegen dieses Blatt, dem die ganze Entwicklung seit drei Jahren, der Kongreß, die Bank zu verdanken sind. Alle sind unzufrieden mit den Artikeln. Alle wollen dreinreden, nur zahlen durfte ich allein.

Es ist eine gute Lehre für mich. Wahrscheinlich ginge es noch ärger zu, wenn ich bereits vollständig ruiniert wäre.

„Verlasse dich auf Fürsten nicht,.
Sie sind wie eine Wiege“

könnte ich über die „Hilfe“ des Deutschen Kaisers sagen.

Aber wenn ich an meine leicht zum Meutern aufgelegten Anhänger denke, kann ich den Schluß des Verses hinzufügen:

„Wer heute Hosiannah spricht.
Spricht morgen: Crucifige!“

Ich verlasse mich auch wirklich weder auf Fürsten noch auf Volk, sondern nur auf mich selbst.

Ich muß darum enorm arbeiten, um meinen Gebrauch zu decken: ein Stück nach dem anderen (leider hapert's mit der Aufführung) und jetzt den Roman „Altneuland“.

Um Korn auf die Mühle zu bekommen, habe ich jetzt sogar meinen alten Schwank „Muttersöhnchen“ umgearbeitet und für den Komiker Girardi eine Rolle geschrieben. Es gibt nichts, was mir literarisch ekelhafter wäre. Man wird mir wohl auch Vorwürfe machen, wenn es bekannt wird, daß ich als „Prophet“ solche *basse besogne* mache. Aber was soll ich tun?

Der Zionismus kostet mich Geld und darf mir nichts einbringen. Andererseits habe ich mir als „deutscher Schriftsteller“ ungemein geschadet, und man traut sich nicht recht, mich aufzuführen. In der N. Fr. Pr. ist aus demselben Grunde auf Avancement nicht zu hoffen. Die Ansprüche an mich wachsen hingegen auf allen Seiten. Schnorrer aller Art kommen zu mir, sogar aus Persien. Für die „Welt“, für den Kongreß und die Bank muß ich immer wieder Geld hergeben.

Wenn man das alles wüßte, würde man mich vielleicht mehr bewundern, als es geschieht.

Die Erklärung aber, die über mich im Publikum zir-

kulieren dürfte, ist wohl entweder, daß es mir einen Haufen Geld einbringt, oder daß ich es aus Eitelkeit tue.

Sollte ich aber zusammenbrechen, so wird es Fußtritte auf mich regnen, man wird mich auslachen und undankbar sein.

Also nicht zusammenbrechen!

12. November, Wien.

Vom Großherzog ein gutes Handschreiben d. do. 10. ds. Baden-Baden erhalten.

Er habe mit dem Zaren in Baden-Baden und Wolfsgarten mein Ersuchen besprochen. Der Sache war der Zar gleich in Baden günstig; über meine persönliche Anhörung aber wollte er sich erst in Wolfsgarten äußern. Als nun der Großherzog in Wolfsgarten darauf zurückkam, fühlte er heraus, daß der inzwischen von Paris zurückgekehrte Murawiew dagegen Einfluß genommen hatte.

Ich möge aber eine Denkschrift in französischer Sprache ausarbeiten, die der Großherzog sich bereit erklärt, dem Zaren zuzustellen.

12. November 99.

Ich antworte:

Ew. Königliche Hoheit!

Soeben habe ich das allergnädigste Handschreiben Ew. Königl. Hoheit vom 10. ds. Mts. mit innigstem Danke erhalten.

Die ganze hohe Güte des edelsten Fürsten spricht wieder daraus zu meinem Herzen, wenn auch leider kein unmittelbarer Erfolg zu verzeichnen ist. Selbstverständlich werde ich den mir unter allen Umständen Richtung gebenden Rat Ew. Königl. Hoheit befolgen und ein Ex-

posé in französischer Sprache ausarbeiten. Sobald es fertig ist, werde ich mir gestatten, es nach Karlsruhe zu schicken.

Genehmigen Ew. K. H. die Ausdrücke der innigsten Ehrfurcht und immerwährenden Dankbarkeit

Ihres vollständig ergebenen

Dr. Th. H.

22. XI. 99, Wien.

Das vage, phrasenhafte, höfische Exposé für den Zaren habe ich gestern zur Übersetzung an Alex Marmorek nach Paris geschickt.

Ich bemühte mich, nach Art der Scheherazade mit meiner Erzählung weniger zu befriedigen, als die Lust nach mehrerem zu erregen. Diese Bemühung ergänze ich noch in dem Begleitbrief an den Zaren:

Sire!

C'est à la Grâce de Son Altesse Royale le Grandduc de Bade qui a bien voulu se faire le haut interprète de mon humble demande d'audience auprès de Votre Majesté Impériale, que je dois la permission de soumettre le project sionniste pour la solution définitive de la question juive. Les sionnistes veulent faire du bien à leurs frères malheureux, les soustraire aux doctrines subversives, et les conduire vers un chemin d'une moralité plus élevée dans l'intérêt même de l'humanité toute entière.

L'exposé ci-joint ne contient que les grandes lignes de ce plan. Pour ne pas être trop long, je me suis borné à fournir seulement quelques indications générales. Quant aux nombreuses questions de détail je suis à toute heure à la disposition de Votre Majesté Impériale. Sur la façon dont on pourrait exécuter le projet, sur les voies et moyens de la réalisation, une explication orale serait

de la plus grande utilité. Si j'ose donc solliciter humblement la faveur de pouvoir me présenter à St. Pétersbourg ou en n'importe quel lieu qu'il plaira à Votre Majesté de m'indiquer, c'est dans l'intérêt suprême de la cause à laquelle je me suis dévoué. La solution de cette question douloureuse serait une grande et bien belle action, digne de notre temps, digne des Souverains les plus magnanimes.

Je suis avec le plus profond respect,

Sire!

de Votre Majesté Impériale

le très humble et obéissant serviteur

Dr. Th. H.

Begleitbrief an den Großherzog von Baden.

Ew. Königliche Hoheit!

In der Beilage gestatte ich mir, das auf den allergnädigsten Rat Ew. Königl. Hoheit abgefaßte Exposé und den Brief an S. M. den Kaiser von Rußland ehrfurchtsvoll zu überreichen.

Dem Wunsche Ew. Königl. Hoheit gemäß habe ich es kurz gehalten.

Gebe Gott, daß ich so das Richtige getroffen habe.

Sollte an meinem Texte etwas zu ändern, wegzulassen oder zu erweitern sein, so bitte ich ehrerbietigst um Bezeichnung der ungenügenden Stellen.

Mit den Ausdrücken innigster Ehrfurcht und treuer Dankbarkeit für all die gnädige Hilfe

verharre ich als Ew. Königl. Hoheit

vollständig ergebener

Dr. Th. H.

25. Nov., Wien.

Gestern war Carl Herbst aus Sofia hier und gab mir die gute Idee, durch die Jungtürken auf den Sultan wirken zu lassen. Wir sollten in den Blättern der Jungtürken es als eine Schlamperei der Regierung rügen lassen, daß sie auf die vorteilhaften Anerbietungen der Zionisten nicht eingehe.

2. Dezember, Wien.

Gerüchte von Bachers Abgang aus der N. Fr. Pr. schwirren seit einigen Tagen durch die Redaktion. Er soll seine Journalaktien an Financiers verkauft haben. Ich sprach mit Vetter Moritz darüber, der mir die Möglichkeit eröffnete, mir das Geld zur Erwerbung der Aktien zu finden, falls Bacher sie mir abgäbe. Viel hinge davon ab. Ich werde mit ihm zu reden versuchen.

5. Dezember, Wien.

Ich stehe plötzlich vor einem Wendepunkt meines Lebens. Er hat so recht den Charakter eines Kriegsausbruches, den man lange, lange erwartet hat und von dem man sehr heftig überrascht ist, wenn er losplatzt.

In den letzten Tagen begab sich folgendes:

Samstag, den 2. Dezember ging ich nach Schluß des Abendblattes mit Bacher weg, begleitete ihn nach Hause. Anfangs scherzte ich mit ihm. Dann sagte ich ihm plötzlich:

„Jetzt werde ich Sie interviewen. Wissen Sie, was man jetzt in Wien sagt? Daß Sie sich zurückziehen wollen."

Er: „Das ist so nicht ganz richtig. Ich habe es zwar auch schon gehört, aber es ist nicht wahr. Leider! Den Wunsch hätte ich, aber die Möglichkeit ist noch nicht vorhanden."

Ich: „Sie werden meine Frage nicht für indiskret halten. Sie begreifen, daß die Sache auch den Mitarbeiter interessiert. In unserem Verhältnis ist viel Persönliches. Jedem Chef will man nicht gehorchen."

Er begriff es. Wir gingen dann in sein neues Haus, das er eben erst gekauft und bezogen hat. Er zeigte mir in Gesellschaft seiner Frau die Wohnung. Dann ging ich weg, ohne mehr gesagt zu haben.

Ich beriet hierauf mit meinen Eltern und Moritz. Sie waren der Ansicht, daß ich ihn direkt fragen sollte, ob er mir seinen Anteil abgeben wolle.

Daraufhin schrieb ich ihm gleich, er solle mir für den nächsten Tag (Sonntag) vor- oder nachmittags ein Rendezvous in seiner Wohnung bestimmen. Ich wartete Sonntag mit Ungeduld und Erstaunen bis zehn Uhr, es kam nichts von ihm. Dann mußte ich weggehen, und erst bei meiner Heimkehr um $^1/_2$ 2 nachmittags fand ich seinen Brief vor: er erwarte mich zwischen 11 und 12 vormittags. Auch für Nachmittag war die Zusammenkunft nicht zu arrangieren. So wurde das Treffen auf gestern verschoben.

Klar zum Gefecht ging ich in die Redaktion. Bacher hatte schon nach mir gefragt, entschuldigte sich liebenswürdig. Ich sagte ihm, ich wolle ihn nach Hause begleiten. Dann hatte ich eine bewegte halbe Stunde der Erwartung. Ich suchte mir eine Contenance zu geben, falls er in mein Zimmer käme, mich zum Weggang abzuholen. Das Warten entnervte mich. So ist also den Leuten zumute, die vor einer für ihr Leben entscheidungsvollen Unterredung mit einem Mächtigeren stehen. Endlich hielt ich es nicht mehr aus und ging *au devant du danger*. Im Lesezimmer saß Bacher mit Wittmann. Das Gespräch bewegte sich um Theatersachen. Ich nahm degagiert daran teil.

Bevor ich in die Redaktion gegangen war, hatte ich wie täglich meine guten Eltern besucht und mich von ihnen segnen lassen zu dem schweren großen Vorhaben. Es ist vielleicht lächerlich, aber ich empfand das Bedürfnis. Sie gaben mir außer ihrem Segen auch den guten Rat mit, sicher aufzutreten. Und das tat ich.

Die Plauderei mit Wittmann war vorüber. Wir gingen weg. Auf der Treppe scherzte ich noch mit Bacher. Dann ging ich ihm voraus zum Tor hinaus und sagte mir dabei im Stillen: „Jetzt gehe ich vielleicht aus der N. Fr. Pr. hinaus, um nicht wiederzukehren.“

Wir waren auf dem Parkring. Auf der Treppe hatte ich zu Bacher gesagt, als er schon reden wollte: „Quand on est mort, c'est pour longtemps — et quand on parle de choses sérieuses, c'est aussi pour longtemps.“

Auf dem Ring angelangt, begann ich. Den Anfang hatte ich, um nicht zu stocken, auswendig gelernt.

„Ich trage mich schon seit einiger Zeit mit dem Gedanken, mich selbständig zu machen. Jeder Kommis will einmal Prinzipal werden. Die Art, wie Sie mir vorgestern geantwortet haben, wird meine Absicht wahrscheinlich früher zur Reife bringen. Wenn Sie austreten, werden in der N. Fr. Pr. jedenfalls andere Verhältnisse eintreten. Die dürften mir kaum mehr zusagen. Da ziehe ich es vor, früher zu gehen.“

Er sagte: „Ich versichere Sie, daß davon noch gar keine Rede ist. Ich möchte mich gern zurückziehen, weil ich müde bin und mich genug geplagt habe. Ich habe kein Kind und weiß nicht, für wen ich mich so abrackern soll. Aber ich halte noch nicht dabei. Das ist vor allem eine Vermögensfrage. Ich kann meine Interessen nicht so im Stiche lassen.“

Darauf sagte ich ihm *à brûle pourpoint:*

„Ich löse Ihnen Ihren Anteil ab, wenn Sie ihn mir geben wollen. Die Mittel stellen mir einige Leute aus meiner Familie zur Verfügung. Unabhängig will ich werden. Ich bin vierzig Jahre alt. Jetzt habe ich noch zehn Jahre Vollarbeit vor mir. Sie können mir Ihren Teil überlassen. Ich habe doch jetzt zehn Jahre mein Bestes für die N. Fr. Pr. getan. Ich bin ein Sohn des Hauses. Mir können Sie es doch eher geben, als fremden Financiers. Wissen Sie, was man sagt? Daß Sie Ihren Anteil dem Kohlen-Guttmann überlassen wollen!"

Er, entrüstet: „Und das haben Sie von mir geglaubt?"

Ich zuckte die Achseln.

Er: „Wer hat Ihnen das erzählt?"

Ich: „Ich will keine Klatscherei machen."

(Ich hatte es von Goldbaum.)

Er: „Die Schwierigkeit war eben, daß ich keinen richtigen Übernehmer hatte. Einer Bank kann ich meinen Besitz nicht übergeben. Die N. Fr. Pr. ist für mich Ehrensache. Ich kann nicht wie ein Schwein vom Trog weglaufen."

(Nie war er mir so sympathisch, wie in diesem Augenblick.)

Er schloß: „Ich bin im Prinzipe bereit, Ihnen meinen Teil zu übergeben. Aber es ist eine *condicio sine qua non*, daß Benedikt einwilligt. Es wäre eine Unanständigkeit, wenn ich meinen Teil ohne seine Zustimmung hergäbe. Und ob er jemals einwilligt, das weiß ich nicht und möchte es bezweifeln."

Ich: „Wenn er jetzt nicht einwilligt, wird er nie einwilligen. Dann warte ich mir nichts heraus. Da gehe ich lieber gleich und mache mir allein eine Neue Presse. Ich kann es. Vor vier Jahren, wie mir die Regierung den Antrag gemacht hat, haben Sie mir nur gesagt, daß es

für Sie eine Kränkung wäre, wenn ich ginge. Das hat genügt, um mich zum Bleiben zu bestimmen. Ich habe dafür nichts verlangt und nichts bekommen. Sie fügten hinzu: ‚Wir sind alt — wer soll unser Nachfolger werden?‘ — — Heute, wenn die Frage ernst wird, heißt es, Benedikt würde mich nie als Teilhaber annehmen. Da ist es doch gescheiter, ich gehe.“

Er wiederholte, daß er bereit sei, aber alles hänge von Benedikt ab, dem er es noch wie gestern erzählen wollte. Damit schieden wir nach einem herzlichen Händedruck vor seinem Hause.

Ich berichtete diesen Hergang meinen Eltern, Moritz und meiner Frau.

Es hatte mich recht sehr aufgeregt.

Ich hatte Herzschmerzen und schlotternde Beine, nachdem ich mit so viel Willensaufgebot fest gewesen war.

Ich schlief heute nacht wenig. Das Morgenblatt erfreute mich, denn es war schlecht, inhaltlos und dürftig gemacht. Ich las daraus, daß es ihm plötzlich gleichgültig geworden war, wie eine Ware, die man loswerden will.

Irre ich mich?

Jedenfalls folgt heute der zweite Gang mit Benedikt. Neue Aufregungen, vielleicht schon die Entscheidung.

Ich stehe knapp vor Sieg oder Niederlage. Nie war mir die Psychologie eines Krieges so klar.

Es ist eine waghalsige Unternehmung, in die man von der Phantasie hineinverlockt wird, und die man dann *tant bien que mal* durchführt, weil man zu feig ist, um zurückzuweichen.

Vielleicht liege ich morgen auf der Gasse — vielleicht bin ich der Herr im Hause.

Wenn es mißlingt, stehe ich doch vor mir und meiner

Familie nicht ohne Rechtfertigung da; denn es ist durch Benedikts Weigerung erwiesen, daß er mich lebenslang in der ungenügenden, schlecht bezahlten Stellung halten, mich wie eine Zitrone auspressen wollte, um mich dann einmal wegzuwerfen.

Wie's in der französischen Posse heißt: „Si je n'avais pas peur, où serait le courage?"

6. Dezember, Wien.

Der zweite Gang ist vorüber.

Gestern nach Schluß des Abendblattes begleitete ich Benedikt nach Hause.

Der war schon von Bacher auf das *assaut* vorbereitet und verteidigte sich geradezu glänzend.

Ich begann: „Hat Ihnen Dr. Bacher erzählt?"

Er: „Was? Daß Sie ein Blatt gründen wollen? Warum sollten Sie das nicht tun?"

Die andere Möglichkeit — daß ich in Bachers Teil einrücken könnte — erwähnte er gar nicht, offenbar weil sie ihm die fürchterlichere war. Er setzte mir auseinander, für welche zwei Blätter in Wien noch Platz sei: ein radikal volkstümlich liberales und ein wahrhaft sozialdemokratisches. Ich lehnte beides ab.

„Ich werde ein vornehmes Blatt im größten Stil machen."

Er: „Für zwei solche Blätter ist in Wien kein Platz."

Ich: „Wir werden sehen. Außer Sie nehmen mich an Bachers Stelle als Kompagnon an."

Er: „Bacher denkt nicht daran, sich zurückzuziehen."

Ich: „Er hat es mir gestern ausdrücklich gesagt."

Er: „Er wollte Ihnen nicht rundweg nein sagen. Da denke ich noch eher daran, abzugehen."

(Beides natürlich nicht wahr, Bacher ist müde, er nicht.)

Wir kamen hierauf in ein ungeheuer freundschaftliches Gespräch. Ich mußte mit ihm in seine Wohnung hinauf und Kaffee trinken. Er bot mir die Zigarre der großen Gelegenheiten an. Er malte mir bieder die Gefahren aus, denen ich mit meinem Experiment entgegengehe. Ich malte ihm die Gefahren seiner Weigerung aus, sagte ihm das Programm meines Blattes: eine Neue Freie Presse, die zwar nicht zionistisch sein, aber die zionistische Bewegung registrieren wird.

Hierauf ging ich in meine seit Jahren gesammelten Gravamina ein: die Verschweigung unserer Bewegung, die grotesk ungenügende Stellung, die ich im Blatt einnehme, der lächerlich geringe Gehalt, die Unfreiheit, wenn ich eine wichtige Reise unternehmen will.

Er sagte: „Das werde ich in Ordnung bringen. Ihr Verlangen ist berechtigt."

Ich: „Pardon, ich verlange gar nichts. Ich sage Ihnen nur, daß ich mit meiner gegenwärtigen Situation unzufrieden bin und keine Besserung in der Zukunft sehe. So wie Sie an Ihre Kinder denken, denke ich an meine. Sie wollen die Neue Freie Presse zu einem Erbgut der Benedikt machen wie die *Times* der Walter — aber ich will nicht der Erbförster sein."

Wir redeten viel hin und her und drum herum. Seine Tendenz war, mich zu durchschauen und dabei sorglos auszusehen und mir vor dem Experiment bange zu machen. Meine Tendenz war, ihn einzuschüchtern.

Wir unterbrachen endlich das Gefecht und verschoben es auf ein andermal.

Ich versprach ihm, jedenfalls noch die Weihnachtsnummer zu machen. Das sei für mich ein *point d'honneur*.

7. Dezember.

Gestern nichts Neues vor Plevna.

Ein günstiges und ein ungünstiges Zeichen war nur zu konstatieren.

Günstig: Hugo Ganz kam gestern mittag zu mir und klagte, man hätte ihm in der vergangenen Nacht aus seinem Feuilleton über Nordau mehr als die Hälfte — nämlich die Einschränkungen des Lobes — herausgestrichen, so daß nur unbegrenzte Bewunderung übrigblieb. Das ist ein Zeichen der Mutlosigkeit Benedikts, der es mit meinem Genossen Nordau nicht verderben will. Das ganze Feuilleton ist eine Konzession der Feigheit, um Nordau der Neuen Freien Presse zu erhalten.

Ungünstig: Bacher und Benedikt wichen gestern der Aussprache mit mir aus. Benedikt bat Wittmann, ihn nach Hause zu begleiten. Ich schwieg.

Heute werde ich ihn stellen und ihm sagen, ich ließe die Sache nicht auf die lange Bank schieben.

8. Dezember.

Gestern dritter Gang mit Benedikt.

Er machte mir Propositionen: Gleichstellung im Gehalt mit Wittmann, Erweiterung meines Wirkungskreises, eine Art Souveränität im Feuilleton. Er schien auch mürbe puncto Zionismus. Ich lehnte seine Vorschläge ab.

Er war davon offenbar erschüttert und begann meinen Abgang als ernstere Eventualität aufzufassen. Wir redeten stundenlang hin und her.

* * *

An der Börse war gestern das Gerücht verbreitet, Bacher scheide aus der Neuen Freien Presse aus, und ich träte an seine Stelle. — Als ich von Benedikt wegging,

traf ich den Kohlen-Guttmann, der sehr vertraut tat, sich in mich einhängte und mich ein Stück Weges begleitete — offenbar auch im Zusammenhang mit den Gerüchten, daß ich Chef werde — er redete ungemein zionistisch.

12. Dezember.

Gestern Suspension, eigentlich Schluß der Mensur. Benedikt machte mir die Proposition, ich solle bleiben. Die Herausgeber bewilligen den höchsten Gehalt, den ein Mitarbeiter der Neuen Freien Presse hat — um 3000 Fl. mehr als Wittmann hat. Ferner wollen sie, wenn ein praktisches Ergebnis der zionistischen Bewegung vorliegt, es unbefangen registrieren. Der ganze literarische Teil der Neuen Freien Presse wird mir zur ausschließlichen Redaktion übergeben.

Ich verlangte Bedenkzeit, innerlich entschlossen, anzunehmen.

Was derzeit zu ersiegen war, habe ich ersiegt.

12. Dezember.

An Nordau geschrieben, er möge bei Pobedonoszew, und an Baronin Suttner, sie möge bei Murawiew und Botschafter Kapnist zugunsten meiner Denkschrift intervenieren.

18. Dezember, Wien.

Baronin Suttner schreibt: *All right!* Sie hat an Murawiew und Kapnist geschrieben, erwartet aber von ihrer Intervention nicht viel Erfolg. Ich auch nicht. Es war mir nur darum zu tun, Murawiew und Kapnist zu zeigen, daß ich sie nicht übergehen will.

* * *

Vorgestern ist von Mois Federhalter C... folgender Brief gekommen:

Monsieur,

grâce à la constitution d'une société à Stuttgart, à laquelle le roi et la reine de Wurtemberg ont souscrit la plus grande part, société au capital de 500 000 Marks destinée à la colonisation agricole allemande en Palestine, l'affaire qui nous a été confiée a fait un pas énorme.

Je vous prie d'être prêt, à la réception d'une dépêche que je vous adresserai, à vous mettre immédiatement en route pour ici, car S. M. sera disposée à vous recevoir en audience.

Les négociations sont tellement avancées en votre faveur qu'il suffira que je vous télégraphie: „Partez immédiatement", que dès votre arrivée vous soyez reçu. Je ne puis vous donner les détails du travail colossal qui a été entrepris depuis un mois, mais je puis vous assurer que le résultat a été et sera p r a t i q u e. Veuillez conserver la plus grande discrétion sur ce qui a été dit, et agréez mes salutations distinguées

C...

* * *

Das ist, wenn es wahr ist, und nicht irgendeine vage Geldforderung einleiten oder mich über die erste Gabe beruhigen soll, ein enormer Schritt.

Es klingt auch nicht unwahrscheinlich. Siemens von der Deutschen Bank ist wegen der Bagdadbahn in Konstantinopel. Die Türken haben sein Messer und das Wasser an der Kehle. Deutschland macht ungeheure Fortschritte im Orient. Die Vorteile, die der Sultan davon hat, sind aber höchst platonischer Natur. Porzellanvasen, Händedrücke, Orden, Telegramme — das ist alles. Der

deutsche Kreuzzug sieht wie Eisenbahnbau und dergleichen Scherze aus. Indessen fängt den Türken der Kopf an aufzugehen. Vielleicht hat Botschafter Constans das seinige dazu beigetragen, gegen Deutschland Argwohn zu erwecken.

Vielleicht werde ich aber auch nur gerufen, um eine Mehrleistung Siemens' durchzusetzen. Ich werde als der Jud behandelt, mit dem man abzuschließen droht.

Wie immer es sei, ich werde unverzüglich reisen. Allerdings trau ich dem guten Moi auch zu, daß er mich unterwegs von befreundeten Räubern aus dem Orientexpreß heben läßt, um ein Lösegeld von der Judenheit zu erpressen, als deren Chef er mich ansieht. Ich werde daher, falls ich wirklich gerufen werde, wenn irgend möglich, zur See nach Konstantinopel fahren.

Fahre ich, so will ich Hechler zum Großherzog schicken, um die deutsche Diplomatie und Bank zu meinen Gunsten zu stimmen. Es soll von Berlin aus Auftrag gegeben werden, daß man mich als Verbündeten und geheimen Freund, wenn schon nicht unterstütze, so doch nicht behindere.

27. Dezember, Wien.

Von Konstantinopel nichts, nichts, nichts.

Je me désespère.

Gerade weil die Berufung so nahe bevorzustehen schien, ist die Enttäuschung von Tag zu Tag so höchst peinlich.

Heute steht in der Zeitung, daß der Konstantinopeler Botschafter Straus hier durchreist. Gottheil schrieb, Straus werde mich aufsuchen. Jedenfalls halte ich es für würdig, nicht zu ihm zu gehen.

Aus Konstantinopel melden ferner die Blätter den Abschluß eines Vorvertrages mit Vorschuß zwischen Pforte

und Deutscher Bank. Vielleicht ist mit der momentanen Geldnot auch der Wunsch geschwunden, den Juden zu rufen.

Oder das Ganze war ein Mumpitz N...s?

29. Dezember, Wien.

Gestern mit dem hier durchreisenden amerikanischen Botschafter in Konstantinopel, Oscar Straus, gesprochen. Ich ließ vormittags durch Schalit fragen, wann wir sprechen könnten. Er berief mich abends $^1/_2$6 ins Hotel Impérial.

Er ist unter Mittelgröße, hager, rötlicher dünner Bart, Hakennase, Juden-Henkelohren, schütteres Haar, 48jährig, trocken, *smart*, und doch gleich sympathisch durch seine ehrlichen Augen.

Nach fünf Minuten waren wir intim, obwohl er vorausschickte, ich genösse den Ruf, indiskret zu sein. Er nehme mir meine Rücksichtslosigkeit aber nicht übel, da man in einer so großen Sache Personen nicht schonen könne. Er selbst sei weder für noch gegen Zionismus, denn er sei offizielle Person. Er nahm mir zum Überfluß noch mein Ehrenwort ab, daß ich über unsere Unterredung nichts verlautbaren würde.

Palästina hält er für uns unerreichbar. Die griechische und römisch-katholische Kirche würden uns nicht lassen. Ich sagte, daß ich nur Rom als Gegner ansehe. Den tiefen Grund vergaß ich ihm zu sagen: weil nur Rom so ökumenisch ist wie das Judentum. Rom ist der reiche Bruder, der den armen haßt. Die anderen Kirchen sind national, brauchen daher den archimedischen Punkt Jerusalem nicht.

Straus ist für Mesopotamien! Er wisse, daß mir vor Jahr und Tag eine Broschüre über Mesopotamien von

Cyrus Adler im Auftrag einiger Freunde (Richter Sulzberger u. a. in New York) geschickt wurde.

Mesopotamien sei erreichbar. Da gebe es keine Kirchenrivalitäten und es sei die Urheimat Israels. Abraham kam aus Mesopotamien. Wir könnten da auch an das Mystische anknüpfen.

Es ist der Gedanke des *faire tâche d'huile* N . . .s in Scheveningen. Auch Artin Pascha hatte mir Ähnliches geschrieben — wie ich nun errate, auf Straus' Anraten, der meine Briefe an Artin kannte. Über das regierende Lumpengesindel in und um Yildiz Kiosk sprach Straus in der schärfsten Weise. Alle Macht in Sultans Faust vereinigt. Die Minister Idioten und feige käufliche Burschen. Der Sultan pfeife auf die ganze Türkei. Mit *humanity* und dergleichen sei bei ihm gar nichts auszurichten. Ja, wenn er Geld oder Vorteile anderer Art sehen könnte, wäre er vielleicht zu gewinnen. Aber jedes Gespräch oder Verhandeln mit anderen sei wertlos. Mit dem Sultan oder gar nicht.

Ich erzählte ihm von der Aussicht, die sich mir vor 14 Tagen eröffnete und leider *sans suite* blieb.

Er drang heftig in mich, ihm den Namen meines Unterhändlers zu nennen. Ich schwieg beharrlich und lieferte ihm den Beweis meiner Diskretion. Er riet hin und her, wer es sein könnte. Ich ließ ihn raten.

Wir schieden als Freunde. Ich ließ mir von ihm versprechen, daß er mir Winke, die gelegentlich von Nutzen sein könnten, mit dem Pseudonym „Mesopotamicus" gezeichnet, zusenden werde.

2. Januar, Wien.

Gestern sandte ich dem Großherzoge wie im Vorjahre eine Neujahrsdepesche, bekam heute folgendes Telegramm:

„Dankbar für Ihre werten Neujahrswünsche erwidere ich sie herzlich für Ihr Wohlergehen im neuen Jahre. Ich habe inzwischen vorgestern über den Empfang Ihrer Sendung an mich aus Petersburg Antwort erhalten. Die Aufnahme war günstig, und soll ich Ihnen dafür danken.

Friedrich, Großherzog von Baden."

12. Januar, Wien.

Mandelstamm meldet beunruhigt, der Chef des russischen Polizeiwesens habe dem Dr. Awinowitzky aus Odessa gedroht, die „zionistische Bude zuzuklappen". Ein Hinweis auf unsere Stellung gegen die Sozialisten stimmte den Gewaltigen milder.

Ich schickte Mandelstamm mein Zarenmémoire als Amulett für den Notfall.

* * *

Mois Agent, C..., macht mir den lächerlichen Vorschlag, das Konstantinopler Blatt *Stamboul* zu kaufen. Bei dieser Gelegenheit sagt er, unsere Bemühungen hätten durch den Ramazan eine Störung erlitten.

Also wenigstens wieder eine Hoffnung, daß es nach dem Ramazan vielleicht vorwärts gehen werde.

13. Januar.

Gestern hat man mich im Burgtheater bei der Première von „I love you" wieder einmal meinen Zionismus ent-

gelten lassen. Zum Schluß des harmlosen Stückes wurde stark gezischt, was offenbar nicht durch das anspruchslose Lustspiel verschuldet sein konnte.

Vom Zionismus darf ich nicht leben, von der Literatur soll ich nicht leben.

Ein Problem!

30. Januar, Wien.

Vorigen Samstag meldete die Zeitung, N... sei, mit Turkhan Pascha vom Haag kommend (von der Friedenskonferenz-Protokollunterzeichnung), hier eingetroffen. Ich schickte Kremenezky ins Hotel Impérial. Kremenezky wartete stundenlang auf N..., ging endlich weg, und als er am Sonntag wiederkam, war N... schon abgereist.

Daß er mich nicht aufsuchte, läßt mich das Schlimmste, einen Betrug, befürchten.

Ich schreibe ihm heute im Deckkuvert an C...:

Excellence,

à mon grand désapointement je n'ai pas pu avoir l'honneur de vous voir au moment de votre passage à Vienne, quoique M. C... m'avait annoncé cet avantage.

Que dois-je penser de notre affaire?

Je persiste à croire que nous perdons un temps précieux, une occasion irrétrouvable. Mr. C..., dans sa dernière lettre, observait fort judicieusement que l'audience, tout en dégageant nos amis des responsabilités, n'engage encore à rien S.M. Qu'il daigne m'écouter seulement. Je suis si convaincu de l'utilité de mes propositions pour l'empire que je ne doute pas du succès.

Il y a maintenant un argument nouveau et très fort. Mahmoud Damad Pascha et les Jeunes-Turcs disent partout que le gouvernement actuel est incapable de se

créer des ressources, de rendre la prospérité au pays et de construire la flotte indispensable. Avec le concours que nous pouvons apporter, tout cela se ferait dans un bref délai.

Songez-y, Excellence et très honoré ami, et réjouissez-moi le plus tôt possible par l'appel à l'audience.

Agréez, Excellence, l'assurance de ma haute considération et de mon entier dévouement.

Th. H.

Déjà dans l'opinion publique de l'Europe et, moins publiquement (peut-être même à l'insu des dirigeants à Yildiz) dans certains hauts cercles politiques on commence à discuter les possibilités d'un changement du personnel gouvernant tout entier de la Turquie. Permettez cet avertissement à un ami sincère et à toutes épreuves.

Tout peut s'écrouler. Soyons prévoyants et travaillons à l'œuvre de salut!

5. Februar.

Im Coupé von Pest nach Wien.

Wieder ist eine Zeit großer Sorgen gekommen.

In der Bank soll nach gezeichneten und anonymen Anzeigen, die mir zukommen, Unordnung herrschen.

Eine Reise nach London wäre dringend nötig. Ich kann aber, wenn ich meine Stellung in der Neuen Freien Presse nicht riskieren will, nicht fort und muß die Dinge dem „Board" überlassen, der, teils unachtsam, teils eigenwillig und in absichtlicher Opposition, gegen mich vorgeht.

Aus Konstantinopel höre ich von N... gar nichts. In Rußland und Rumänien verlangsamt sich die Bewegung, zum Teil durch die wirtschaftliche Krise, welche die Juden noch mehr niederdrückt und sogar zu den bisherigen geringen Opfern unlustig macht.

Endlich und hauptsächlich ist eine große Sorge für

mich in Österreich aufgetaucht. Die Regierung hat ihre Aufmerksamkeit in unliebsamer Weise der Banksubskription zugewendet. Brecher wurde in Wien zur Polizei geladen, in Galizien erging ein Formular der Statthalterei an die Gemeinden, und die Subskription wurde für illoyal erklärt, die Fortsetzung verboten.

Ich kann nur glauben, daß diese Behelligung die Folge einer Denunziation ist. Natürlich werden wir gegen diese Verfügung rekurrieren. Außerdem soll morgen Oskar Marmorek mit dem Statthalter Kielmansegg reden, und ich werde trachten, zum Ministerpräsidenten Koerber zu kommen.

Es wäre schade und unbegreiflich, wenn die Regierung uns nicht verstünde. Wenn sie den Zionismus untergräbt, werden die Zionisten alle Sozialdemokraten. Dieses Verbot hätte aber auch zur Folge, daß die armen Leute, die einen Teil angezahlt haben, diesen verlören, weil die Bank nicht berechtigt ist, das Geld zurückzugeben. Ich will nur hoffen, daß ich das Koerber begreiflich machen kann.

* * *

Gestern hatte ich eine kleine Besprechung mit ein paar ungarischen Juden: Agari, Abg. Visontai, Dr. Reich, Viola, L. Neugebauer, Sebestyen, Guttenberg, Dr. Alexander.

Ich riet ihnen, sich als Nichtzionisten zugunsten unserer Bewegung öffentlich auszusprechen. Sie könnten mit einem *beau geste* etwas tun, was für sie die Abwendung kommender Gefahren sein kann. Die russische Einwanderung würde von der Grenze wegkanalisiert und zugleich das Ventil für den künftigen, wohl auch in Ungarn unvermeidlichen Antisemitismus vorbereitet.

Die Herren übernahmen es, mit einigen christlichen Freunden von Einfluß die Sache zu erörtern.

Visontai will seinen Parteichef Ugron für die Sache interessieren.

Er gab auch eine Schilderung der ungarischen Judenverhältnisse, die keineswegs so rosig sind, wie man im Ausland glaubt.

9. Februar, Wien.

Statthalter Kielmansegg gab Marmorek ganz beruhigende Auskunft. Der Erlaß gegen die Banksubskription habe keinen politischen, sondern nur fiskalischen Charakter. Er kenne den Zionismus und mich, halte unsere Bewegung für eine humanitäre; und auch die kaiserliche Regierung habe gegen uns nichts einzuwenden, soviel er wisse.

11. Februar, Wien.

C... schickte mir den Entwurf eines zeigbaren Briefes, den ich an ihn (C...) richten soll. Der Brief ist im levantinischesten Französisch, voll unglaublicher Fehler und Geschmacklosigkeiten. Ich schreibe ihn aber wortgetreu ab und versende ihn heute.

Es heißt da: warum will der mächtige Kalif, der die Ärmsten empfängt, mich nicht kurz anhören. *J'apporte des millions de livres* usw.

Aber das ist offenbar der wirksame Ton, — zum Vergnügen schlüge man ihn nicht an.

16. Februar, Wien.

Gestern morgen hatte ich die durch Dr. Ehrlich vermittelte Audienz beim Ministerpräsidenten Koerber. Um 9 Uhr erschien ich im Ministerium des Innern und wurde sogleich zu Koerber geführt, der mich außerordentlich freundlich empfing. Er war über die Banksache, wegen

der ich kam, bereits vollkommen informiert, hatte den Akt ausgehoben und las mir den Erlaß der Statthalterei von Niederösterreich und Galizien vor. Er sei bereit, mir so gefällig zu sein, als es das Gesetz nur zulasse. Ich sagte, daß es uns schon genügen werde, wenn wenigstens die Leute, die bereits Anzahlungen geleistet haben, komplettieren und ihre Shares bezahlen dürfen, damit niemand an der Bank Geld verliere. Der Zionismus verdiene eher eine Ermutigung als eine Schwächung durch die Regierung, denn er stelle den einzigen Ausweg vor aus der argen Judenfrage. Die verfolgten Juden, denen wir einen idealen Ausblick eröffnen, würden sonst alle Gesellschaftsfeinde werden.

Koerber sagte: „Ich bewundere die Ausdauer, mit der Sie dieses Werk seit Jahren verfolgen."

Ich meinte, es sei doch die schönste Lebensaufgabe. Ich wisse, daß man mich auslache.

Er lächelte: „Ja, das weiß ich auch."

Ich: „Aber ich mache mir sehr wenig draus."

Höflichkeiten und Liebenswürdigkeit beschlossen die halbstündige Unterredung. Er bat mich um eine konzise sachliche Darstellung der ganzen Subskriptionssache und lud mich ein, ihn zu besuchen, wann ich ihm etwas zu sagen hätte. Er wolle mich auch gelegentlich bitten, ihn abends in seiner Wohnung zu besuchen, wo wir dann mit mehr Muße plaudern können.

28. Februar.

Das von Koerber verlangte Exposé:

Ew. Exzellenz!

In der Angelegenheit der Jewish Colonial Trust (Jüdische Kolonialbank) Limited in London, über die es mir vergönnt war, Ew. Exzellenz mündlich zu informieren, beehre ich mich Folgendes mitzuteilen:

Diese Jüdische Kolonialbank wurde begründet, um den Zwecken der zionistischen Bewegung zu dienen.

Die Gründer dieser Bank verfolgen damit keinerlei Gewinnabsichten. Ja, es ist im Prospekt und in den Statuten von vornherein ausgeschlossen, daß der Verwaltungsrat und der nicht aus Geschäftsleuten bestehende Aufsichtsrat (diesem letzteren gehöre auch ich an) von dem Unternehmen irgendeinen Vorteil haben könne. Die Gründungskosten wurden à fonds perdu von einer Anzahl Gesinnungsgenossen beigesteuert. Ich selbst habe dazu 500 Pfund Sterling beigetragen.

Die Bank soll die juristische Person vorstellen, die zur Erlangung eines Ansiedlungscharters von der Regierung Sr. Majestät des Sultans nötig ist. Durch eine nach großen Grundsätzen geleitete Kolonisation Palästinas soll die Möglichkeit geschaffen werden, das Los der in vielen Ländern, namentlich in Galizien, Rumänien und Rußland schwer leidenden jüdischen Proletarier zu erleichtern.

Die Bank soll ein Aktienkapital von zwei Millionen Pfund Sterling in Ein-Pfund-Aktien haben. Die zionistische Bewegung hat mit dem Widerstande der reichen Juden zu kämpfen. Die Subskription mußte sich daher hauptsächlich an die breiten Schichten wenden. Zur Sicherung der eingezahlten Beträge wurde festgesetzt, daß die Geschäftstätigkeit erst beginnen dürfe, wenn mindestens 250 000 Pfund in London bar eingezahlt sind. Die Subskription ergab über 300 000 Stück Aktien; bis jetzt sind aber noch nicht ganz 100 000 Pfund in London eingezahlt, weil die Subskription in Raten stattfindet.

Durch die Statthaltereierlässe, die mich zur Intervention bei Ew. Exzellenz veranlaßten, ist die Fortsetzung der Subskription in Österreich verboten worden. Es ist dies um so bedauerlicher, als bisher in Österreich von

5790 Subskribenten 14044 Aktien gezeichnet und teilweise angezahlt wurden.

Die Ratenzahlungen wurden selbstverständlich nach London abgeführt.

Die Subskription war öffentlich in den Blättern, aber auch durch einen besonderen Schritt der Behörde bekanntgegeben worden. Anfang November 1899 begab sich der Vertreter der Jüdischen Kolonialbank, Herr Dr. O. Kokesch, Hof- und Gerichtsadvokat in Wien, mit Herrn Dr. Brecher vom Bankhause I. & A. Brecher in Wien zum Sektionsrat im Finanzministerium, Herrn Baron Odkolek. Herr Dr. Kokesch informierte den Herrn Sektionsrat über die Gründung der Kolonialbank in London sowie über den Wunsch des Verwaltungrates, daß das Bankhaus I. & A. Brecher als Zahlstelle für Österreich diene. Dr. Kokesch zeigte einen Aktienzuteilungsbrief vor und bat unter Hinweis darauf, daß Baron Odkolek an der Abfassung des Gesetzes über die Effekten-Umsatzsteuer mitgearbeitet habe, um Auskunft in dieser Sache. Der Herr Sektionsrat erklärte, daß er die Ansicht des Herrn Dr. Kokesch teile, wonach eine Umsatzsteuer von den Zuteilungsbriefen nicht zu bezahlen sei; daß er aber eine authentische Auskunft nicht früher erteilen wolle, bis nicht ein schriftliches Gesuch beim Finanzministerium überreicht werde.

Die Firma Brecher, die übrigens die Angelegenheit in Ansehung des guten Zwecks ohne Geldentschädigung führen sollte, lehnte es nachher doch ab, als Zahlstelle der Jüdischen Kolonialbank zu fungieren, und versprach nur insofern mit der Bank in geschäftliche Verbindung einzutreten, als sie Gelder für sie annehme. Nach dieser Entschließung der Firma Brecher wurde es seitens des Vertreters der Jüdischen Kolonialbank für überflüssig

erachtet, eine weitere schriftliche Eingabe an das Finanzministerium zu richten.

Durch das Subskriptionsverbot, wogegen allerdings der Rekurs ergriffen wurde, ist nun eine leidige Situation geschaffen. Die Subskribenten haben Anzahlungen geleistet, die zurückzugeben die Bankverwaltung nicht berechtigt ist. So kann es sich gerade infolge des Verbotes ereignen, daß die kleinen Leute ihr Geld verlieren.

Ich möchte mir daher gestatten, dieses Auskunftsmittel zu proponieren:

„Es werde die Vollzahlung und der Bezug der Aktien denjenigen Zeichnern erlaubt, welche vor Erlassung des Verbotes subskribiert haben. Eine weitere Subskription wird in Österreich selbstverständlich nicht mehr stattfinden. Und sobald die Kolonialbank in London ihre Geschäftstätigkeit aufnimmt, wird sie auch um Zulassung in Österreich ansuchen."

Durch eine solche Maßregel der Billigkeit würde jeder Nachteil verhütet. Die Subskribenten konnten ja ebensowenig wie die Subskriptionssammler wissen, daß eine in ausgiebiger Weise den Behörden bekanntgewordene Subskription einige Monate später untersagt werden würde.

Es dürfte aber auch eine politische Erwägung für die Berücksichtigung meines ergebensten Vorschlages sprechen.

Die zionistische Bewegung hat zweifellos einen wohltätigen Charakter für Länder mit starker proletarischer jüdischer Bevölkerung.

Es ist dies sogar in russischen Regierungskreisen anerkannt. Die vom Antisemitismus so schwer bedrängten Massen würden wohl wie ein Mann zu den äußersten Umsturzparteien übergehen, wenn ihnen nicht der Zionismus eine hoffnungsvolle Lösung ihrer Leiden zeigte.

Unsere Bewegung verdient also eher eine Förderung als eine Hemmung. Vielleicht würde aber das rein fiskalische Subskriptionsverbot, das nur gegen die ausländische Aktiengesellschaft gerichtet ist, von der nicht so fein unterscheidenden Menge als eine politische Maßregel gegen den Zionismus mißverstanden werden. Das wäre unserer Bewegung ungemein schädlich. Ich glaube nicht, daß dies beabsichtigt ist.

Vor kurzem hatte ein anderer Aufsichtsrat der Kolonialbank, Herr Architekt Oskar Marmorek, die Gelegenheit, mit Sr. Exzellenz dem Statthalter Grafen Kielmannsegg über diese Sache zu sprechen, und erhielt die Versicherung, daß das Verbot der Subskription nur fiskalischen und nicht politischen Charakter habe, da die hohe Kaiserliche Regierung den humanitären Sinn unserer Bewegung einsehe. Ich war nun sehr froh, eine Bestätigung dieser Auffassung in dem freundlichen Entgegenkommen zu finden, mit dem Ew. Exzellenz mich beehrten.

Durch die Betätigung dieser guten Gesinnung in der von mir erbetenen Weise könnte sicherlich etwas Nützliches begünstigt werden. Die Judenfrage wird sich bei uns eines Tages, besonders in Galizien, schrecklich aufrichten. Man hört zuviel Antisemitisches über die Juden und nicht genug von der Verzweiflung, die in diesen elenden Massen brütet. *Gouverner c'est prévoir.*

Ich glaube, in aller Bescheidenheit, daß die von Ew. Exzellenz geleitete Kaiserliche Regierung der Monarchie keinen schlechten Dienst erweist, wenn sie die zionistische Bewegung nicht hemmen, sondern fördern will. Die Leute, die diese Bewegung machen, wollen weder Mandate kriegen, noch können sie irgendeinen persönlichen Vorteil davon haben.

Sie möchte sehr armen Leuten ohne Phrasen helfen. Das sollte vielleicht encouragiert werden.

Ich verharre in ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Exzellenz

ganz ergebener

Dr. Th. H.

5. März, Wien.

Brief an den Großherzog von Baden, Hechler zur Besorgung mitgegeben.

Allerdurchlauchtigster Großherzog!

Allergnädigster Fürst und Herr!

Das andauernde Wohlwollen Ew. Königlichen Hoheit für unsere zionistische Bewegung erhoffend, gestatte ich mir, in wenigen Worten über den heutigen Stand der Sache zu berichten.

Wenn mich nicht alles täuscht, ist der Augenblick gekommen, der sich zur Aktion eignet. Die allgemeine Weltlage ist dafür günstig. Die Aufmerksamkeit rivalisierender Mächte ist derzeit vom Orient abgelenkt. Ohne viel Widerspruch zu erregen, können Tatsachen geschaffen werden. Eine solche wäre auch die von uns seit Jahr und Tag vorbereitete.

Alle Voraussetzungen sind fertig. Wir haben mit größter Vorsicht eine marschbereite Organisation unserer Massen hergestellt. Auf ein Zeichen würden sich Hunderttausende in Bewegung setzen. Ich darf nach verläßlichen Berichten von Vertrauensmännern die Zahl der Ansiedler, die wir in wenigen Jahren nach Palästina bringen können, auf drei bis vier Millionen Menschen schätzen. Die Deckung des Gelderfordernisses, das schon für den Anfang sehr bedeutend sein wird, ist gesichert. Die am meisten in Betracht kommenden Mächte sind,

wenn nicht geradezu wohlwollend, so doch nicht feindselig gestimmt. In der Türkei ist es mir gelungen, unserer Sache in den Regierungskreisen einen Anhang zu verschaffen. Die Entscheidung liegt freilich einzig und allein bei Sr. Majestät dem Sultan. Ende Dezember 1899 erwartete ich sogar schon stündlich die Berufung zum Sultan. Der Ramazan kam dazwischen, und es ist seit einigen Wochen wieder still geworden. Nun scheint aber die historische Gelegenheit jetzt eine solche zu sein, die Entschließungen fordert.

In gewohntem ehrerbietigen Vertrauen wende ich mich an Ew. Königl. Hoheit um Rat und Hilfe. Zweierlei wäre jetzt notwendig, um die große Sache auszuführen.

Erstens die persönliche Unterstützung Sr. Majestät des Deutschen Kaisers bei Sr. Majestät dem Sultan. Es wurde mir aus der Umgebung des letzteren mitgeteilt, daß ein solcher Schritt, der vollständig geheim bleiben könnte, ja müßte, die entscheidende Wendung herbeiführen würde.

Der Sultan würde meine Propositionen annehmen, wenn sie ihm von seinem hohen Freunde als berücksichtigenswert bezeichnet würden.

Zweitens meine Audienz bei Sr. Majestät dem Kaiser von Rußland. Diese hätte einen doppelten Zweck. Es würde zunächst dadurch in Rußland für die Massen erkennbar, daß unsere Bewegung begünstigt wird.

Ferner würde die türkische Regierung daraus erkennen, daß sie von dieser Seite keinen Einspruch zu befürchten hat, wenn sie mit uns den Charter abmacht.

Der Charter, den ich in Konstantinopel vorlegen würde, nachdem ich mich in jedem einzelnen Punkte vorher der Zustimmung Ew. Königl. Hoheit und Sr. Majestät des Deutschen Kaisers versichert hätte, soll die Besiedlung Palästinas und die Verwaltung des besiedelten Gebietes

zum Gegenstande haben. Ich bin in der Lage, der türkischen Regierung dafür große Geldvorteile zuzuführen.

Daß die ganze Sache unter der Kontrolle und dem Protektorate Deutschlands steht, wird niemand erfahren, bevor der Moment hierfür von Sr. Majestät dem Deutschen Kaiser als gekommen erachtet wird.

Ein deutsches Schutzgebiet würde geschaffen werden, ohne jedes Opfer, ohne Wagnis. Kleinasien unter deutschem Einfluß!

Die Frage ist, ob ich das persönliche Vertrauen genieße, daß ich verschwiegen, treu und energisch genug sei, die Sache in diesem Sinne durchzuführen.

Es gibt allzu nüchtern rechnende Leute, denen das Ganze phantastisch vorkommt. Aber es gab auch eine enge brandenburgische Auffassung, der Preußen, und eine enge preußische, der Deutschland als Phantasie erschien.

Der Fürst, der einer der Werkmeister des deutschen Wunderbaues war, kann nicht dieser Meinung sein.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht und treuer Dankbarkeit

Ew. Königl. Hoheit
vollständig ergebener
Dr. Th. H.

8. März, Wien.

Brief an Kann.

Streng vertraulich.

Lieber Herr Kann!

Ich will Ihnen nicht verbergen, daß es mich Überwindung kostet, Ihnen zu schreiben. Sie haben in Ihren Briefen an mich wiederholt einen unrichtigen Ton angeschlagen und erst jetzt neuerlich L . . . eine Contreordre gegeben, als er Ihnen die Einberufung des Mee-

tings anzeigte. Hierzu ist gemäß Artikel 65 nur der Aufsichtsrat berechtigt, ganz abgesehen davon, daß die Wiener Direktorensitzung damit einverstanden war.

Zweck des Meetings ist, einen der vielen Leichtsinnsfehler, die in der Bank begangen wurden, gutzumachen. Erst in den hiesigen Beratungen im Februar wurde entdeckt, daß nach englischem Gesetz die Liquidation der Bank von einem Aktionär verlangt werden kann, wenn die Bank innerhalb Jahresfrist, also bis 20. März, die Geschäftstätigkeit nicht aufnimmt.

Um dieser drohenden Gefahr vorzubeugen, beschlossen wir die Statutenänderung, wonach der Scheckverkehr schon vor Einzahlung der £ 250 000 beginnen könne. Dies ist der Zweck des Meetings.

Durch L . . .s bekannte Unfähigkeit und Widerspenstigkeit ist nun die rechtzeitige Abhaltung des Meetings nahezu vereitelt. In dieser Notlage bin ich auf folgendes Auskunftsmittel verfallen, dessen Ausführung nur von Ihnen besorgt werden kann. Darum schreibe ich Ihnen.

Wir müßten einen oder mehrere Bankiers finden, die den zu £ 250 000 fehlenden Rest in Aktien sofort subskribieren. Das Geld, etwa £ 170 000, welches so eingeht, wird denselben Bankiers wieder ins Depot gegeben, und zwar so, daß sie 1 % oder 1 1/2 % daran verdienen. Zu diesem Zwecke müßten Sie sofort nach London fahren und Seligmann gewinnen oder mit holländischen Bankiers sprechen.

Die geeignete Form werden Sie besser finden als ich.

Die von den Bankiers subskribierten Shares werden entweder in den Verschleiß gebracht oder gegen die von den Ratenzahlern subskribierten Shares (die ja über 300 000 sind) nach Eingang der Vollzahlung umgetauscht.

Ich erwarte Ihre telegraphische Nachricht, ob Sie das durchführen wollen oder können, oder nicht.

Das Geschäft ist für die Bankiers absolut gefahrlos und bringt Ihnen einen sicheren Reingewinn von 1 bis 1 1/2 %.

Mit bestem Gruß

Th. Herzl.

9. März, Wien.

Gestern kam pneumatisch diese Visitenkarte:

Ernest von Koerber,
k. k. Ministerpräsident,

bittet Euer Hochwohlgeboren, ihn morgen, Freitag um 9 Uhr früh im Ministerium des Innern besuchen zu wollen. Verzeihen Sie die frühe Stunde, allein ich bin den ganzen Tag über vollauf in Anspruch genommen.

* * *

Ich war natürlich pünktlich wie zum erstenmal da und wurde mit demselben Zeremoniell der Liebenswürdigkeit von Koerber empfangen. Er begann, nachdem ich auf dem Sofa Platz genommen und meine Zigarre angezündet hatte, mit Seufzern über die Wiener Frage. Er habe alles mögliche in der Wiener Wahlreformfrage getan; er sei wahrlich kein Antisemit und werde nun durch die Liberalen so dargestellt. (Heute steht ein Leitartikel über diese Sache vom Gemeinderätchen St... in der Neuen Freien Presse.)

Dann ging er zu meiner Sache über. Er hatte den Akt geholt und las mir vor. Die Regierung könne natürlich nicht anders, als nach dem Gesetz vorgehen; aber mein Vorschlag enthalte eine akzeptable Lösung, und man wolle darauf eingehen, indem man „durch die Finger sehe“. Das waren seine Worte. Bedingung sei nur, daß

nichts davon öffentlich geschehe. In den Blättern dürfe nichts verlautbart werden; aber die Subskribenten dürfen wir direkt verständigen, daß ihnen die Vollzahlung und der Bezug der Shares gestattet sei. Ich bot an, ihm das betreffende Zirkular vorzulegen. Das nahm er an; er wolle dann mit den Statthaltern von Niederösterreich und Galizien sprechen, damit die Inhibition sistiert werde.

Ich dankte für sein Entgegenkommen; dann führte er mich unter erneuten Seufzern über die Wiener Frage bis in den Vorsaal hinaus, was bei der *valetaille* Sensation erregte.

Ich schreibe ihm jetzt:

Ew. Exzellenz!

In der Beilage gestatte ich mir den Entwurf des Zirkulars ergebenst vorzulegen, welches an die österreichischen Subskribenten der Jüdischen Kolonialbank verschickt werden soll.

Die Worte, die Ew. Exzellenz zum Schluß über die Wiener Schwierigkeit sprachen, sind mir noch im Kopf herumgegangen. Ich glaube, daß es da Auskunftsmittel gibt, über die sich einiges sagen ließe, sobald ich wieder die Ehre habe, gerufen zu werden.

Es ist möglich, aber noch nicht gewiß, daß ich Sonntag verreisen muß, und zwar auf drei bis vier Tage. Ich möchte daher geziemend bitten, daß mir die eventuelle Berufung zur Audienz nicht pneumatisch, sondern durch einen Diener zugemittelt werde, der gleich erführe, ob ich hier bin. Ich würde mich dann nach meiner Rückkunft selbstverständlich sofort melden.

Ich verharre in ausgezeichnetster Hochachtung

Ew. Exzellenz

ganz ergebener

Dr. Th. H.

14. März, Wien.

Gestern sagte mir Oskar Marmorek, daß Alex die Tuberkulose-Heilungsversuche am Menschen gelungen seien. Es ist eine so kolossale Sache, daß ich skeptisch bin. Ich wünsche es diesem seelenguten edelsten Menschen Alex und der Menschheit, insbesondere aber dem Zionismus, daß es wahr sei.

Ich schrieb heute an Alex über die eventuelle Benützung seiner Entdeckung zur Förderung unserer Bewegung, eventuell durch Überlassen der Exploitierung an die Bank.

* * *

Die Bank macht mir anhaltend große Sorgen. Kann ist widerspenstig, gibt Contreordres, bestreitet die Gültigkeit der Wiener Boardsitzung, weil er nicht da war. Kurz, er spielt sich dreist auf den Herrn der Bank hinaus, weil er weiß, daß wir absolut keinen anderen haben.

Nach einer Auskunft des allerdings unfähigen und unzuverläßlichen Sekretärs L . . . bestehe aber keine Gefahr der Liquidation von Amts wegen, obwohl die Geschäfte nicht bis 20. März begonnen werden.

Da die Ges.-Vers.-Termine durch die Versäumnisse unserer Bureaux nicht rechtzeitig einzuhalten sind, um die Statutenänderung vorzunehmen, muß ich der Sache ihren Lauf lassen und die Hände in den Schoß legen.

Meine Aufgabe ist jetzt, einen von mir allein abhängigen Manager zu finden sowie ein Haus, das . . . . . den Verschleiß der Aktien vornimmt. . . . .

* * *

Von Hechler, der seit bald acht Tagen fort ist, kamen mehrere Depeschen.

Der Großherzog nahm ihn gut auf, mein Brief wirkte. Ich möge gleich nach Karlsruhe kommen.

Da ich Hechlers Illusionen kenne, telegraphierte ich zunächst zurück, ob der Großherzog oder er mein Kommen wünsche.

Antwort: er (Hechler). Der Großherzog wolle aber helfen.

Ich bat also, er möchte mir, wenn irgend möglich, eine persönliche Einführung des Kaisers beim Sultan verschaffen. Das würde mir die Audienz, die ich brauche, sichern. Daraufhin könnte ich nach Konstantinopel fahren.

Hechler drahtet zurück, der Onkel (Großherzog) meine, man müsse den Neffen (Kaiser) schonen. Der Empfehlungsbrief sei aber nicht verweigert worden. Offenbar will der Onkel, weiß aber nicht, ob Berlin wollen wird. Bülow kann wieder nützen und schaden.

Nun war unlängst Sigmund Münz von der Neuen Freien Presse in Berlin und bei Bülow zu Tisch geladen. Bülow erkundigte sich nach mir, fragte, wie's mit dem Zionismus stehe. Münz wußte darüber keinen Bescheid. Auf Münz' Gegenfrage, welche Aussichten wir hätten, gab Bülow wieder keine Antwort.

Indessen halte ich die allgemeine Situation — England in Südafrika beschäftigt, Rußland nach Persien langend — uns für günstig.

Wir werden sehen, was Hechlers Depesche aus Karlsruhe vom 13. III. Wahres enthält:

„Komme soeben vom Onkel, er will nach Konstantinopel und an Neffen schreiben und berichten. Bitte Vorlage (d. i. Charter) bereitmachen."

Die Hauptsache daran ist, daß mein Draht nach Berlin noch nicht abgeschnitten ist. *Pour le reste — — attendre!*

17. März, Wien.

Gestern kam folgende Karte:

Ernest von Koerber

beehrt sich Euer Hochwohlgeboren zu ersuchen, ihn, wenn es Ihre Zeit gestattet, Montag den 19. um 9 Uhr früh im Ministerium des Innern besuchen zu wollen.

* * *

Werde nicht ermangeln.

Interessanter aber dieser pneumatische Brief:

Wien, 16. März 1900.

Verehrter Herr Doktor!

Wollen Sie morgen, Samstag, 1 Uhr bei mir frühstücken? Eine Zusage würde sehr erfreuen Ihren ergebensten

B. Eulenburg-Hertefeld.

Seit 1 1/2 Jahren war ich mit Eulenburg fast in keiner Relation mehr. Diese Einladung scheint eine Folge von Hechlers Expedition zu sein — wenn sie sich nicht groteskerweise auf die morgige Wohltätigkeits-Matinee bezieht, die unter fürstl. Eulenburgschem Protektorat stattfindet.

Vederemo!

* * *

Mit diesen Dingen im Kopf soll ich heute ein spaßiges Entrefilet über die Modeausstellung für die N. Fr. Pr. schreiben! Clown und Leader in einer Person.

Moses hatte es leichter.

18. März, Wien.

Das Luncheon bei Eulenburg war nur ein Luncheon. Zugegen noch Graf Pückler, Rittmeister v. Bülow, noch ein Attaché, ferner der Arzt Frei und Dr. Friedjung.

Legeres, aber gebildetes Gespräch.

Eulenburg erzählte eine Geschichte vom Prinzen Georg von Preußen, wie dieser auf einer Reise im Hotel von seinem Kammerdiener aus Versehen im Zimmer eingesperrt wurde, Bauchweh bekam, laut um Hilfe rief, aber erst befreit wurde — als es zu spät war.

Hierauf erzählte ich eine österreichische Parlamentsgeschichte von einem polnischen Abgeordneten, der sagen wollte: „Recht geschieht's dem Prinzen Lichtenstein beim Schulgesetz, warum hat er unsere Wasservorlage abgelehnt" und sagte: „Recht ihm so, warum hat er Wasser abgeschlagen."

Von diesen débraillierten Sachen abgesehen, sprachen wir zumeist sehr gebildet.

Ich saß zur Rechten Eulenburgs. Nach Tisch zog er mich beiseite. Ich sagte, ich hätte ohnehin in diesen Tagen vorsprechen wollen, skizzierte die Situation, etwa wie in meinem Brief an den Großherzog. Ich fürchte nur, daß Friedjung etwas aufgeschnappt haben könnte.

Wir verblieben dabei, daß Eulenburg mich nächstens rufen sollte.

* * *

Brief von C . . ddo. 15. III.

Sie arbeiten angeblich. Ich möge einen neuen Brief schreiben, der via Izzet Bey gehen würde, und worin ich den Zweck der Audienz deutlicher angebe.

Ich schreibe also folgenden Brief:

Excellence,

vous connaissez probablement la lettre que j'ai adressée à mon ami, et dans laquelle j'ai esquissé les avantages considérables d'une immigration juive en Palestine. J'ai la profonde conviction que la haute sagesse de Sa Majesté le Sultan apprécierait les heureuses chances du

plan sionniste, s'il m'était donné de le développer aux pieds du trône. Tout ce qu'on m'a rapporté sur les grandes qualités d'esprit et de cœur de Sa Majesté me fait croire qu'il deviendra l'ardent ami et protecteur de l'œuvre sionniste utile à l'Empire Ottoman et bienfaisante aux Juifs persécutés.

J'ai donc l'honneur de vous prier de me procurer une audience auprès de S. M. J. Le but de cette audience serait d'expliquer en toute sincérité et confiance notre plan, et de proposer la forme et les moyens d'exécution, ainsi que les services financiers que nous voulons rendre au gouvernement de Sa Majesté.

Ces choses-là ne se traitent bien que de vive voix. Il s'agit de sommes assez considérables que j'ai indiquées à mon ami. Si l'Empire a besoin d'une flotte — voilà les moyens pour l'obtenir, sans que l'Europe puisse vous en empêcher et sans conditions onéreuses ou pénibles. Au contraire, c'est une augmentation de la richesse du pays et une augmentation des sujets dévoués à S. M., qui en résulteraient. Le marché à conclure est tellement beau pour la Turquie que c'est peut-être là la raison des retards et des méfiances. On croit peut-être qu'il se cache là-dessous quelque chose de mystérieux ou de dangereux.

Oui, il y a quelque chose dessous: c'est la misère morale et politique du peuple juif, auquel il faut un soulagement que nous sommes assez riches de payer.

Que j'aie la faveur d'un entretien avec le Khalife — et Dieu mettra les arguments dans ma bouche qui convaincront Sa Majesté.

S'il consent, se sera la plus belle page de son règne glorieux, le plus grand bienfait qu'il ait procuré et à son Empire et aux Juifs malheureux qui se rendront sous sa

protection en lui apportant des biens innombrables de toute sorte.

Si S. M. veut se renseigner sur mon caractère et l'utilité de mes projets pour la Turquie — rien n'est plus facile.

J'ai l'insigne honneur d'être connu par Sa Majesté l'Empereur d'Allemagne. Que S. M. le Sultan daigne se renseigner sur moi auprès de son puissant ami.

Agissez, Excellence, en faveur de l'audience que je sollicite, agissez dans l'intérêt de votre bienaimé souverain, de votre beau pays et des malheureux que je représente. Déjà ils commencent à s'impatienter; des meneurs surgissent qui lancent d'autre projets: la colonisation de Chypre, l'émigration en Amérique, puisque la Turquie ne veut pas s'entendre avec nous!

Qui sait — on comprendra peut-être trop tard que c'était une chance échappée; et vos ennemis musulmans, qui travaillent à l'étranger contre le gouvernement actuel, en forgeront peut-être une nouvelle arme de ce fait que vous ayez laissé échapper une chance pareille.

Moi, j'espère encore que ce dernier appel que je vous adresse sera écouté. Je résume: procurez-moi la faveur d'une audience auprès de votre souverain vénéré; j'ai confiance en sa magnanimité et en son intelligence des grandes choses.

Recevez, Excellence, l'assurance de ma haute considération. Dr. Th. H.

20. März, Wien.

Wunderbar, wie man sich auch an Ministerpräsidenten gewöhnt. Ich vergaß gestern einzutragen, daß ich wieder bei Koerber war. Er empfing mich charmant wie gewöhnlich, übergab mir die Erledigung, wie ich

sie gewünscht hatte, und sprach die Erwartung aus, daß wir bei gelegenerer Zeit noch über die „hierländische Zulassung“ der Kolonialbank reden würden.

Er wolle mich nächstens am Abend zu sich bitten, damit wir über die innerpolitische Situation reden könnten, namentlich über seine scheinbare, leider notgedrungene Nachgiebigkeit gegenüber den Antisemiten.

„Ich bin doch kein Antisemit“, sagte er. An der Tür sagte ich ihm: „Exzellenz, ich glaube, Sie werden lange regieren!“

Er lächelte dankbar für diese Prophezeiung und führte mich durch den Vorsaal hinaus, wo der Landespräsident von Schlesien hatte warten müssen, bis unsere Unterredung zu Ende war, obwohl er schon mit mir zugleich eingetroffen war.

25. März, Wien.

Nicht nur Clown, auch Diener oder Kommis bin ich bei der N. Fr. Pr.

Es fällt mir jetzt erst ein, das Dokument einzutragen, das vor ein paar Tagen erlebt wurde.

Ich sagte Benedikt in Bachers Zimmer, daß ein Ingenieur sein Manuskript, das er für die „Verkehrszeitung“ hergegeben, reklamiere. Benedikt sagte, er wisse nicht, wo das Manuskript sei.

Ich: Sie haben es bestimmt.

Er fuhr auf: Wie sprechen Sie mit mir?

Ich (ganz ruhig) sagte: Ich sage, daß Sie das Manuskript haben müssen; ich habe es Ihnen durch Klinenberger geschickt.

Er (grimmig): Ich weiß davon nichts.

Ich: Sie müssen es haben.

Er: Woher wissen Sie das?

Ich: Ich nehme an, daß Kl. mich nicht angelogen hat.

Er: Sie nehmen an!... Ich wünsche aber nicht, daß Sie diesen Ton anschlagen. Ich wünsche das nicht!

Ich wandte ihm den Rücken zu, trat ans Fenster — und er lief in sein Zimmer. Gleich kam er zurück und sagte kleinlaut: „Ich habe das Manuskript gefunden."

Ich gab ihm keine Antwort mehr.

Dann ging's zum Thema Roman über. Der Ohnetsche war abgelaufen und kein neuer da. Ich lehnte die Verantwortung ab, weil man mir diese Sache bisher nicht übergeben hatte.

Ich sagte rauh: Mir muß man früher sagen, was man wünscht.

Da merkte er, daß ich böse war. Ich ging in mein Zimmer. Drei Minuten später kam er mir ... nachgelaufen .....

Wie früher nur im Ton die Beleidigung, war jetzt auch nur im Ton das jämmerliche Um-Verzeihung-Bitten.

Ich fühlte gleich, daß er mir irgend etwas geben wolle, um mich gut zu stimmen.

Richtig: er kam mit Bacher und bat mich um meine 19 Jahre alte schlechte Jugendnovelle „Hagenau" für den Romanteil. Ich gab sie her, aber ohne sie mit meinem Namen zu zeichnen. Vor 18 Jahren ging ich bei den kleinsten Blättern mit diesem Manuskript hausieren, das jetzt unter dem Titel „Die Heimkehr", von H. Jungmann, in der N. Fr. Pr. erscheint.

Zwei Dinge gehen aus diesem Abenteuer hervor.

1. Daß Benedikt mich haßt, wenn er auch feig genug ist, vor den Konsequenzen zu zittern. Er fühlt sich als Prinzipal und sieht mich als Kommis an.

2. Daß es gar nichts schadet, wenn die Leute etwas

gering schätzen. Nach 18 Jahren wird ein verlorener Schund zu Geld und Ehren gebracht. Wie erst wird es dem verlachten Judenstaat ergehen!

* * *

Koerber hat mich für morgen früh neuerlich bestellt. Nun weiß ich nicht, bezieht sich das auf die innere Lage und die N. Fr. Pr. — was mir lieber wäre — oder auf die Verhaftung eines galizischen Sharessubskriptonssammlers, die mir heute aus Kolomea gemeldet wird.

27. März, Wien, nachts um $^1/_2$12.

Die letzten 36 Stunden waren wieder einmal interessant. Ich fand heute tagsüber wegen der Probe von „Gretel" und meiner Redaktionsbeschäftigung keine Zeit, diese Merkwürdigkeiten einzutragen.

Gestern früh um 9 Uhr war ich bei Koerber. Es handelte sich nicht um die Subskriptionsgeschichte, sondern um die Sanktionierung der Wiener Wahlreform.

Er kam mir liebenswürdig und verlegen entgegen: „Also heute soll die Bombe platzen."

Ich mußte mich wieder auf das mir nun schon bekannte Kanapee setzen, die übliche Zigarre anstecken, und er trug mir nun sein Anliegen vor. Jawohl, der Ministerpräsident von Österreich hatte ein Anliegen: die Neue Freie Presse solle wegen der Wahlreform nicht zu viel Spektakel machen. Opposition müsse sie natürlich machen, das sähe er ein; aber man möge nicht zu massiv dreinschlagen.

Ich setzte ihm kurz auseinander, daß er sich aus den platonischen Demonstrationen der Liberalen und ihrer Blätter nicht viel zu machen brauche. Sollte aber die

Situation ernster, beunruhigender werden, so wäre ich vielleicht in der Lage, ihm beizuspringen.

In der N. Fr. Pr. sei ich der nächste zu Bachers Nachfolge; Bacher selbst war im Dezember 99 schon damit einverstanden, und es scheiterte nur an Benedikts Widerspruch. Zu einer gegebenen Stunde würde ich vielleicht die Auseinandersetzung mit Benedikt vornehmen.

Es imponierte ihm sichtlich. Ich meinte dann, er solle zunächst eine halboffiziöse Darstellung seiner nichtantisemitischen Motive für die Sanktionierung der Wiener Gemeindewahlreform publizieren.

Er sagte, er habe schon eine solche für die „Wiener Abendpost" verfaßt.

„Kann ich sie sehen?" fragte ich.

Sofort ging er hinaus, holte mir das Communiqué, führte mich in einen Nebensalon, wo ich das Manuskript durchsehen sollte. Dann bemühte er sich um einen Bleistift für mich und ließ mich allein, während er in der Zwischenzeit eine Audienz erteilte.

Ich las nun das Communiqué durch und fand einiges auszusetzen, was ich ihm mitteilte, als er wiederkam. Die Stelle „die Wahlreform bedeute keine ernstliche Beeinträchtigung irgendeines Teiles der Wählerschaft", fand ich, gebe ihm eine Blöße. Sofort strich er die „ernstliche Beeinträchtigung" und setzte auf meinen Rat „Parteinahme für irgendeinen Teil usw.".

Noch zwei andere Stellen änderte er ohne weiteres auf meine Bemerkung hin.

Dann führte er mich beim hinteren Ausgang hinaus.

Ich fuhr dann zur Probe ins Raimundtheater, von da nachmittags in die Redaktion.

Benedikt wußte schon von der Sanktion. Ich riet ihm

aber, keine zu scharfe Attacke gegen Koerber zu führen, der für die Juden ein besserer Minister sei als einer der böhmischen Feudalen.

Zur Vorsicht ging ich abends wieder in die Redaktion, um Benedikt zu beeinflussen, bevor er den Artikel schrieb. Während wir darüber redeten, rief ihn Koerbers Privatsekretär an und lud ihn ein, Koerber in dessen Privatwohnung zu besuchen.

Ich hatte ein unangenehmes Gefühl, als Benedikt mir dies mitteilte. Wie, wenn Koerber ihm den Inhalt unserer Unterredung mitteilte, um sich ihn günstiger zu stimmen.

Ich war sehr beunruhigt und fuhr, obwohl es zehn Uhr war, nach Koerbers Privatwohnung. In einem Kaffeehause kaufte ich ein Kuvert, steckte meine Visitenkarte hinein und schickte sie durch die Hausmeisterin hinauf. Ich wartete im Wagen. Die Hausmeisterin kam zurück, der Ministerpräsident sei noch nicht zu Hause.

Ich verbrachte einen schlechten Abend. Zuerst wollte ich ihm schreiben, daß ich auf seine Diskretion rechne. Über Nacht erschlief ich mir wie gewöhnlich den Rat. Schreiben ist immer mißlich. Ich entschloß mich, zu ihm wie an den früheren Tagen ins Ministerium zu gehen.

Um 9 Uhr war ich dort, wurde schon nach ein paar Minuten Wartezeit vorgelassen, und er kam mir strahlend entgegen. Der Artikel in der Neuen Freien Presse war ihm gerade recht. Er war sehr zufrieden. Er habe mir eben einen Dankbrief schreiben wollen. Nun ich da sei, könne das wohl entfallen. Er hoffe, daß wir im Verkehr bleiben werden, „in freundschaftlichem Verkehre“, fügte er hinzu und drückte mir wiederholt die Hand.

Hierauf begann eine einstündige Konversation, in der

er mit größtem Freimut über alles sprach, auch über seine Beziehungen zum Kaiser.

Seine Stellung sei wesentlich anders und besser als die seiner Vorgänger, die dem Kaiser nie nein zu sagen gewagt hatten. „Der Kaiser traut sich nit, mit mir so zu reden wie mit'n Badeni oder Thun, weil er si' denkt, ich leg' ihm's Amt nieder. Die früheren Ministerpräsidenten haben auch immer glei g'vipert (gefiebert, in Wiener Mundart), wann's amal vier Tage net zur Audienz gerufen worden sind. Da haben's glei 'glaubt: in Ungnade. I dräng mi gar net dazua. I mach' mei' Sach', und er weiß, daß i 's mach'. Er schickt 'n Schießl zu mir fragen, ob i Zeit hab' — — I rat ihm auch manchmal was ab, was er tun will, aber so, daß er net merkt, warum. Zum Beispiel, er hat die Abgeordneten nacheinander zu der Hoftafel einladen wollen. Jetzt hab' i mer denkt, er kann doch höchstens zwei Dutzend einladen. Jetz' wem soll mer da nehmen. Die net eing'laden werd'n, sind meine Todfeind'. Dazu kommt noch, daß der Kaiser mit'n Alter anfangt gesprächig zu werd'n. Er sagt denen Abgeordneten oder Delegierten, was ihm grad einfallt. Nachher is die Verlegenheit fertig. Na, da hab' i eahm g'sagt, er soll die Hoftafeln für die Abgeordneten bis Oktober verschieben, da kann mer alle nacheinander einladen. I mein' aber, daß bis dahin die kritische Zeit vorüber sein wird."

Und in diesem Tone des größten Vertrauens sprach er noch über eine Menge anderer Dinge. Über Badeni, dessen Verlogenheit und Feigheit er drastisch schilderte, über die Lobkowitze und Schwarzenberge und noch viele andere *de moindre importance.*

Er wollte sichtlich auf mich einen guten Eindruck machen, was ihm auch gelang.

Ich wiederholte ihm das Prognostikon, daß er lange regieren würde.

Er vertraute mir unter anderem an, daß er beim Wiederzusammentritt des Reichstages das neue Sprachengesetz vorlegen wolle. Ich stellte mich ihm zur Verfügung, falls er den Entwurf vorher von unbefangenen Augen prüfen lassen wolle. Er sagte gleich zu: er wolle mich auch die Motive lesen lassen.

Trotz Abberufung durch den Hofsekretär (oder war das nur ein Entsatzversuch, der systematisch arrangiert wird) blieb er mit mir über eine Stunde im Gespräch und entließ mich sehr liebenswürdig.

Die Lakaien im Vorzimmer staunten sehr über die lange Gunst.

9. April.

Nordau schickt einen „offenen Brief" an die rumänischen Juden zur Veröffentlichung in der „Welt". Er rät *purement et simplement* zur Wanderung in Gruppen von 100 Menschen und in Etappen. Ohne Autorisation, ohne Mittel.

Le geste est beau — aber es käme zu einem *désastre.*
Ich lasse den Brief vorläufig nicht abdrucken.

* * *

Brief an Koerber.

9. IV. 1900.

Ew. Exzellenz

beehre ich mich in Anknüpfung an die letzte Unterredung mitzuteilen, daß ich vom 16. ds. bis 2. Mai nicht hier sein werde. Sollte Ew. Exzellenz daher meine bescheidene Ansicht über den Sprachengesetzentwurf kennen wollen, so würde ich bitten, mich vor Ostersonntag zu rufen. Ich glaube, ein paar lapidare

Worte, die den Entwurf einleiten würden — ein *sursum corda!* an die Bevölkerung — könnten diesmal Wunder wirken.

Sollte der Entwurf erst nach dem 2. Mai publiziert werden, so bin ich dann selbstverständlich zu jeder Stunde zur Verfügung.

Ich verharre in ausgezeichnetster Hochachtung

Ew. Exzellenz

ganz ergebener

Dr. Th. H.

14. April.

Koerber hatte mir geschrieben, daß er mich noch vor meiner Abreise zu sprechen wünsche, und mir die gestrige Mittagsstunde bestimmt.

Um 12 Uhr war ich im Ministerium des Innern. Koerber kam mir im Galakleid entgegen. „Wegen Ihnen bin ich in der Gala geblieben. Nach der Kirchen war nimmer Zeit zum Nachhausfahren, sonst hätt' ich Sie warten lassen müssen . . .“ Dann zur Sache übergehend, nachdem er mich wieder auf dem Sofa installiert und mir die reglementsmäßige Zigarre gegeben hatte:

„Mit dem Sprachengesetz bin ich fertig, aber mit dem Motivenbericht noch nicht. Den kann ich Ihnen erst zeigen, bis S' z'rückkommen. Wohin geh'n S' denn? Nach Paris? Ich möcht' auch fort, aber i kann ja net. Von der Fruah bis auf d' Nacht bin i ang'hängt. Da schaun S', gestern, wie i z' Haus komm zu Mittag, wird mir telephoniert, i soll zum Erzherzog Franz. Na, i bin net glei' 'gangen. I hab' z'erscht a Löffel Suppen und a Stückl Fleisch 'gessen. Nacher bin ich zu ihm, wissen S' weg'n der Heirat. Na, und anderthalb Stunden bin i bei ihm g'sessen. Nacher zwei Stunden mit'n Golu-

chowski. Am Abend, wie i z' Haus komm, liegen scho wieder Akten da. Na, da hab' i bis um eins in der Nacht g'arbeit't. Und i steh' um fimfe in der Fruah auf! Heunt wied'r um halber zehn in der Kirchen (Karfreitag) bis ummer halber zwölf. Nacher is mr tot."

Ich bedauerte ihn stumm.

„Seg'ns," fuhr er fort, „bei uns geht all's a so. Es fehlt der Ernst. Alles is marastisch. Mr überlegt si nix früher. So is's mit dr G'schicht mit'n Erzherzog Franz. Wann mer a Prinz, an Erzherzog is, na da kann mr net mach'n was ma wüll. Mr waß ja bei die Herrn a net früher ob's Ernst is. Am End schickt er s' nacher wieder furt. An Erzherzog muß ja an Rücksicht'n nemma. Wann er eine Untertanin heirat't, kann das ja das monarchische Prinzip schädig'n. Er kriegt da Verwandte von seiner Frau her, die nehmen an Einfluß. Darum hat man ja immer die Prinzessinnen so von der Welt abg'schnitten, daß keiner dazu kann, daß von derer Seiten keine Einflüsse kommen.

Der Ernst fehlt halt bei uns in all'n. In der Bevölkerung grad' aso wie bei die Behörden. Glauben S', i kann mi auf an Statthalter verlassen? I hab' net an einzigen. Können S' mir an Statthalter sag'n? I weiß kein'n. Warum laß i denn die Herrn da? Weil i keine anderen hab'. I kann ja net überall hingehen — und die tun rein gar nix."

Ich erlaubte mir die Bemerkung: „Das kommt von der Art, wie die Herren rekrutiert werden. Junge Leute aus guten Familien, die dann eben avancieren."

„Es ist keine Initiative da," klagte er.

„Dem ließe sich aber vielleicht abhelfen," sagte ich. „Man könnte den Statthaltern eine geheime Instruktion geben, wie sie die Stimmung in der Bevölkerung ver-

bessern sollen. Ich glaube, die Reichsratsauflösung wird kommen. So scheint's mir wenigstens."

Er nickte: „Mir auch. Wenn ich Ihnen manches Intime sagen könnte . . ." Er ließ durchschimmern, daß er den kaiserlichen Auftrag in der Tasche habe. „Mir is's nur weg'n Galizien. Wann's zu aner Wahl kommt, gibt's in Galizien ein Blutbad."

„Man müßte die Dinge eben vorher vorbereiten. In Galizien gibt es eine große Menge Juden, auf die man Einfluß nehmen könnte."

„Ja, aber sind die denn net sozialistisch?" fragte er.

„Da könnte man einen Keil hineintreiben," sagte ich, ohne den Zionismus zu nennen. „Ich könnte Ihnen da vielleicht behilflich sein, Exzellenz! . . . Überhaupt würde es sich darum handeln, mit der Bevölkerung über die Köpfe der Berufspolitiker hinweg sich in Verbindung zu setzen. Schon bei der Publikation der Sprachengesetze wäre die künftige Reichsratsauflösung ins Auge zu fassen, und wäre das jetzige Parlament ins Unrecht zu versetzen. Es müßten die wirtschaftlichen Notwendigkeiten betont werden, und daß durch den Sprachenstreit die Existenz des Staates wie der einzelnen Länder untergraben wird. Ein Gegenwarts-, ein Wohlfahrtsprogramm ist nötig. Es müßte populär sein, zur Einbildungskraft sprechen. Neue inhaltsvolle Schlagworte müßten statt der abgenützten der Sprachenpolitiker ausgegeben werden. Die Regierung hat die Mittel dazu, eher als die Parteien. In der geheimen Instruktion an die Statthalter müßte den Herren erklärt werden, wie sie sich die Wahlen vorzubereiten haben. Man müßte die Bildung einer Wirtschaftspartei hervorrufen, begünstigen. Neue Männer heranziehen aus den Kreisen der Kaufleute, Industriellen, Techniker, Advokaten,

Ärzte usw. Zunächst wäre eine Liste der Personen, die vorzugsweise außerhalb der bisherigen organisierten Politikergruppen zu suchen sind, herzustellen. Die Statthalter müßten direkt oder indirekt mit ihnen Fühlung suchen. Manche werden es um des Vorteils oder um einer Auszeichnung wegen tun, andere aus wirklichem Ernst; viele werden sich schon geehrt fühlen, wenn man sie nur überhaupt heranzieht. Eine Soirée, ein Rout kann in manchen Fällen genügen. Kurz, praktische Versöhnung im Verkehr."

An seiner Miene, die aus der früheren österreichischen Sorglosigkeit ins Nachdenkliche, Betroffene überging, sah ich, daß er gepackt war. Er drang nun in mich, ihn gleich nach meiner Rückkehr aufzusuchen, ihm auch von unterwegs zu schreiben.

Ich bot ihm an, das Sursum Corda an die Völker Österreichs zu verfassen, wofür er mir mit dankbarem Lächeln die Hand drückte.

„Natürlich," sagte ich, „wird es unter uns bleiben."

Minister Baron Call wurde gemeldet. Ich brach auf, und er verabschiedete sich noch herzlicher als sonst von mir. Ich solle nur bestimmt am 2. Mai wieder hier sein.

Ich mache es mit Koerber ein bißchen wie Scheherezade mit dem Schah. Er hat nach jeder Unterredung den Wunsch, mich wiederzusehen, weil ich ihm etwas bringe.

Was ich will, ist ja wahrlich nichts Schlechtes, weder in den Mitteln, noch im Zweck.

Ich will im Wege einer Beruhigung Österreichs, an der ich ohne Ehrgeiz oder Vorteilsucht insgeheim mitwirke, das Los der Juden bessern, die Judenfrage lösen. Versteht mich Koerber?

18. April, im Coupé zwischen Karlsruhe und Paris.

Wieder war ich in Karlsruhe beim guten Großherzog. Meine heutige Unterredung mit ihm war politisch die weitaus interessanteste von allen, die ich im Laufe der Jahre mit ihm gehabt, wie sie puncto Ergebnis die bedeutungsloseste, ja geradezu eine Absage von deutscher Seite war.

Auch diese Antichambre, ihre Lakaien, ihren diensttuenden General v. Müller und ihre historischen Familienbilder kenne ich nun schon, so daß ich weniger bewegt als je im roten Salon wartete. Da hat sich nichts verändert, seit ich zum ersten und letzten Male hier war. Vor allem Leblosen hat sich erfreulicherweise der gute Großherzog nicht geändert, der mir Punkt elf Uhr aus der Tür seines Schreibzimmers entgegenschritt und mich mit langem Händedruck bewillkommte.

Wir blieben diesmal im roten Salon, dessen Damastmöbel, wie ich mich nicht enthalten konnte innerlich zu bemerken, ein bißchen verschlissen geworden sind.

Ich eröffnete das Gefecht mit einer Darlegung der Sachlage ungefähr wie in meinem Briefe vom 5. März.

Ich war ganz überrascht gewesen, als der gute Großherzog mir bei meinem Kommen ausdrücklich für meinen Brief „vom 5. März“ gedankt hatte. Zufällig hatte ich am Morgen im Hotel, um mich auf die Unterredung vorzubereiten, besagten Brief vom 5. März nachgelesen, so daß ich wußte, wovon er sprach. Ich fügte unter den Konsiderationen, die mir den jetzigen Moment für eine Aktion in Konstantinopel geeignet erscheinen ließen, auch die Pariser Ausstellung und die daraus folgende Friedensliebe Frankreichs an.

Ich hatte in gedrängter Kürze das Situationsbild entworfen, worauf der Großherzog das Wort nahm.

Die Sache sei nämlich anders. Gerade der südafrikanische Krieg sei in seinem jetzigen Zustande eine Gefahr für Deutschland, ja für den Weltfrieden. Es könne der Augenblick kommen, wo England einsähe, daß es mit den Buren nicht fertig werden könne. Dann werde man sich vielleicht nach einem Vorwand umsehen, um Transvaal zu verlassen, weil „wichtigere Interessen auf dem Spiel stünden".

England sei jetzt wahrscheinlich schon lüstern nach einer Diversion in der Richtung, wo seine Macht noch ungeschwächt und überlegen sei. Mit Rußland werde es sich hüten anzubinden; auch Frankreich sei ihm zu stark zur See. Hingegen würde es sich vielleicht nicht ungern auf Deutschland werfen, das zur See jetzt noch verteidigungsunfähig sei und doch durch seinen großartig wachsenden Handel eine bedeutende Angriffsfläche liefere.

Während dieser Ausführungen hatte ich einen starken Eindruck. Es sprach jemand aus dem Munde des Großherzogs, und zwar war es die deutsche Politik selbst. Die Güte, insbesondere die Güte, es mir mitzuteilen, war die des Großherzogs, aber die Daten, die Stimmungsberichte aus allen Kabinetten und das Raisonnement, das sie in starken Argumenten zusammenfaßte, war offenbar das Werk deutscher Botschafter und Bülows.

Deutschland weiche jetzt überhaupt Komplikationen aus, sagte der Großherzog, und vermeide alles, was England Anlaß zum gesuchten Stänkern geben könnte. Darum habe man den Botschafter Radolin in Petersburg, von dessen Abberufung das Gerücht ging, ausgezeichnet, nur damit er bleiben könne. Darum ersetze man den kranken Londoner Botschafter nicht durch einen neuen; darum bleibe der greise Münster in Paris, nur um *quieta non movere*.

Deutschland fühlt sich durch die südafrikanischen Niederlagen Englands merkwürdigerweise bedroht. Diese Konsequenz hätte ich nie aus der Situation gezogen. Aus den Reden des Großherzogs ersah ich es mit Genauigkeit. Ich fühlte auch heraus, daß „mein Brief vom 5. März“ Gegenstand der Untersuchungen und Arbeiten der deutschen Diplomatie gewesen war. Daraus schließe ich weiter, daß Eulenburg mich nicht zufällig zum Luncheon mit Friedjung und Frei eingeladen habe. Vielleicht wurden die beiden anderen Juden nur dazugeladen, damit ich darin nach der langen Pause nichts Allzubesonderes erblicke.

Ich muß nun gestehen, daß die großherzogliche und deutsche Argumentation etwas für sich hat.

Die *surface* zur See Deutschlands ist enorm und ihre Verteidigungsfähigkeit, wie der Großherzog sagt, verschwindend gering. „Wir wären nicht imstande, uns einer Blockade zu erwehren. Bis unsere Flotte fertig ist, vergehen 15 Jahre. Unser Handel aber und unsere Industrie dehnen sich täglich aus, in einer Weise, die ebenso erfreulich wie beunruhigend ist.“

Er führte nun eine Reihe hochinteressanter Daten an, aus denen sein staatsmännischer Ernst, seine gute treue Landesväterlichkeit hervorging.

Die Industrie sauge der Landwirtschaft die Kräfte weg. Bei einem Hafenbau — ich habe vergessen, wo — verwende man nur italienische Arbeiter. Neulich seien 3000 Italiener über Luzern ins Land gekommen. Auch im Heere mache sich die Leutenot fühlbar. Brauchbare Unteroffiziere wollen nicht bleiben. „Geben Sie mir drei Mark im Tage,“ sagt so einer, „dann bleibe ich.“ Hier in Karlsruhe gebe es eine Patronenhülsenfabrik, in der die Arbeiterinnen fünf bis acht Mark im Tage ver-

dienen. Also überall der glücklichste Aufschwung, dabei eine gleichgebliebene Bescheidenheit in der Lebenshaltung — aber auf dieses Gedeihen blicken die Nachbarn scheel.

In England bestehe ohnehin eine große Unzufriedenheit mit den deutschen Industrie- und Welthandelsfortschritten. Die wären froh, wenn sie uns eins am Zeuge flicken könnten. Frankreich und Rußland könnten das nur encouragieren. Und wenn unsere Industrie, unser Seehandel und Seeschiffahrt zugrunde gingen, könnte das den Engländern gerade recht sein.

Diese Seekriegsgefahr mit ihren Möglichkeiten von wirtschaftlichem Ruin und dem Brotloswerden so vieler Menschen wäre eine der größten Sorgen der deutschen Regierung. Trotz der deutschen Landmacht sei man einer so großen Gefahr ausgesetzt, und die einzige Kombination, die vielleicht eine gewisse Sicherheit verspräche, wäre vielleicht Amerika.

Jedenfalls sei aber die größte Behutsamkeit geboten, und man dürfe sich nicht der Eventualität aussetzen, daß England ein deutsches Protektorat in Palästina zum Vorwande nehme, um sich von Südafrika „dieser wichtigeren Frage" zuzuwenden.

Ein Lichtpunkt in dieser Situation sei aber der bevorstehende Besuch des Kaiser Franz Joseph in Berlin.

„Ich habe mit Ihnen schon bei früheren Gelegenheiten über die österreichische Politik gesprochen, und mein Urteil war, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, nicht immer günstig. Um so mehr freue ich mich, Ihnen sagen zu können, daß jetzt eine Wendung zum Besseren eingetreten ist. Kaiser Franz Joseph, dem ich ja persönlich die größten Sympathien entgegenbringe, hat nicht immer die glücklichste Politik gemacht. Wir

freuen uns nun sehr damit, daß er auf den richtigen Weg einlenkt.

Der Besuch des Kaisers hat natürlich nicht, wie man gesagt hat, nur privaten Charakter, vielmehr ist es ein politischer Besuch. Der Dreibund, der schon in die Brüche gegangen war, wird neu gekräftigt wiedererstehen. Schon meldet auch Italien seinen Besuch zur Volljährigkeit des Kronprinzen an.

Ich denke, Kaiser Franz Joseph wird von seiner Reise befriedigt sein. Er wird gestärkt zurückkehren, was er wohl brauchen kann.

Bei aller persönlichen Vorliebe für Kaiser Franz Joseph muß ich doch sagen, daß wir von dem Bündnis mit ihm nicht viel hatten.

Wir wollen aber durchaus Österreich in seinem jetzigen Bestand unterstützen. Damit ist aber auch gesagt, daß wir gewisse Bestrebungen, welche eine Angliederung der deutschen Unzufriedenen Österreichs an Deutschland bezwecken, keineswegs ermuntern. Wir weisen diesen Gedanken zurück.

Um nun zu Ihrer Sache zurückzukehren: während wir jetzt nicht imstande sind, Sie in Konstantinopel zu empfehlen, ist Österreich das ganz wohl imstande. Nach seiner Rückkehr von Berlin wird die Empfehlung des österreichischen Kaisers stärker ins Gewicht fallen, als es etwa früher oder noch jetzt der Fall gewesen wäre. Die beiden Kaiser von Mitteleuropa bedeuten nun doch sehr viel mehr."

Ich hatte ihm meine Beziehung zu Koerber erwähnt, und daß ich glaubte, durch ihn die Empfehlung an den Sultan erhalten zu können. Nur meinte ich, daß die auswärtige Politik Österreichs unter katholischem Einfluß stehe; und die Kurie dürfte dem zionistischen Plan

nicht günstig sein. Allerdings hätte ich auch nach dieser Richtung hin Fäden gesponnen. Ich erwähnte die Briefe aus Rom, die mir Baron Gleichen-Rußwurm (Schillers Enkel) über seine gelegentlichen Gespräche mit Kirchenfürsten über die zionistische Frage geschrieben. Auch hatte ich erwähnt, daß ich in der Umgebung des Sultans Anhänger unserer Sache geworben habe. Auf des Großherzogs Frage, wer das sei, sagte ich:

„Ich kann Ew. Königl. Hoheit nichts geheimhalten. Es ist N . . . Bey."

Worauf der Großherzog die Hand aufs Herz legte und sagte: „Sie können meiner Verschwiegenheit gewiß sein."

Nur Deutschland wolle sich unter keinen Umständen exponieren, und vom deutschen Botschafter könne nichts unternommen werden.

Ich solle mich durch Österreich beim Sultan empfehlen lassen. Rußland habe seit der Bagdadbahnaffaire bei der Türkei Oberwasser erlangt. Man habe dem Sultan begreiflich zu machen gewußt, daß es besser sei, sich nicht auf den einen Freund (Deutschland) zu verlassen, der für sich solche Konzessionen beanspruche. Jetzt sei der russische Einfluß in Konstantinopel übermächtig.

„Wann gehen Sie nach Konstantinopel?" fragte er endlich.

„Ich weiß noch nicht, Königl. Hoheit! Zuerst gehe ich nach London. Ich will versuchen, Lord Salisbury zu sprechen, falls ihm die südafrikanischen Sorgen noch den Kopf für anderes frei lassen. Vielleicht kann ich ihn für den Zionismus interessieren. Der reinzionistische Gedanke, ohne deutsches Protektorat, zählt viele Freunde in England. Namentlich in der Kirche; und diese hat

sicher gesellschaftlichen, vielleicht auch politischen Einfluß.“

Er nickte bejahend.

„Wenn es mir gelänge, Lord Salisbury zu gewinnen, würde dann eher eine Intervention Deutschlands für uns stattfinden können? Da ja nur dieser Einspruch Sorge zu erregen scheint?“

„Dann,“ sagte der Großherzog, „würde es sich auch noch darum handeln, den Grafen Bülow davon zu überzeugen.“

„Der Graf Bülow ist leider ein Gegner des Zionismus,“ sagte ich.

„Er ist nur vorsichtig,“ sagte der Großherzog, „und er muß es ja auch sein.“

„Wie aber, wenn ich Lord Salisbury bestimmen könnte, nach Berlin sagen zu lassen, oder gar zu schreiben, daß er nichts gegen unseren Plan habe, würde dann nicht in der Haltung Deutschlands zu unseren Gunsten eine Modifikation eintreten?“

„Ja, das wäre vielleicht etwas anderes.“

„Ich will mir erlauben, darüber zu berichten, falls etwas Nennenswertes in London erzielt werden kann. Überhaupt möchte ich trotz des jetzigen ungünstigen Standes um die Erlaubnis bitten, Ew. Königl. Hoheit davon zu unterrichten, wenn wir einen Schritt vorwärts oder rückwärts machen.“

„Hoffentlich nie rückwärts! Es freut mich, zu sehen, mit welcher Ausdauer Sie Ihr großes Werk verfolgen.“

„Muß ich, Königl. Hoheit, wenn ich etwas erreichen will. Hoffentlich werden wir es erleben!“

„Sie werden es erleben, ich nicht!“ sagte der Großherzog lächelnd. „Ich bewundere Sie, wie Sie trotz Ihrer Gegner aushalten. Namentlich unter Ihren Glaubens-

genossen haben Sie Gegner. Hier bin ich Ihr einziger Anhänger. Ich habe auch schon wiederholt Ihren Glaubensgenossen hier versichert, daß wir von unseren Juden hier keinen wegwünschen, daß auch keiner gehen soll und wird. Ich habe viele Bekannte unter Ihren Glaubensgenossen, die ich schätze."

Dann verabschiedete er mich sehr herzlich, nach einer Unterredung, die fünf Viertelstunden gedauert hatte. Steif erwiderte der General von Müller im Vorzimmer meine gemessene Verbeugung, und nur eine Gruppe jüngerer Offiziere in Gala, die so lange hatten warten müssen, blickte mit etwas Staunen und Respekt auf den fremden Juden, der so lange beim Landesvater gewesen war. Ich durchschritt die Gruppe ohne Gruß, weil ich ihre Art kenne, und nicht Gelegenheit geben wollte, meinen Gruß als jüdische Unterwürfigkeit auffassen zu lassen. Viel Zeit hatte ich allerdings zu diesem Raisonnement nicht: nur so viel als man braucht, um den Vorsaal (ich glaube, es ist der, in dem mir einst die Fahnen imponierten) schlanken Fußes zu durchschreiten.

* * *

Meine Hotelequipage fuhr vor und ich rollte stattlich zum Schloßplatz hinaus. Ich glaube, ich war noch nicht bei der Wache, als ich schon mit mir im reinen war, aus diesem mißglückten Versuch doch noch einen Vorteil zu ziehen, indem ich die für Österreich hochinteressante Stimmung der deutschen Politik an Koerber nach Wien melde.

Inwiefern ich das vom Großherzog Mitgeteilte Lord Salisbury gegenüber verwenden werde, weiß ich zur Stunde noch nicht. Vielleicht kann ich Zwerg eine An-

näherung zwischen England und Deutschland gerade auf der zionistischen Grundlage einfädeln? *C'est à creuser.*

* * *

Im Coupé hinter Straßburg.

Brief an Koerber — zu datieren Paris, 19. April.

Ew. Exzellenz

hatten die Güte, bei meinem Abschiede zu sagen, daß ich gelegentlich schreiben möge. Ich habe nun tatsächlich eine Veranlassung bekommen, die mir erfreulich und nicht unwichtig erscheint.

Ich war nämlich, einer Einladung des Großherzogs von Baden folgend, in Karlsruhe. Der Großherzog, der mir immer so gütig entgegenkommt, sprach sich auch diesmal über manche Dinge aus, unter anderem über die bevorstehende Reise unseres Kaisers nach Berlin. Ich glaube nun keine Indelikatesse zu begehen, wenn ich die Stimmung der deutschen Politik, die ich aus den Worten Sr. Königl. Hoheit ganz deutlich heraushören konnte, zur Kenntnis Ew. Exzellenz bringe.

Man erwartet viel und Günstiges von dem Besuch unseres Kaisers. Der Dreibund, der zum Teil infolge der früheren inneren Politik Österreichs bald in die Brüche gegangen wäre, wird neu gestärkt oder eigentlich wiederhergestellt werden. Die österreichische auswärtige Politik wird die gewünschte Unterstützung finden, insbesondere soweit Bulgarien in Betracht kommt. „Kaiser Franz Joseph wird befriedigt sein!" waren die Worte des Großherzogs.

Ich glaube nun, daß es von Wert sein kann, wenn man in Wien schon vorher weiß, welcher inneren Disposition man sich — ganz abgesehen von den selbstver-

ständlichen Liebenswürdigkeiten des Empfanges — zu versehen hat, und daß der Kalkül des Grafen Goluchowski dadurch von vornherein günstigen Sicherheiten gegenübersteht. Es spielen da gewisse Gründe mit, über die ich vielleicht nach meiner Rückkehr Gelegenheit haben werde, mündlich einiges zu sagen.

Interessieren dürfte auch, daß die Wendung in der inneren Politik Österreichs, die Versuche Ew. Exzellenz, geordnetere Zustände herzustellen, deutscherseits die größte Anerkennung und Sympathie finden. Die Aspirationen der Deutschradikalen werden entschiedenst abgelehnt, weil man ein gestärktes Österreich braucht. Auch diese Nüance kann bei der bevorstehenden böhmischen Verständigung vielleicht ausgenutzt werden. Jedenfalls hatte ich den Eindruck, daß man in Deutschland über die Regierung Ew. Exzellenz ebensoviel Genugtuung und daraus hervorgehende Bundesbereitschaft empfindet, als die früheren Regierungen Verdacht und Mißstimmung erregten. Unter solchen Umständen wird es eher möglich sein, die Deutschen — aber auch die Tschechen — zu derjenigen mäßigen, erträglichen und ertragenen Unzufriedenheit zu bringen, die ja bei uns schon das Ideal ist.

Ew. Exzellenz werden es vielleicht für gut finden, Seine Majestät den Kaiser und eventuell den Grafen Goluchowski von dem Vorstehenden zu unterrichten. Ich hätte nur die eine dringende Bitte, daß sonst niemand etwas davon erfahren möchte, denn es wäre mir unendlich schmerzlich, wenn durch irgendeine entstellte Wiedergabe der Großherzog, den ich innigst verehre, die Meinung erhielte, ich hätte mich einer unpassenden Zwischenträgerei schuldig gemacht.

Ich reise von hier Sonntag nach London, Hotel Cecil,

bleibe dort bis Donnerstag und bin am 1. Mai wieder in Wien.

Ich verharre in ausgezeichnetster Hochachtung

Ew. Exzellenz

ganz ergebener

Dr. Th. H.

Abgeschickt im Deckkuvert an meinen Vater am 20. IV.

21. April, im Coupé zwischen Amiens und Calais.

Gestern mehrstündiges Gespräch mit Nordau über Zionismus *et de omni re scibili et ceteris aliis.*

N. war diesmal nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich sehr nett und fügte sich meiner Leitung, insbesondere puncto des Briefes an die rumänischen Juden, der auf meinen Rat nicht publiziert wird: indessen werde ich ihn in London gebrauchen. Ich werde sagen, daß ich Nordau von der Publikation dieses Briefes, der zu Katastrophen führen könnte, abhalten wolle.

Beim Abschied erwähnte ich meine Absicht, Lord Salisbury (durch Lord Glanusks [?] Vermittlung) zu sehen. Nordau erwähnte, der Poeta laureatus Austin sei durch die Nichtabstattung meines im Sommer ihm angekündigt gewesenen Besuches chokiert gewesen. Ich hatte die ganze Sache vergessen, erklärte mich aber bereit, jetzt das Versäumte nachzuholen. Sofort wurde von N. eine Depesche aufgesetzt, worin ich Austin um Drahtantwort bitte, ob er mich heute in Ashford empfangen wolle. Abends kam die Antwort: „With pleasure, Austin."

Infolgedessen reise ich jetzt nach Ashford.

22. April, im Coupé zwischen Ashford und London.

Ich habe einen wundervollen Abend und Morgen in Swinford Old Manor beim Poeta laureatus, dem Lord-Oberdichter von England, Alfred Austin, verbracht.

Auf der Bahn wurde ich gestern nicht erwartet, was mich überraschte und verschnupfte. Ich fuhr also nach Saracen's Head Hotel, das mich durch seinen *English style* erfreute. Ich wusch mich und kleidete mich um, ließ mein Gepäck im Hotel und fuhr durch eine frühsommerlich zarte Landschaft aus dem Städtchen hinaus nach Swinford, dem Landsitze des Lord-Oberdichters.

Stiller Park, deliziöser Garten, schweigend das altfeine Herrenhaus. Ein kleiner alter Herr mit kriegerischem weißen Schnauzbart in grauem Kniehosenkostüm kam mir entgegen. Er habe mir den Wagen an die Station geschickt, aber erst zum nächsten Zuge. Als ich sagte, daß ich noch am Abend weiterwolle, war er unzufrieden; ebenso die liebenswürdige, noch unter ihren grauen Haaren schöne Mrs. Austin. Sie verstanden aber bald, daß ich nur weiterwollte, weil kein Wagen dagewesen war. Mit dem Fahrplan ließ ich mich gern überzeugen, daß ich auch noch heute vormittag Zeit habe.

Mein Kutscher wurde nach Saracen's Head Hotel um das Gepäck geschickt, und wir installierten uns in einem der Salons zum Tee. Das ideale englische Land*home*. Zu den Fenstern hinaus die mildeste Frühlingslandschaft, im Salon dennoch flackernde Holzscheite im Kamin.

Das Gespräch kam sogleich in lebhaften Fluß, weil ich über den Zionismus sprechend sagte, der Antisemitismus könne infolge südafrikanischer Mißerfolge, die man den Geldmachern zuschriebe, auch nach England kommen.

In England gebe es keinen Antisemitismus und könne es nie einen geben, erklärte die liebe Mrs. Austin, und der *laureate* bestätigte es.

Und von da ab sprachen wir nur noch vom Kriege. Was sind das für zwei bezaubernde Jingoisten, stolz auf ihr schönes England, das die erste, höchste, feinste Macht der Welt sei. *Mon avis!*

Da ich auf Austins Einführung bei Lord Salisbury abzielte, äußerte ich den Wunsch, daß zwischen England und Deutschland eine Entente erzielt werde. England müsse den Deutschen Kaiser zu seinem Agenten beim deutschen Volke machen. Da ich vom Großherzog von Baden weiß, daß Deutschland sich vor England fürchtet, kann ich *à coup sûr* operieren, wenn ich verspreche, daß ich den Kaiser dazu bestimmen könnte. Andererseits erkenne ich die Stimmung Englands aus Austins Worten, die zwar stolz und selbstbewußt, aber rein defensiv sind.

Die Furcht des Großherzogs vor einem vom Zaun gebrochenen Kriege ist offenbar unbegründet.

Alle Mäander unseres Abendgespräches beim Tee von 5 Uhr, dann beim Diner an dem schönen, blumengezierten englischen Tisch — Mrs. Austin in Soiréetoilette, der *laureate* und ich im Kompromisse, er in schwarzer, ich in weißer Halsbinde — sind nicht wiederzugeben. Das sind die Menschen, das ist das Milieu, die ich zu meinem Wohlbefinden brauche. *Comme je les comprends, les Juifs assimilés de l'Angleterre!* In England lebend, wäre ich vielleicht ein Jingo.

Ich brauchte Austin nicht erst um die Einführung bei Lord Salisbury zu bitten. Als ich ihm sagte, daß ich Salisbury gern sprechen möchte, erklärte er sich sofort bereit, mir einen Brief an ihn zu geben.

Je l'avais amorcé dadurch, daß ich ihm die Chancen einer Verständigung mit Deutschland vor den Augen leuchten ließ.

Unter den Theorien des *laureate* befinden sich auch die, daß er England für einen *organism* und Deutschland, Frankreich usw. für *mecanisms* erklärt. Die deutsche Kolonialpolitik sei mechanisch, d. h. gemacht, während die englische organisch sei.

Um elf Uhr gingen wir schlafen. Die wundervoll stille Nacht in dem Gastzimmer von Swinford Old Manor.

Der rosige Morgen. Die liebe Mrs. Austin. Ich fühlte ihre Sympathie für mich, wie auch ich dieser bezaubernden Matrone zugetan war. Ich werde ihr von Wien etwas schicken.

Mr. Austin begleitete mich in der Viktoria zur Bahn. *Stylish* der Kutscher.

Die lächerlichen Revolutionäre verhöhnen alte Formen und Äußerlichkeiten. Aber der blanke Tisch, die Ordnung im Hause, der korrekte Kutscher bedeuten auch etwas.

Die Form, die aus dem Inhalt heraus durch die unendliche Arbeit vieler Geschlechter sich versteift hat, wirkt auch wieder auf den Inhalt zurück.

Bei aller Sympathie für den *laureate* sind mir doch auch einige komische Züge nicht entgangen. Er ist ein *guerrier en chambre,* ein Kolonieneroberer im stillen Blumengarten. Mrs. Austin ist um drei Köpfe höher als er; er legt ihr gern die Hand auf die Schulter, wie er auch mir von unten auflangend auf die Schulter klopfte.

Hübsch war, was er vom *Prime Minister of Canada* zitierte; *It will be the eternal glory of England, that she* (ich glaube, er sagte *she*) *was not prepared for this war.*

Wir greifen niemand an, sagte er, aber wir sind bereit zum Kriege gegen die ganze Welt.

Ich muß abbrechen. Da ist London. Ich muß noch

meine Rede für heute abend schreiben, und sie ins Englische übersetzen lassen.

* * *

Im Wagen zur Bahn las mir Austin das Empfehlungsschreiben an Salisbury vor. Er scheint einen guten Eindruck von mir zu haben.

25. April, London.

Tage des Ärgers und der Ehrung.

Im Great Central Hotel vorgestern eine *reception,* bei der ich reden mußte. Gaster kam und bewillkommte mich sauersüß, gezwungen begeistert. Dann alle möglichen *thanks.* Das Interessanteste an der ganzen Geschichte war die Anwesenheit des De Sola aus Montreal und Dr. Hertz aus Capetown. Sie hielten dieselben Reden, die man in Wien hält. Ein Beweis für den Zionismus.

* * *

Sorgen in der Bank.

Die Direktoren Kann und Lurie frustrierten die Sitzung durch ihre Abwesenheit. Auch Wolffsohn war nicht da. Zum erstenmal versagt er. Ich muß nun ungern zwei Tage länger hier bleiben, um das Quorum herzustellen.

In der City bin ich eine Art *banker.* Kurioses Abenteuer. In Burlington Hotel, Oktober 98, war ich ein *promoter.* Jetzt ist die Bank etabliert, aber fragt mich nur nicht wie. Der Sekretär L . . . legt den denkbar schlechtesten Willen an den Tag. Der Governor-Stellvertreter Rabbinowicz gibt jede Viertelstunde, die er dasitzt, als Wohltat eingerechnet, weil er keinen Gehalt hat. Der Solicitor macht Spesen.

Und mit solchen Leuten soll man „Staat machen“. Der öde Wiener Witzling Bauer hatte recht. Er kannte sich und seinesgleichen.

* * *

Ich bin entschlossen, nicht wegzufahren, bevor ich Ordnung gemacht habe. Dabei plagt mich die Sorge, ob mir meine Redaktion diese Abwesenheit verzeihen wird.

* * *

Von Austin ein lieber Brief. Lord Salisbury habe wegen der Kriegssorgen bedauernd abgesagt. Er könne mich jetzt nicht empfangen.

1. Mai, im Coupé zwischen Linz und Wien.

Meine Reise wäre nicht vollständig gewesen, wenn sich nicht wie gewöhnlich die Sorge um die Heimkehr eingemischt hätte. Da ich diese außertourlichen Urlaubsreisen immer nur eigenmächtig und mit einer gewissen Gewaltsamkeit unternehmen kann, muß ich mit Sorge an das Wiedersehen meiner beiden Sklavenhalter denken. Ich bin ja in einem speziellen Golus, und der Verlust meiner Stellung bei der Neuen Freien Presse wäre für mich eine große Katastrophe.

Die armen Juden haben wirklich ein ausgesuchtes Pech. Ist einmal einer da, der ihnen helfen will, und könnte — denn ich bin fest überzeugt, daß ich durch meine persönliche Intervention die Dinge rasch vorwärtsbrächte — so ist er ein ökonomisch Unfreier und muß um das Brot seiner Kinder zittern.

Ich wollte jetzt bald nach Konstantinopel gehen — aber ich wage nicht, mich bald wieder zu absentieren. Meine Gebieter könnten es zu übel nehmen. Habe ich

doch eben jetzt einen Beweis ihres feigen Mißmutes erhalten.

Um mir die Reise verzeihen zu machen, schrieb ich gleich am Tage nach meiner Ankunft in Paris ein Ausstellungs-Feuilleton und sandte es durch einen Passagier des Orientexpreß nach Wien. Dieses Feuilleton brachten sie nicht, dafür aber vorgestern ein Feuilleton gleichen Inhalts von Wittmann.

Ich empfand schon eine gewisse Erleichterung, als ich heute wenigstens mein zweites (Londoner) Reisefeuilleton in dem Blatte fand, das ich in Attnang kaufte.

In einer so labilen Situation darf ich keine Experimente machen. Wovon soll ich meine Familie und mich erhalten, wenn ich meine Stellung verliere? Tatsächlich läge ich auf der Gasse und könnte zusehen, ob ich Feuilletons in deutschen Blättern unterbringe.

Hinzu kommt, daß ich bereits enorme Geldopfer gebracht habe und jetzt schon fast ohne Vermögen dastehe.

Daß ich auch nur annähernd das durch den Zionismus geboten erhielte, was ich jetzt bei der Neuen Freien Presse verdiene, ist einfach ausgeschlossen. Zudem würde ich von einem Tag auf den anderen alles Ansehen verloren haben, und sie würden mir den Bissen Brot vorwerfen.

Eigentlich wäre es unter solchen Umständen meine Pflicht, zurückzutreten, da ich nicht voll und ganz der Sache dienen kann.

Aber darf ich das tun?

Es wäre ein Gedanke, die Führerschaft (wenigstens nominell) an Francis Montefiore abzugeben, der ein unabhängiger Mann ist.

* * *

Gestern, eine halbe Stunde vor meiner Abreise von Paris, traf ich auf dem Boulevard Bernard Lazare. Er redete mich höchst freundschaftlich an und versicherte mir, er habe nie aufgehört, mit mir eines Sinnes zu sein.

Da er mir erzählte, er wolle demnächst nach Konstantinopel als Vertreter der Telegraphen-*Agence Nationale,* fragte ich ihn, ob er nicht versuchen wolle, den Botschafter Constans für uns zu gewinnen. Constans soll für Geld zugänglich sein. Man könnte ihm die ökonomischen Folgen einer großen von uns durchgeführten Kolonisation Palästinas andeuten: Bahnen, Häfen usw., und daß er dabei Geld kriegen könnte.

Lazare will mich nächste Woche in Wien besuchen, um davon weiterzureden.

* * *

Ich weiß jetzt eine gute Grabschrift für mich: „Er hatte eine zu gute Meinung von den Juden."

2. Mai.

Brief an Koerber.

Ew. Exzellenz

beehre ich mich anzuzeigen, daß ich wieder hier bin.

Ich glaube, es wäre nützlich, wenn ich noch heute, etwa in den Abendstunden, meine Aufwartung machen dürfte, denn ich habe etwas zu sagen, was für den Grafen Goluchowski noch vor seiner Abreise von Wichtigkeit sein könnte. Ich werde heute nachmittag von 5 bis 8 Uhr in meiner Wohnung auf eine eventuelle Berufung warten.

Anderenfalls werde ich mir gestatten, morgen früh um 9 Uhr im Ministerium vorzusprechen.

Ich verharre in ausgezeichnetster Hochachtung Ew Exzellenz ganz ergebener Th. H.

4. Mai 1900, Wien.

Gestern 9 Uhr vormittags bei Koerber, der mich schon sehr freundlich empfing. Er habe von meinem Pariser Brief dem Kaiser (er lächelte merkwürdig vielsagend dazu) und dem Grafen Goluchowski Mitteilung gemacht. Goluchowski werde er am Nachmittag sehen und wolle ihm dann sagen, was ich ihm jetzt mitteilen würde. Ich sagte, man erkläre sich Deutschlands gegenwärtige englandfreundliche Schwenkung damit, daß Deutschland etwas bekommen habe; eine Insel oder dgl.

Nach meiner Ansicht hätten sie auch wirklich etwas bekommen: nämlich Angst. Angst vor einem Seekriege mit England, der Deutschlands Handel und Industrie ruinieren könnte. Darum legten sie auf die Betonung des Dreibundes Gewicht, und Goluchowski könne in guter Position unterhandeln.

Koerber sagte, er wolle Goluchowski davon unterrichten.

Dann erzählte er mir eingehend sein Vorhaben im Reichsrat, skizzierte mir die Rede, die er bei Einbringung des Sprachengesetzes im Parlament halten wolle. Ich billigte einiges, kritisierte anderes, z. B. daß er die nicht in den Sprachenstreit verwickelten Parteien rednerisch zu Hilfe rufen wollte. Diese Intervention von Polen, Slovenen, Klerikalen würden sich weder Deutsche noch Tschechen gern gefallen lassen. Lieber sollte die Regierung die Vermittlung auf ihre Kappe nehmen. Ich dächte mir diesen Aufruf zum Frieden nicht pathetisch, sondern von einfacher Bonhomie.

„Möchten S' mir's aufschreiben?" sagte er.

„Gern", erklärte ich. Darauf übergab er mir im tiefsten Vertrauen die Sprachengesetzentwürfe, die erst am 8. Mai publiziert werden sollen.

Ich versprach, sie in zwei Tagen durchzustudieren und ihm den Redeentwurf zu schicken.

Er versprach sich im Reden einmal, wie von leichter Paraphasie getroffen. Überhaupt machte er mir den Eindruck der Schwäche und Erschlaffung.

5. Mai.

Kann hat vorgestern demissioniert, wodurch in der Bank einige Aufregung entstanden ist. Ich habe das Kommando übernommen und werde die Ordnung herstellen.

5. Mai.

Entwurf der Sprachengesetzrede, die ich für Koerber mache. *Je prends date ici.*

Übermorgen werde ich diesen Text als den meinigen konfirmieren, indem ich einen Todesfall, der morgen eintreten wird, hinter diese Zeilen notiere.

(Hohes Haus!)

Der Augenblick, in welchem ich die Ehre habe, die Entwürfe zur gesetzlichen Regelung der sprachlichen Verhältnisse in Böhmen und Mähren auf den Tisch des Hauses niederzulegen, kann ein Augenblick des Glückes für unser Vaterland werden, wenn Sie es so wollen.

Dieses Gesetz ist stärker als durch alle Argumentationen begründet durch eine tiefe allgemeine Sehnsucht nach innerem Frieden. Der weitaus größte Teil der Bevölkerung hegt eine solche Sehnsucht, und die Regierung, die eine Regierung des Friedens und der Arbeit sein will, glaubt auf richtigen Wegen zu wandeln, wenn sie sich zum Dolmetsch dieser deutlich erkannten Wünsche der Bevölkerung macht. Gerade weil wir uns nicht im Bannkreise irgendeiner nationalen oder politischen Partei befinden, gerade weil wir auf

der erhöhten Plattform des Staatsinteresses stehen, halten wir uns für berufen, den Streit beizulegen, der nur zu lange gewährt hat.

In welcher Weise möchten wir ihn beenden? Durch ein Gesetz! Das heißt durch den reinsten Ausdruck des Gesamtwillens.

Die anhaltende Verwirrung der letzten Zeiten hat es verschuldet, daß wir die selbstverständlichsten Dinge neu sagen, ja sie noch begründen müssen. Die sprachlichen Verhältnisse in den genannten Kronländern sind leider zum Gegenstande des Streites geworden. Nun denn, sie können, sollen, müssen geregelt werden. Und niemand würde es verstehen, wenn sich just in der Volksvertretung Stimmen dagegen erhöben, daß diese Regelung in der konstitutionellen Form vollzogen werde. Die konstitutionelle Form ist das Gesetz. Die Volksvertreter müßten es von uns fordern, wenn wir es nicht brächten.

Und nun lesen Sie unseren Entwurf.

Lesen, prüfen — verbessern Sie ihn! Sie werden in jeder Zeile, in jedem Wort unseres Entwurfes wenigstens das aufrichtige Bestreben erkennen, einen gerechten Ausgleich zu bewirken. Wir wollen dem richtig erhobenen örtlichen Zustande der Mehrheit und den daraus folgenden Bedürfnissen und Rechten ebenso gewissenhaft Rechnung tragen, wie den Rechten der Minderheit. Der Besitzlose, der Mindergebildete, ja selbst der Angeklagte im Strafverfahren sollen die vollste sprachliche Freiheit und Sicherheit bei den Behörden genießen. Wenn unser Entwurf überhaupt eine Tendenz hat, so hat er nur diese: die Bedürfnisse des praktischen Lebens unter Schonung und Achtung der nationalen Individualitäten wahrzunehmen. Und diese ein-

zige Tendenz werden Sie bis in die Bestimmungen über die innere Sache der Ämter hinein verfolgen können. Überall wollen wir auf der natürlichen Grundlage der wahren Bedürfnisse das Zusammenleben, den Verkehr, die Arbeit ermöglichen.

Das Zusammenleben von Menschen erheischt allerdings eine gewisse gegenseitige Rücksichtnahme. Opfer muß jeder bringen, der die Wohltaten der Gemeinschaft mitgenießen will. Diese Opfer werden aber um so geringer, je bereitwilliger man sie darbringt.

Wir haben böse Jahre hinter uns. Der Sprachenstreit hat auf die verschiedensten scheinbar weitab gelegenen Verhältnisse geradezu lähmend gewirkt. Gestehen wir uns, wie schmerzlich die Wahrheit auch sein möge: unser schönes Land hat durch diese verschleppte Krise schwer gelitten. Handel und Wandel wurden gestört, der Unternehmungsgeist eingeschüchtert, und die öffentlichen Arbeiten, die den Reichtum des Staates vermehren, mußten stocken. In einer Zeit, die den wunderbarsten technischen Aufschwung der Kulturwelt gebracht hat, mußten wir untätig zusehen, wie die Länder und Völker rings um uns herum immer wohlhabender und stärker wurden. In einer Zeit, in der für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung jedes Jahr so viel wert ist, wie früher Jahrzehnte, haben wir Jahre mit einem rechthaberischen Prozeß verbracht, und die Kosten drohen das Streitobjekt zu verschlingen. In einer Zeit endlich, in der andere Gesetzgebungen ihre Aufmerksamkeit auch einer Hebung der Lage von Armen und Gedrückten zuwenden konnten, waren wir hypnotisiert von der Frage, ob man sich dieser oder jener Sprache bedienen dürfe.

Die Regierung hat sich bemüht, die Linie zu ent-

decken, auf der niemands berechtigte nationale Empfindungen verletzt werden. Die Weisheit des hohen Hauses möge unseren Entwurf ergänzen.

Aber gibt es noch einen Österreicher, der den Frieden nicht will?

Es ist kein beschämender oder fauler Friede, sondern ein ehrlicher, ehrenvoller und für beide Teile schon darum nützlicher, weil er dem Staate zugute kommt, der sie beide umfängt.

Hohes Haus! Unser Entwurf ist eine Urkunde, die wir zum ewigen Gedächtnis errichten. Klar geht daraus hervor, daß die Regierung es an gutem Willen nicht hat fehlen lassen.

Es wäre nicht die Schuld der Regierung, wenn dieser Versuch, was ich nicht hoffen will, mißlingen sollte.

Meine Herren, schließen Sie Frieden, und gehen wir an die Arbeit, die uns erwartet!

* * *

5. V. 1900.

Ew. Exzellenz!

In der Beilage beehre ich mich, den Entwurf der Begleitworte zur Gesetzvorlage zu übersenden. Die blauangestrichenen Passagen sind vielleicht überflüssig oder bedenklich.

Ich hielt es für die Hauptaufgabe, die Notwendigkeit des Gesetzes im Gegensatze zur Verordnung zu betonen, ferner durchschimmern zu lassen, daß die Verantwortung für die Fortsetzung der Querel nunmehr auf die Rechthaber übergewälzt ist, weil damit einer eventuellen späteren Reichsratsauflösung und der Bearbeitung der Wählerschaften präludiert wird.

Zur Vornahme von Änderungen, wie auch nachher

zur Widerlegung der in der Diskussion auftauchenden Gegenreden, stehe ich immer gern zur Verfügung und verharre in

ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. Herzl.

7. Mai, Wien.

Koerber lud mich gestern für heute früh zu sich. Er wartete schon mit Ungeduld auf mich um 9 Uhr.

Aus seinen Worten verstand ich bald, daß er von meinem Entwurf nur wenige Worte, eigentlich nur den Schlußsatz benützen wollte, weil er in keine Kampfstellung gegen die Tschechen treten will. Vielmehr gedenkt er, diese zu der „Staatspartei" heranzuziehen, die er braucht, sobald erst das Parlament wieder funktioniert.

Er zitierte mir ganze Passagen aus seiner morgigen Rede, die er schon auswendig weiß. Ich sagte ihm mein Urteil: „Die Rede ist zu bureaukratisch, Exzellenz! Es fehlt der Proklamationston, den Sie brauchen, wenn Sie die Neuwahlen machen wollen."

Er bat mich, ihm ein paar Sätze in die Rede hineinzuschreiben, die er mir nachmittags senden wolle.

Richtig: um $^1/_2$5 heimkehrend finde ich schon die *Type*schrift seiner morgigen Rede vor. Ich mache darin einige Korrekturen und schreibe ihm:

Ew. Exzellenz!

Die Rede liest sich sehr gut. Der Hinweis auf die böhmischen Investitionen ist besonders eindringlich; der Tenor des Ganzen kann nicht anders als versöhnend empfunden werden. Die Meinung Ew. Exzellenz sehe

ich allerdings erst jetzt deutlich und hätte danach freilich meinen Entwurf ganz anders fassen müssen.

Wenn ich mir aber eine Einwendung erlauben darf — meine bescheidene Begutachtung hätte ja sonst keinen Zweck — mir scheint, es fehlt der Rede an einer Sanktion. Es fehlt die Koerzition, die im Saal und zu den Fenstern hinaus wirken könnte. Wieder mag dies in den mir unbekannten Teilen der Lage begründet sein. Wenn Hoffnung vorhanden ist, daß die tschechische Obstruktion unterbleibt oder sich binnen kurzem brechen läßt, so genügt diese milde Rede.

Im anderen Falle, da die Regierung ja fortab die Regierung dieser Sprachengesetze sein und heißen wird, wäre eine stärker betonte Überwälzung der Verantwortung für den Stillstand jeder Entwicklung im Reiche vielleicht von Nutzen gewesen.

Ich habe mir erlaubt, kleine Korrekturen an den Rand zu notieren, da die Abschrift eine flüchtige ist.

Diese Blätter sowie die eventuell einzuschließenden verstärkten Schlußsätze liegen obenauf.

Ich verbleibe in ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. H.

10. Mai.

Koerber hat eine ganz andere Rede gehalten, und die Tschechen sind in die Obstruktion gegangen.

Was denkt er sich über meine Sekretärdienste? Daß ich einen Orden oder dergl. will?

Es geschieht nur, damit er mich an Goluchowski und dieser an den Sultan empfehle.

11. *Mai.*

. . . .

Seit einigen Tagen die Kannkrise. Kann hat demissioniert, will die Bank öffentlich heruntersetzen.

. . . .

* * *

Gestern York-Steiner als Inspektor für die Bank akquiriert. . . . .

15. *Mai.*

Schließlich war es doch nicht möglich, Steiner zu engagieren. . . . .

* * *

Aus Kanns Demission ist ein unangenehmer Sturm geworden. Er wollte uns durch die Drohung, er werde „die Gründe seiner Demission" publizieren, ins Bockshorn jagen. Da wir die Demission daraufhin einfach annahmen, rächte er sich und richtete einen heillosen Rummel an. Alle sind ängstlich. Ich steuere aber unser Schiff ganz ruhig weiter.

Ein geradezu perfides „streng vertrauliches" Zirkular versendet Lourie. Die Antwort, die ich darauf gebe, wird unter den Akten des Kongreßbureaus der Zukunft erhalten bleiben.

* * *

Moi hat ein neues Exposé verlangt. Ich schrieb ihm am 10. ds., daß ich schon genug Exposés geschrieben habe. Er möge es lieber einfach sagen, wenn er nicht imstande sei, mir die Audienz zu verschaffen.

* * *

Koerber hat nicht meinen Rat befolgt, und befindet sich demzufolge jetzt in einer mißlichen Lage. Da er die Obstruktion nicht an die Wand drückte, drückt sie ihn an die Wand.

* * *

Vorgestern hielt ich in der Israelitischen Allianz eine zionistische Rede, die diesmal mehr Eindruck gemacht zu haben scheint. Dr. Alfred Stern sagte mir gestern, sie wollten mich demnächst zu einer vertraulichen Besprechung über die von mir angeregte Hilfsaktion für die rumänischen Juden einladen.

Dennoch publiziere ich in der „Welt" einen Spottartikel über die Allianz, da ich an den Ernst dieser Leute nicht glaube.

Sollten sie mich rufen, werde ich ihnen den Vorschlag machen, eine Kooperation aller europäischen Großjuden herbeizuführen. Sie brauchen keinen Heller herzugeben, sie sollen mich nur ermächtigen, im Gesamtnamen bei der türkischen Regierung zu intervenieren.

18. Mai, Wien.

Alex Marmorek, unser Bester, war jetzt einige Wochen hier und ist gestern krank nach Paris gefahren. Er erkrankte hier an einem Gelenkrheumatismus, der zwar rasch verlief, aber vielleicht nicht seine einzige Krankheit ist. Ich hatte gestern plötzlich den Eindruck, daß er tuberkulös ist. Ich fürchte, er hat bei seinen Untersuchungen des Tuberkelbazillus selbst die Tuberkulose akquiriert. Ich fürchte, die Bazillen werden ihn eher umbringen, als er sie.

Er glaubt zwar, das Heilmittel gefunden zu haben. Er glaubt, er werde in zwei, drei Monaten sein Mittel

publizieren können. Ich halte es für einen Traum. Ein Kind, das er an Meningitis behandelte, starb.

Wenn er das Mittel gefunden hat und es sich bewährt, will er auf mein Zureden die geschäftliche Verwertung der Jüdischen Kolonialbank übergeben. Das würde die Bank mit einem Schlage fundieren. Die Aktien würden an einem Tage gezeichnet werden. Der Zionismus hätte plötzlich alle Mittel, die er braucht.

Mais ce serait trop beau. Ich tat, als ob ich daran glaubte, obwohl ich es für eine Illusion halte.

Aber was ist dieser Alex für ein innerlich schöner Mensch. Wir hatten einige gute Gespräche. Ich liebe ihn sehr. Er sagte mir: „Wenn ich mit der Tuberkulose fertig bin, gehe ich an die Malaria heran. Ich will sie in Palästina studieren, bei unseren Kolonisten. Dabei kann ich freilich draufgehen. *C'est une maladie qui ne pardonne pas.* Aber wenn ich das Mittel finde, ist Afrika erschlossen.

Die Malaria ist der Schlüssel, mit dem Afrika gegen die europäische Kultur abgeschlossen ist."

Was ist das für eine grandiose Auffassung. Wer Großes will, ist in meinen Augen ein großer Mensch — nicht wer Großes erreicht. Beim Erreichen spielt das Glück mit.

Ich begleitete ihn zur Bahn; und es war mir beklommen zumute, als ich ihn ins Coupé wanken sah.

19. Mai.

Brief an Koerber, der seit einiger Zeit nichts mehr von sich hören ließ und den ich nicht einschlafen lassen will.

Ew. Exzellenz!

Es scheint also doch, daß der Reichsrat aufgelöst werden wird, wenn das heutige Communiqué nicht nur

ein Schreckschuß war. Derzeit ist das Ministerium zweifellos stärker als das Parlament. Wenn es in den Wahlen nicht gelingt, die zum Regieren unentbehrliche Staatspartei zu schaffen — eine Art Zentrum —, wird das Parlament stärker sein als die Regierung. Ich glaube daher, daß es nötig ist, diese Wahlen mit besonderen Vorsichten nach neuen Methoden und mit frischen Ideen zu machen. Die Routine in den Statthaltereien, über die Ew. Exzellenz einmal im Gespräch mit mir klagten, wäre da einfach verhängnisvoll. Die Bezirkshauptleute dürften da auch nicht den „Schimmel" reiten, sonst geht die Schlacht verloren. Ich halte die Situation der Regierung für sehr günstig in den Wahlen, weil sie, ohne einer Partei anzugehören, sich direkt mit den Interessen der Bürger in Fühlung setzen kann. Die Staatspartei kann diesmal populär gemacht werden. Dazu ist allerdings schon jetzt eine administrative und publizistische Vorbereitung nötig.

Meine bescheidenen Ansichten darüber will ich gern entwickeln, wenn ich gelegentlich auf ein Plauderstündchen gerufen werde, am liebsten abends.

Ich verharre in ausgezeichnetster Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. H.

20. Mai.

Die armen Rumänen haben sich in Bewegung gesetzt. Dr. Lippe aus Jassy telegraphierte mir gestern:

„Die Ihnen bekannten Fußwanderer werden bei Grenze Bukowina nicht durchgelassen. Intervenieret für die Durchlassung, werden vielleicht bis Czernowitz Bahn reisen."

Ein zweites Telegramm ähnlichen Inhalts aus Botosani.

Ich habe die Nacht über nachgedacht, was ich da tun solle. Vor allem glaube ich, daß die Grenzsperre auf die heimliche Intervention der Allianzleute v. Gutmann und Dr. Alfred Stern zurückzuführen ist. *Ils étaient alléchés* durch meine unvorsichtige Bemerkung, in Ungarn lasse man die rumänischen Juden nicht ein. Sie müssen sich gedacht haben: Das können wir auch. Das vereinfacht ihnen die Hilfsaktion.

Klug sind sie freilich.

Ich schreibe jetzt an Koerber:

Ew. Exzellenz!

Unglückliche rumänische Juden, die Ärmsten der Armen, stehen an der Grenze bei Itzkany. Sie sind durch tiefstes Elend zur Auswanderung nach Amerika gezwungen. Die österreichische Grenzbehörde verweigert ihnen den Durchgang.

Es sind 95 Emigranten mit Pässen für Amerika, wie man mir telegraphiert.

Wenn es nicht unmöglich ist, wenn nicht mir unbekannte ernstere politische Gründe dagegen sprechen, bitte ich im Namen der Menschlichkeit, daß der telegraphische Befehl erteilt werde, diese Unglücklichen durchzulassen.

Ich bin mit ausgezeichnetster Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. H.

23. Mai.

Heute wieder bei Koerber gewesen, der mich zu sich gebeten hatte.

Ich entwickelte also das Programm, wie die Wahlen gemacht werden müßten. Schon jetzt arbeiten, die Landeschefs kommen lassen, Informationen über jeden

einzelnen Wahlbezirk aufnehmen und ihn individuell behandeln. Ein Fragebogen herauszugeben usw. Hauptsache die Proklamation an die Völker bei der Reichsratsauflösung. Die Situation der Regierung, scheinbar unangenehm, sei in Wahrheit kolossal günstig. Man könnte vielleicht sogar eine Partei Koerber ins Parlament bringen. Nur wäre das bedenklich, weil er dadurch Parteimann und als solcher schlagbar wird. Der Kaiser müsse jedenfalls auch intervenieren. Es handelt sich tatsächlich um eine Bestandsfrage der Monarchie.

Er zuckte die Achseln: „Der Kaiser ist alt. Ich hab's ihm wie oft g'sagt. Majestät, Sie wollen nach außen eine energische Politik; wenn man aber gegen irgendeine Partei oder Richtung schärfer auftritt, sind Sie dagegen. Wenn man die heikelsten Fragen im Parlament vorbringen muß, ist das nicht durchführbar, daß man beim Geschrei gleich nachgibt. Jetzt kommen noch die kaiserlichen Familiensachen dazu. I weiß oft net, wo mir der Kopf steht."

Ich führte aus, was man mit dem Verwaltungsapparat alles ausrichten könnte, mehr als alle Parteien. Die Regierung kann geben, was die Parteien unterwegs nur versprechen. Eisenbahnen usw. Für einen Franz-Josef-Orden oder einen „Kaiserlichen Rat" kann man sich in den Wahlen viel einkaufen. (Er nickte Ja.) Ferner wäre der Veteranenpatriotismus aufzubieten.

„Zu den Wahlen braucht man aber auch Geld", sagte er.

„Das ist zu verschaffen", sagte ich.

„Der Verwaltungsapparat hat in den letzten 20 Jahren auch stark gelitten", meinte er.

„Die Lockeren werden stramm werden, wenn sie fühlen, daß man hier energisch auftritt."

Kurz, das Ende war, daß er mich bat, ihm den Fragebogen für die Behörden auszuarbeiten. Er würde dann die Statthalter kommen lassen und sie instruieren.

Ich schicke ihm nun diesen Entwurf:

Ew. Exzellenz!

Beiliegend der Entwurf eines Fragebogens für die unteren politischen Stellen. Ich dächte mir den Hergang etwa so:

Zunächst Berufung der Landeschefs zur vertraulichen Besprechung nach Wien. Allgemeine Instruktion über die zu fördernde Zentrumspartei, die in der deutschböhmischen Sprachenfrage (auch außerhalb Böhmen) für den Koerberschen Entwurf, für die Wiederaufnahme der normalen parlamentarischen Tätigkeit, für eine Neuerweckung des wirtschaftlichen Lebens, für gemäßigte soziale Reformen usw. eintreten soll.

Den Fragebogen mögen sich die Landeschefs selbst nachschreiben und konfidentiell weiterbehandeln. Jeder hätte sich vor allem die unbedingt verläßlichen, keiner Partei zuneigenden Bezirkshauptleute (gewiß die große Mehrzahl) zu rufen. Denen wäre der Fragebogen in ziemlich freier Form vorzulegen, damit sie sich selbst die Hauptpunkte notieren.

(Fragebogen.)

1. Wie war die bisherige Vertretung des Wahlbezirks? War man im Bezirke mit der Tätigkeit des Abgeordneten zufrieden? Was wirft man ihm vor? Welche Unterströmungen gibt es?

2. Welche Partei resp. Parteien sind bei der letzten Wahl unterlegen? Wer waren die durchgefallenen Kandidaten? Ihre Agitatoren? Ihr Wahlfonds? Ursachen der Niederlage?

3. Welche Strömungen herrschen jetzt in dem Wahlbezirke? Kräfteverhältnis derselben in ungefährer Schätzung?

4. Sind schon (außer dem abtretenden Abgeordneten) Kandidaten in Sicht? Wer sind diese?

Gibt es in dem Bezirke selbst einen angesehenen Mann von gemäßigter Gesinnung und genügendem Einfluß, den man vertraulich sondieren könnte, ob er sich auf das Programm der Staats- oder Zentrumspartei kandidieren ließe?

Der Typus wäre etwa ein gutsituierter Fabrikant, Advokat oder mittlerer Grundbesitzer.

5. Welche Wahlkomitees waren bei den letzten politischen Wahlen in Ihrem Bezirke tätig? Übersenden Sie die etwa noch vorhandenen Wahlaufrufe, jedenfalls aber die genaue Namenliste der noch lebenden Wahlkomiteemitglieder, welche in den letzten Reichsrats-, Landtags- und Gemeindewahlen tätig waren. Wer sind diejenigen, die sich aus persönlichen oder sachlichen Gründen seither zurückgezogen haben? Zur Erleichterung der Übersicht ist das nach Parteien zu ordnen, für jede Partei ein Faszikel.

6. Gibt es in den Vorständen der im Wahlbezirke befindlichen Genossenschaften und gemeinnützigen Vereine regsame Männer, die noch nicht in den Wahlkomitees sitzen und die man eventuell zur Bildung eines Wahlkomitees für die anti-obstruktionistische Staatspartei heranziehen könnte?

Wer sind diese?

Die Sondierung dieser Leute dürfte nicht durch eine Amtsperson vorgenommen werden, es wäre denn, daß der Erfolg und die Diskretion von vornherein vollkommen gesichert wäre. In diesem Punkte besonders werden

Sie, Herr Bezirkshauptmann, Ihre Verläßlichkeit und Tüchtigkeit dartun können.

In der Regel ist für diese delikate Untersuchung ein Ihnen als verläßlich wohlbekannter Privatmann zu verwenden. Wen haben Sie dafür im Auge? Sprechen Sie mit ihm nicht, bevor Sie einen Wink bekommen haben. Dann werden Sie ihn vorsichtig instruieren, damit auch der Schein einer Wahlbeeinflussung vermieden werde. Die ganze Aktion muß den Charakter eines aus der Bevölkerung hervorkommenden tätigen Wunsches nach der Wiederkehr geordneter parlamentarischer Zustände und gesunder Befriedigung der wirtschaftlichen Bedürfnisse haben.

7. Welche politische Stellung nimmt die Geistlichkeit der verschiedenen Konfessionen in dem Wahlbezirk ein? Ist von dieser Seite eine agitatorische Tätigkeit zu erwarten?

8. Wie ist die Haltung und der Einfluß der Lehrerschaft beschaffen?

9. Welche lokalen Verkehrs- und Wirtschaftsbedürfnisse, die auf staatliche Förderung angewiesen sind, machen sich in dem Wahlbezirke geltend?

10. Welche Geldmittel würde ein Wahlkomitee der Staatspartei in dem Wahlbezirk ungefähr brauchen? Sind diese Mittel im Wahlbezirke selbst zu beschaffen? Eventuell durch welche Personen?

11. Welche Zeitungen haben in dem Wahlbezirke Einfluß? Gehören die Blätter Parteien oder Einzelnen? Genaue Informationen über die Besitzverhältnisse der einzelnen Blätter. Was will der Besitzer mit dem Blatte erreichen? Geschäftliches oder Politisches?

Die Verhältnisse der Großgrundbesitz- und Handelskammerwahlen wären natürlich besonders zu berück-

sichtigen. In den Handelskammern ist die Sache viel leichter, im Großgrundbesitz schwerer. Für den letzteren wären eigene Vorkehrungen später zu treffen, auch nach dem Grundsatze der individualisierenden Behandlung der einzelnen Gruppe.

Die publizistische Vorbereitung der Wahl ist erst später in Angriff zu nehmen. Die Beeinflussung der Presse geschieht am besten aus den Wahlkomitees heraus, sobald diese gebildet sind. Den Offiziösen ist eine ernste Zurückhaltung anzuempfehlen. Im gegebenen Moment, der aber erst noch zu bestimmen ist, wäre ein Gerücht zu lancieren, daß nach abermaliger Arbeitsunfähigkeit des neugewählten Abgeordnetenhauses ein verfassungsloses Regime, etwa mit einem General an der Spitze der Exekutive, kommen könnte. Ein solches Gerücht, das man an unverdächtiger Stelle auftauchen ließe, würde die besten Dienste tun. Es würde manchen Versuch der Radikalen lähmen, „weil sie der Reaktion in die Hände arbeiten".

Für die primitiven Einbildungskräfte der Wähler sowohl wie für die Deklamationen der Agitatoren ist in den Wahlen ein vorgespiegelter Feind fast ebenso verwendbar wie ein wirklicher. Die Berufspolitiker, die davon leben, daß sie Österreich zugrunde richten, verdanken dieser Methode ihre besten Erfolge.

Die Agitatoren des Zentrums könnten bei den Beschränkteren mit dem drohenden „General", und bei den Vernünftigeren mit der wirklichen Gefahr: der Obstruktion operieren. In den Wahlen ist es wichtiger, daß man gegen etwas oder jemanden, als für etwas oder jemanden sei.

Also: gegen die Obstruktion!

Für die publizistische Agitation wären auch die so-

genannten Fachblätter heranzuziehen. Diese sind mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen ihrer Leser in einer intimeren Fühlung und können oft wirkungsvoller für eine Wahl plädieren als die großen politischen Blätter, von denen manche durch ihre finanziellen Sünden an Einfluß verloren haben.

Möge diese flüchtig hingeworfene erste Anregung vorläufig genügen. Vieles wird noch zu vertiefen und auszugestalten sein.

Wenn der Verwaltungsapparat rasch arbeitet und die ersten Grundlagen der Information innerhalb zwei bis drei Wochen abliefert, werden sich daraus die weiteren nötigen Maßregeln deduzieren lassen.

Ich verbleibe in ausgezeichnetster Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. Herzl.

Wien, 24. Mai 1900.

2. Juni, Wien.

Großer Konferenzrummel seit 25. Mai. Viel Gewäsch und wenig Wolle.

Resultat: Kongreß nach London einberufen. Ich war wieder für Basel, Schnirer London. Letzterer Antrag ging durch, nachdem ich mich ihm akkommodiert habe. Ich sah plötzlich ein, daß wir über Basel hinausgewachsen sind.

Immer mehr befreunde ich mich seither mit London. Das kann der Bewegung einen neuen *essor* geben.

In der Bank Tohuwabohu.

Wolffsohn kam nicht, dagegen Lurie. Dieser bat alles ab. Neues Spezialkomitee, bestehend aus Lurie, Kremenezky und vorläufig Katzenelsohn. Lurie und

Katzenelsohn nach London abgereist. Werden sehen, was dabei herauskommt.

Eine wichtigere Konstantinopel-*alerte* in den letzten Tagen. Die Blätter melden, daß Prof. Vámbéry zum Sultan nach Yildiz gerufen sei.

Sofort schickte ich Hechler nach Pest zu Vámbéry vorigen Freitag.

Hechler kam Samstag zurück, Vámbéry sei noch nicht da. Ich schickte Hechler Montag wieder hinunter. Er telephonierte, Vambéry sei schon fort.

Darauf ließ ich Hechler an Vámbéry nach Konstantinopel telegraphieren, wie lange er dort bleibe. Antwort: bis 8. Juni. Hechler kann erst morgen fahren, erst am 5. dort sein. Um diese kostbaren Tage nicht zu verlieren, schickte ich vorgestern Heinrich Rosenbaum nach Konstantinopel. Hechler wird ihm morgen nachfolgen.

Alles soll aufgeboten werden, damit ich vom Sultan in Audienz empfangen werde. Ich gab Rosenbaum präzise Instruktionen für Vámbéry mit, die er sich stenographierte.

Vielleicht gelingt es diesmal?

3. Juni, Wien.

Gestern abend kam folgende Depesche von Rosenbaum aus Konstantinopel.

„Schlesinger (Vámbéry) abreist Montag zweiten (?) Juni, ausbleibt längere Zeit, wird möglicherweise noch heute Geschäfts(Audienz)sache Charter einleiten. Morgen oder übermorgen Mitteilungen Draht.“

* * *

Einiges darin unverständlich. Ich drahtete sofort zurück:

„Reist Schlesinger ganz weg, oder kommt er wieder nach hier (Konstantinopel) zurück? Wann reist er nach Hause? Erbitte Drahtantwort."

Jedenfalls stoppte ich sofort Hechler, der heute nach Konstantinopel reisen sollte. Er war ein bißchen enttäuscht.

Nun warte ich mit Spannung.

Wären wir nahe dem *dénouement*? Oder werden wir ein kategorisches Nein aus Yildiz zu hören bekommen?

Wenn dieses käme, würde ich meinen Roman „Altneuland" weiterschreiben. Denn dann ist unser Plan nur Zukunft und Roman.

Pfingstmontag 1900.

(Ich glaube genau fünf Jahre seit meinem Besuch bei Baron Hirsch.) So sieht eine verlorene Schlacht aus. Dr. Leopold Kahn, Mitglied des A. C., kommt im schwarzen Salonrock mit gelben Handschuhen und weißem niedrigen Hut und bringt eine Depesche von Rosenbaum. Die Depesche enthält einen sehr komischen Punkt. Rosenbaum telegraphiert geheimnisvoll „Walzerstadt" anstatt „Wien". Es war kein *mot convenu.*

Depesche: Wien fr. Galata 4. 6. 2 s.

„Schlesinger versuchte vorgestern Cohn (Sultan) kurz abgewiesen. Gestern nicht dazugekommen. Abreist heute nach Westen, berührt Walzerstadt, wo eintägiger Aufenthalt geplant ist. Loebel (ich) möge ihn abwarten, da Logis unbestimmt. Er opiniert, versuchen Vermittlung Vorgesetzten Mois. Bitte umgehend drahten, ob meine Anwesenheit noch notwendig, da abreisen möchte Dienstagdampfer."

Das einzige Tröstliche in dieser Depesche, daß er „gestern nicht dazugekommen“. Die vorgestrige kurze Abweisung war also keine derartige, daß er gestern bei passender Gelegenheit nicht hätte wieder davon anfangen können.

Ich telegraphierte an Rosenbaum:

„Erkundigen Sie sich bei Moi in Loebels Auftrage, wie Geschäftsaussichten gegenwärtig stehen. Erwähnen Sie aber nichts von Schlesinger. Erwarte Drahtantwort von hier und ausführlichen Bericht von Jassy.

Kahn.“

Ich ruminiere aber jetzt, was wir weiter tun könnten. *Partir en guerre contre la Turquie*? Wir sind auch in der öffentlichen Meinung zu schwach und haben zu viele Blößen. Die unglücklichen infiltrierten Kolonisten sind lauter Geiseln in den Händen der Türken.

Ich sehe vorläufig nur noch diesen Plan: Für das Anwachsen der türkischen Verlegenheiten sorgen, gegen den Sultan eine persönliche Kampagne machen, vielleicht Fühlung suchen mit den verbannten Prinzen und Jungtürken und gleichzeitig in den europäischen Regierungen durch Verstärkung des Judensozialismus den Wunsch reger machen, auf die Türkei einen Druck auszuüben, damit diese die Juden aufnehme.

11. Juni.

Furchtbare Schwierigkeiten in der Bank. Unfähige oder eigensüchtige Personen. Alles stockt. Lurie und Kann treiben Obstruktion, weil ich aus der Bank keine Bank Lurie und Kann machen ließ.

* * *

Der Kongreß in London?

Ich führe meine Baseler Truppe nach London, da ich fürchten muß, in Basel kein Publikum mehr zu finden.

* * *

Unterschied zwischen mir und Sabbatai Zevi (wie ich mir ihn vorstelle) ist abgesehen von den in den Zeiten begründeten Abweichungen der technischen Mittel der, daß Sabbatai sich groß machte, um den Großen der Erde zu gleichen. Ich aber finde die Großen klein, so klein wie mich selbst.

17. Juni, Wien.

Hechler, aus Mühlbach von Vámbéry zurückkehrend, teilt das Überraschende mit, daß Vámbéry mit dem Sultan überhaupt noch nicht vom Zionismus gesprochen habe. Folglich wurde er auch nicht „kurz abgewiesen". Also *une fausse alerte.* Wie soll ich das verstehen? Hat Vambéry dem Rosenbaum oder dem Hechler ungenau berichtet? Oder erzählen die unrichtig wieder?

Bref, ich reise Samstag nach Tirol zu Vámbéry, um die Wahrheit zu erfahren.

Vámbéry scheint nach Hechlers Bericht bereit zu helfen.

17. Juni.

Im Coupé auf der Rückreise von Mühlbach nach Wien.

Ich bin gestern abend von Wien nach Mühlbach zu Vámbéry gefahren, 14 Stunden Eilzug, und fahre jetzt, nach fünfstündigem Aufenthalt, wieder zurück, weil meine Pauline sich mit einer Halsentzündung gelegt hat.

Ich habe einen der interessantesten Menschen kennengelernt in diesem hinkenden 70 jährigen ungarischen Juden, der nicht weiß, ob er mehr Türke oder Engländer

ist, deutsch schriftstellert, zwölf Sprachen mit gleicher Perfektion spricht und fünf Religionen bekannt hat, wovon er in zweien Priester war. Bei der intimen Kenntnis so vieler Religionen mußte er natürlich Atheist werden. Er erzählte mir 1001 Geschichten aus dem Orient, von seiner Intimität mit dem Sultan usw. Er faßte sofort volles Vertrauen zu mir und sagte mir unter Ehrenwort, er sei englischer und türkischer Geheimagent. Die Professur in Ungarn ein Aushängeschild, nachdem es lange eine Marter gewesen inmitten einer judenfeindlichen Gesellschaft. Er zeigte mir eine Menge geheimer Schriftstücke, allerdings in türkischer Sprache, die ich nicht lesen, nur bewundern kann. U. a. eigenhändige Aufzeichnungen des Sultans. Hechler schickte er gleich schroff weg: er wollte mit mir allein sein. Er begann: „Ich will kein Geld haben; ich bin ein reicher Mann. Goldene Beefsteaks kann ich nicht essen. Eine viertel Million hab' ich, ich brauche nicht die Hälfte meiner Zinsen. Wenn ich Ihnen helfe, ist's wegen der Sache."

Er ließ sich von mir alle Details unseres Plans, Geld usw. sagen. Er vertraute mir an, der Sultan habe ihn gerufen, um in den europäischen Blättern Stimmung für ihn zu machen. Ob ich da mithelfen könnte.

Ich antwortete evasiv.

Zwischendurch kam er immer wieder auf die Denkwürdigkeiten seines Lebens zurück, die allerdings groß waren. Durch Disraeli wurde er Agent Englands. In der Türkei begann er als Sänger in Kaffeehäusern, anderthalb Jahre später war er Intimus des Großwesirs. Er könnte in Yildiz schlafen, meint aber, man könne ihn ermorden. Er ißt an des Sultans Tisch — in der Intimität, mit den Fingern aus der Schüssel — aber er kann

den Gedanken der Vergiftung nicht loskriegen. Und hundert andere solche pittoreske Sachen.

Ich sagte ihm: „Vámbéry *bácsi* — darf ich Sie so wie es Nordau tut nennen? — schreiben Sie dem Sultan, er möge mich empfangen, 1. weil ich ihm in der Presse Dienste leisten kann, 2. weil die bloße Tatsache meines Erscheinens ihm seinen Kredit hebt.

Am liebsten wäre mir, wenn Sie der Dolmetsch wären."

Aber er fürchtet die Strapaze der Sommerreise.

Meine Zeit war um. Es blieb im Ungewissen, ob er was tun wird. Zunächst, ob er gleich an den Sultan wegen meiner Audienz schreiben wird?

Aber er umarmte und küßte mich, als ich Abschied nahm.

Hechler machte eine sehr neugierige Miene, als er mich zur Bahn führte. Ich erzählte ihm nichts, und er war liebenswürdig genug, nichts zu fragen.

17. Juni, im Coupé.

Morgen will ich Vámbéry folgendes schreiben:

Kedves Vámbéry bácsi,

das ungarische Wort ist gut: *zsidóember*, Sie sind einer, ich bin auch einer. Darum haben wir uns so schnell und voll verstanden — vielleicht noch mehr im Menschlichen als im Jüdischen, obwohl dieses bei uns beiden stark genug ist. Schreiben Sie dem S. (Cohn), er möge mich kommen lassen, 1. weil ich ihm in der öffentlichen Meinung nützen kann, 2. weil mein Kommen seinen Kredit hebt, selbst wenn er meine Propositionen nicht gleich annimmt. In die Details können wir ja nach dem Kongreß eingehen, wenn S i e mitkommen und den Dolmetsch machen. Mir genügt vor dem Kongreß die Audienz. *Tachles* nachher. Ich will mit Ihnen nicht

chochmezen, Sie erweisen unserer Sache einen kolossalen Dienst, wenn Sie mir jetzt die Audienz verschaffen.

Ich verstehe, was Sie sich mit Ihrer Autobiographie errichten wollen; ein Königsgrab. Krönen Sie Ihre Pyramide mit dem Kapitel: Wie ich die Heimkehr der Juden, meines Volkes, vorbereiten half.

Ihr ganzes merkwürdiges Leben wird aussehen, als wäre es darauf angelegt gewesen.

Achtes Buch

19. Juni, Wien.

Die rumänischen Auswanderer fangen an, hier durchzukommen. Verlegenheit der Alliance Israélite.

Heute ein Trupp von 75 jungen Burschen, die beim Militär waren, in ärmlicher Turnertracht. Elend und verwegen ausschauend. So werden meine ersten Leute in Palästina aussehen.

Diese wollen nach Kanada.

21. Juni.

Vámbéry schreibt aus Mühlbach, schriftlich ließe sich die Sache mit dem *mamser ben-nide* (dem Sultan) nicht machen.

Ich antworte:

Kedves batyám uram,

das klingt nicht tröstlich. Sie sagen auch *Jawasch* wie die Originaltürken. Ich habe aber keine Zeit zu verlieren. Daß bei Ihnen die Sache nicht alt ist, braucht Ihr *mamser* ja nicht zu wissen. Ich meine, Sie könnten ihm nach „reiflicher Überlegung und langem Nachdenken" dieses Auskunfts- und Rettungsmittel als das beste empfehlen. Wieviel Tschibuks und wieviel tausend Schalen Kaffee Sie zu diesem Nachdenken geraucht und getrunken haben, brauchen Sie ihm doch nicht nachzuweisen.

Ihr erstes Wort war, Sie seien kein *Wonz-Melamed*. Für einen Tatmenschen halte ich Sie auch wirklich, für einen Mann meiner Rasse, der ich alle Energien zutraue.

Disraeli sagte einst zu einem jungen Juden: „You and I belong to a race who can do everything but fail."

My dear Vámbéry bácsi! we can do really everything, but we must be willing.

Wollen Sie, Vámbéry bácsi!

Ich sehe nach den Schilderungen Ihres Verhältnisses nicht ein, warum Sie dem Cohn nicht schreiben sollen: „Du, laß dir den kommen. Er wird deinen Schlemaseln ein Ende machen. Höre ihn an, sieh dir ihn an, nachher kannst du ihn ja hinausschmeißen."

Mehr brauchen Sie ihm nicht zu sagen. Das müssen Sie ihm aber sagen — wenn Sie wollen.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr Th.

21. Juni.

Gestern hatte ich im Bureau der „Welt" einen Anfall von Gehirnanämie, während ich mit Leuten sprach. Ich hatte plötzlich eine Verdunklung des Bewußtseins und Trübung der Wahrnehmungen, während welcher ich aber mich selbst genau beobachtete und mit den Sekretären Schalit und Reich Witze machte.

Ich fuhr dann nicht in die Neue Freie Presse, sondern nach Hause und legte mich hin. Der Arzt befiehlt zwei bis drei Tage Erholung.

Kaum durchführbar. Immer neue Aufregungen. Gestern mit Wolffsohn, der mir den Eindruck macht, zu Kann übergegangen zu sein.

24. Juni, Wien.

Die rumänischen Emigranten marschieren.

Fort und fort erhalte ich Depeschen von neuen Trupps, die aufgebrochen sind.

Ich soll für die intervenieren, die an der Grenze aufgehalten werden.

Ich darf und kann nicht mehr, weil ich sie hier nicht unterstützen kann.

Feigheiten:

Benedikt fragte mich gestern, ob ich von der rumänischen Judenkrise etwas wisse. Er brauche einen Bericht. Er hat nämlich den Drohbrief eines Abonnenten wegen des Schweigens der Neuen Freien Presse bekommen. „Ja," sagte ich, „ich habe auch Meldungen bekommen, daß man die Neue Freie Presse in Rumänien boykotten wolle."

„Davor fürchte ich mich nicht," sagte er, „aber wir werden doch einen Artikel bringen. Von wem? Raten Sie!"

Ich riet ihm Goldbaum an. Aber Goldbaum erklärte, er wisse nichts von der Sache. Er, der für die „Welt" Artikel darüber geschrieben.

* * *

Ich schreibe heute an Alex, er möge den Icaleuten sagen, die Desperados aus Rumänien seien in solcher Verzweiflung, daß sie am Ende die *détenteurs des fonds publics juifs* persönlich haftbar machen würden für deren Zögern, sich uns anzuschließen.

24. Juni.

Vámbéry antwortet aus Mühlbach, ich sei ein Gjaur, der über Stock und Stein jage, ohne der türkischen Gräben zu achten. Dennoch habe er dem Sultan von uns geschrieben; ob der Brief aber in dessen Hände gelange, sei unsicher.

* * *

Ich werde an N... schreiben, er möge uns wenigstens eine Kongreßdepesche vom Sultan verschaffen.

Das einige Vorgehen der Mächte gegen China sei ein ernstes Memento für die Türkei.

* * *

In meiner Konstantinopler Audienz, Oktober 1898, sagte ich dem Deutschen Kaiser:

„China ist die Büchse der Pandora!"

Nicht unrichtig prophezeit.

25. Juni.

Die rumänischen Wandergruppen telegraphieren mir von der Grenze oder von Budapest ihre bevorstehende Ankunft. Ich möge sie erwarten. Die Naivität, das Vertrauen zu mir, aber auch die Anspruchsfülle unserer Leute geht daraus hervor. Die „Wohltäter" von Wien rühren sich nicht, und ich habe für die Armen keine Mittel zur Verfügung.

Eine beklemmende Situation.

26. VI. 1900.

Hechler schreibt mir heute, Lord Rosebery sei hier, und rät mir, ihn im Hotel aufzusuchen. Ich tu's nicht, weil seine Überlegenheit zu groß wäre. Zu seiner Stellung kommt hier noch die Fremdendistinktion hinzu.

Anders in England. Da bin ich wenigstens ein Fremder.

* * *

In Ungarn melden Blätter, daß ich die rumänische Auswanderung organisiert habe. Das Dementi in der „Welt" vom 29. ds. ist sehr nötig. Es muß an die Spitze des Blattes.

Jewish Chronicle hatte geschrieben, daß ich die Emigration nach England lenke, um für den Zionismus zu demonstrieren.

Indem ich das bestreite, gebe ich den Desperados zu verstehen, daß das, wozu ich ihnen nie geraten habe, die wirksamste Demonstration sei.

29. Juni, Wien.

Von Koerber heute eine Visitkarte, er wünsche mich wieder einmal zu sprechen: Sonntag 9 Uhr vormittags. Was will er? Ich vermute: rumänische Juden!

In diesem Fall würde ich ihn bitten, mich Cohn zu empfehlen.

2. Juli, Wien.

Gestern bei Koerber gewesen.

Er hatte mich nur sehen wollen, bevor ich auf Urlaub gehe, da wir schon so lange nicht miteinander plauderten. Über meine Wahlvorbereitungsvorschläge habe er schon mit einigen Landeschefs gesprochen. Derzeit sei aber an die Reichsratsauflösung nicht zu denken — einfach, weil sie nicht nötig ist.

Er regiert in einer sehr geschickten, unauffälligen Weise mit dem § 14.

Der Kaiser sei mit ihm sehr zufrieden. Besonders über das Aufwecken in der Obstruktionsnacht sei der Kaiser sehr vergnügt gewesen. „Dasch haben Schie schehr gut gemacht", zitierte er des Kaisers Worte in dem Ton eines zahnlosen alten Mannes. Auch in der Frage der Vermählung des Erzherzogs Franz Ferdinand mit der Gräfin Chotek habe er sich des Kaisers Zufriedenheit verdient. Der ungarische Ministerpräsident Széll habe da ein ganzes Gesetz anfertigen wollen, „in dem die Millenniums-Anstellung und das schöne Wetter Aufnahme gefunden hätte". Durch seine (K's) Intervention sei diese einfache Renunziations-Erklärung zustande gekommen, die allerdings den künftigen Kaiser an Händen und Füßen bindet.

„Der Erzherzog Otto muß froh sein", sagte ich.

Er machte *une moue dédaigneuse:* dem liege nicht viel daran.

„Und die Ungarn?“ fragte ich. „Wenn die Gräfin Chotek Buben hat, kann in zwanzig Jahren der Personalunions-Konflikt da sein.“

Auch diese Eventualität tat Koerber mit einem geringschätzigen Lächeln ab. Er glaube nicht daran.

Wir sprachen dann wieder von der inneren österreichischen Politik. Er arbeite jetzt daran, die Tschechen zu einer Erklärung zu bewegen, daß sie künftig nicht obstruieren würden.

„Was wollen Sie ihnen dafür geben?“ fragte ich.

„Nichts!“

„Das werden Ihnen die Deutschen nicht glauben.“

„Man wird's ja sehen, daß die Tschechen nichts kriegen“, sagte er.

„Man wird dann annehmen, daß geheime Versprechungen für die Zukunft vorliegen“, meinte ich. „Glaubhaft kann das Einlenken der Tschechen nur gemacht werden, wenn die Abgeordneten den Anschein haben, einem Druck ihrer Wählerschaften nachzugeben. Diesen Druck müssen die sich arrangieren. Erst dann werden es die Deutschen glauben. Dann können Sie den Tschechen auch insgeheim so viele Versprechungen machen, als Sie wollen.“

Der Türsteher brachte, als wir so dreiviertel Stunden geplaudert hatten, eine Visitkarte.

Ich erhob mich.

„Noch eins hätte ich auf dem Herzen, Exzellenz“, sagte ich. „Die Frage der rumänischen Juden. Das ist eine täglich wachsende Kalamität. Ich will von den Menschlichkeitserwägungen gar nicht reden. Für Österreich ist dieser Durchzug eine Kalamität. Was soll man mit den Leuten machen? Läßt man sie herein, ist's eine Verlegenheit, weil sie in einem schrecklichen

Zustande sind. Sperren Sie wieder die Grenze ab, heißt es, Sie sind eine antisemitische Regierung, wozu ja ohnehin die öffentliche Meinung disponiert ist, nachdem Sie Lueger in der Wiener Wahlreformfrage nachgegeben haben."

Er nickte mit bedenklicher Miene.

„Ich habe mich an den Großherzog von Baden um Rat gewendet. Er meint, ich solle durch die österreichische Regierung den Sultan um eine Audienz bitten lassen und ihn dazu bewegen, daß er die rumänischen Juden einwandern läßt. Wir können dem Sultan a Geld dafür anbieten." Ich betonte das „a Göld" ganz gemütlich wienerisch und harmlos, wie wenn es nicht die schwerste Sache wäre, um die ich mich seit Jahren vergebens bemühe.

„Schad', daß S' mir das net vor zwei Tag'n g'sagt hab'n. Da war der Goluchowski noch hier, und i hab' lang mit ihm g'redt."

„Könnte man nicht dem Botschafter Calice direkt den Auftrag geben?"

„Nein, das geht ja nicht. Das is an andres Ressort. I weiß auch net, wie wir mit'n Sultan stehen. Aber i wir' mit'n Graf'n Széchen sprechen, und Ihnen dann Antwort sagen."

Ich dankte.

„Also wir seh'n uns noch!" sagte er, indem er mich liebenswürdig verabschiedete.

2. Juli.

Brief an Vámbéry.

Kedves Vámbéry bácsi,

tegnap hosszan beszéltem az itteni elsövel, Kosárossival — You understand? Ich berührte die Kalamität der durchwandernden rumänischen Juden und fragte

ihn, ob es nicht möglich wäre, Cohn durch den dortigen Vertreter zu ersuchen, daß er mich kommen lasse, um über die Bedingungen ihrer Ansiedelung zu reden. „Schade, daß Sie mir das nicht vor zwei Tagen gesagt haben," antwortete er. Da war nämlich der Vorsteher dieses Ressorts noch hier. Jetzt ist er auf Urlaub. Indessen will er sich dessen Stellvertreter ehestens kommen lassen und darüber sprechen. Wohlgemerkt: das ist bei ihm keine Redensart.

Ich werde Sie nun, Kedves bácsi, telegraphisch verständigen, ob es zu dieser *démarche* kommt. In diesem Falle würde ich Sie dringend bitten, bei Cohn in der Ihnen geeignet scheinenden Weise, schnellstens, telegraphisch, wenn es irgend geht, zu intervenieren, und ihm zu sagen, daß es eine für ihn (Cohn) hochnützliche Sache sei, die in dieser Form herantritt.

Geben Sie ihm namentlich zu verstehen, daß er eine schöne Rolle spielen wird, wenn er die heimatlosen Juden aufnimmt. Er wird als Wohltäter der Menschheit dastehen, großmütig — und das Wohltun wird ihm gleich Zinsen und Kapital tragen. Die Judenheit der ganzen Welt wird ihn feiern. Ein *revirement* in der öffentlichen Meinung der ganzen Welt! und zugleich werden ihm die anderen Völker dankbar sein, denen er diese Zuwanderung von Juden erspart hat. Das ist doch alles klar und wahr.

Ihr aufrichtiger Neffe und Gjaur Th.

* * *

Brief an N . . . via C . . .

Excellence,

j'ai jugé inutile d'envoyer encore un exposé. La chose est archisuffisamment connue.

Je crois que la difficulté existe ailleurs.

Nos amis les mieux intentionnés n'osent peut-être pas se mettre en avant, quoiqu'il s'agisse du bien suprême de S. M.

Donc pour combler cette lacune j'ai tâché de trouver autre chose et de faire venir la demande d'audience d'un autre côté. En ce moment je ne sais pas encore, si cela réussira. Mais je tiens à vous rassurer, vous et vos coopérateurs, que le succès de l'autre ligne ne modifiera en rien ma reconnaissance envers vous.

Vous avez affaire à un galanthomme — excusez moi d'employer ce terme flatteur — qui ne prend jamais des prétextes pour se soustraire à sa parole donnée. Vous avez donc absolument le même intérêt dans tous les cas.

Nous devons être et rester amis pour le bien et la prospérité de la Turquie que nous sauverons peut-être de tous ses embarras.

Attirez, je vous prie, l'attention de votre maître sur un fait absolument nouveau: la coopération des puissances en Chine!

C'est un précédent intéressant et peut-être dangereux pour la Turquie. Vous me comprenez. Pour toutes les éventualités il s'agit d'être en mesure de se garantir soi-même, d'avoir une flotte sérieuse etc. Il est certain que vous ne trouverez jamais et nulle part cette possibilité, sinon par nous.

Celui d'entre vous qui apporte une pareille solution mérite d'être grand-vizir.

Encore une chose.

Au mois d'août se tiendra à Londres le quatrième Congrès annuel des Sionnistes. La Présidence du Congrès déposera comme chaque année les hommages de

son dévouement par dépêche aux pieds du trône de S. M. J. le Sultan.

Veuillez m'envoyer le texte convenable de cette dépêche et veuillez surtout faire tout le possible pour que nous ayons immédiatement une réponse aimable et encourageante.

Recevez, Excellence, l'assurance de ma haute considération et de mon amitié sincère

votre dévoué

Th. Herzl.

10. August, London. Hotel Langham.

Im Bett.

Seit drei Tagen liege ich im Bett. Am Tage nach meiner Ankunft packte mich ein schwerer Schüttelfrost, als ich, mich krank fühlend, ins Bett wollte. Gleich hatte ich 39,9 Hitze. Es sah wie Malaria oder kommende Lungenentzündung aus. Zwei schlaflose Nächte im Fieber. Ich glaubte nicht mehr, daß ich den Kongreß würde eröffnen können.

Heute nacht Besserung eingetreten. Doch bin ich noch sehr schwach und habe meine Rede nicht einmal noch angefangen.

Natürlich in diesen Nächten die farbigsten Wandelbilder des hohen Fiebers vor meinen heißen Augen. Zwei feine englische *nurses* pflegten mich. Die ältere, Sister Christine, bei Nacht, die jüngere, sehr hübsche, deren Namen ich nicht weiß, bei Tage. Sie waren wie Glück und Sorge im Gedicht von Heine. Die brave Sorge hat mich aus der beginnenden schweren Krankheit herausgeholt, bevor ich verfiel. Der Kongreß verspricht, sehr zahlreich besucht zu werden.

London, *14. August.*

Der Kongreß ist der bisher zahlreichste. Seine *proceedings* sind schon in den Blättern. Hundert andere führen nun die Aufzeichnungen, *in memoriam.*

Ich selbst habe bisher keine inneren Erlebnisse gehabt.

Das *Mass Meeting* am Samstag abend im Eastend war mir nichts Neues mehr. Das Zujubeln der Menge sagt mir nichts.

Eine neue Note war nur die *Garden-party* im Botanischen Garten am Sonntag. Das ganze Publikum wälzte sich mir immer in kompakter Masse nach. Ich hätte gern den feinen englischen Garten genossen, wurde aber unter königlichen Ehren erstickt. Sie sahen mir bewundernd zu, als ich eine Tasse Tee trank. Man reichte mir Kinder hin, stellte mir Damen vor; Greise wollten mir die Hand küssen. Ich habe dabei immer die Versuchung zu fragen: „Entschuldigen Sie, warum machen Sie das alles?"

Gestern in der Nachmittagssitzung übergab ich das Präsidium Gaster und Nordau und floh nach den Kensington Gardens, wo ich in reizender Landschaft vor einer Wasser-Perspektive eine Tasse Tee in Frieden trank.

20. August.

Auf dem Schiff von Dover nach Calais.

„Der vierte Zionisten-Kongreß ist zu Ende."

Es war viel Lärm, Schweiß und Trommelschlag. „Gearbeitet" wurde natürlich nichts, und dennoch war das Resultat vorzüglich. Wir haben vor der englischen Welt manifestiert, und die Manifestation wurde bemerkt. Die englischen Blätter brachten im ganzen und

großen solche Berichte, wie wir sie brauchen konnten und können.

Unsere englischen Genossen halten es für wahrscheinlich, daß im nächsten Jahre, wenn wir zur Zeit der *season* im Juli wiederkommen, die *Upper Jews* sich nähern werden. Der Bankier Seligmann erklärte auf einem Bankett, er fühle sich uns schon sehr nahe. Er wartet offenbar nur noch auf unseren Erfolg, um sich uns anzuschließen. Francis Montefiore sagte mir gestern, als wir von der Themsepartie heimkehrten, ich möge vor den Rothschilds auf der Hut sein. Sie würden auch kommen, um sich des Judenstaates zu bemächtigen. So weit sind wir allerdings noch nicht, und die Besorgnis des guten Sir Francis scheint mir verfrüht. Er gab mir übrigens die erwünschte Gelegenheit, mit Mr. Barrington, dem Privatsekretär Lord Salisburys, zu déjeunieren. Ich redete Mr. Barrington Löcher in den Bauch, und es scheint auch, daß es mir gelungen ist, ihn ein bißchen für uns zu interessieren.

Aussee, 29. August.

Ich fange erst jetzt an, mich von den Londoner Strapazen und der Krankheit zu erholen.

Von Vámbéry erhielt ich einen rekonfortanten Brief. Er habe dem Sultan über unsere Sache geschrieben und keine ablehnende Antwort erhalten. Freilich scheint er auch keine zustimmende bekommen zu haben.

In London ließ ich mich vom A. C. abhalten, die Gegenseitigkeitsidee vom Kongreß aus zu lancieren. Nämlich den Gedanken einer Kotisation, die dem Geplünderten eines Judenexzesses ein Recht auf die zur Übersiedlung nötige Mindestsumme gibt. Ich glaube, es wäre ein Riesen-Propagandamittel gewesen, doch war

ich nicht in der energischen Stimmung, das durchzusetzen. Ein Schlagwort wie die „Eroberung der Gemeinden" wäre gut gewesen.

So wird nichts geschehen, bis ich wieder den Kongreß einberufe.

Wir werden Geldverlegenheiten im A.C. haben. Haben sie schon. Doch habe ich darauf geachtet, daß unsere Rückzahlungsrate von der vorjährigen schwebenden Schuld pünktlich bezahlt werde. Es erinnert mich an die Art, wie ich auf dem I. Kongreß das Repräsentativsystem, *sans en avoir l'air,* einführte.

Mit diesem Borgen und Zahlen begründe ich unseren Staatskredit, wie klein auch die Beträge seien.

2. September, Aussee.

Ich konnte mich vorgestern und gestern nicht recht entschließen, dem Sultan zum Jubiläum zu gratulieren. Heute mahnt es mich aber doch wie ein Versäumnis, und ich depeschiere:

A Sa Majesté Impériale,
le Khalife Abdul Hamid Khan,
Constantinople Yildiz.

Au nom des Sionnistes de tous les pays j'ai l'honneur de déposer aux pieds du trône les vœux les plus chaleureux et sincères pour la prospérité et longue durée du glorieux règne de Votre Majesté Impériale.

Dr. Théodore Herzl,
président du Comité Central Sioniste,
Wien, Türkenstraße 9.

3. September, Aussee.

Die Blätter melden „innere Krise". Koerber soll entlassen oder der Reichsrat aufgelöst werden. Mein Rat,

damals nach der Obstruktion aufzulösen, war nicht schlecht. Denkt Koerber jetzt an meinen klugen Rat? Ich schreibe ihm heute:

Ew. Exzellenz!

Die Zeitungen, denen ich freilich berufsmäßig mißtraue, erzählen von bevorstehender Auflösung des Reichsrates. Die erschien mir schon damals als das Remedium. Nun erhält mein — vergessener? — Entwurf einer Wahlvorbereitung wieder einige Aktualität.

Ende dieser Woche werde ich nach Wien zurückkehren. Vielleicht kann ich irgendwie nützlich sein.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. Herzl.

18. September.

Ich war vorgestern, Sonntag, in Pest bei Vámbéry.

Stimmungen der Jugendstadt.

Aber das „Praktische“ der Reise war ziemlich Null.

Vámbéry erzählte mir wieder viel von sich, und zwar was er mir schon in Mühlbach erzählt hatte.

Er gab mir sein Ehrenwort: ich würde bis Mai vom Sultan empfangen werden.

Ich verstehe zwar nicht ganz, wie er darauf, was nicht von ihm abhängt, sein Wort geben kann. Ich muß aber mit allem zufrieden sein.

Übrigens bin ich ganz matt.

20. September, Wien.

Ich bin jetzt oft so unlustig und energielos, daß ich auch wichtigere und interessante Vorkommnisse nicht eintrage. Natürlich werden sie dann vergessen.

Meine Situation ist auch sonderbar genug. Um die

Kongreßzeit war ich ein Herr. Jetzt bin ich wieder wie Ruy Blas ein Diener, und wessen Diener. Täglich erscheine ich zum Rapport beim Prinzipal, Herrn Dr. Bacher, der manchmal gnädig und manchmal ungnädig ist.

Dazu liegen mir die schweren Geldopfer, die ich für die Bewegung brachte, schwer in den Gliedern. Ich habe zuviel getan, und gleichzeitig mit der psychischen Energielosigkeit kommt mir meine ökonomische Geschwächtheit zum Bewußtsein, wodurch sich auch meine Laune verschlechtert.

* * *

In Pest traf ich am Abend meiner Ankunft im Hotel bei der Zigeunermusik den Berliner türkischen Botschafter Ahmed Tewfik. Wir plauderten bis halb eins in der Nacht über Wilhelm und Abdul Hamid usw.

20. September, Wien.

Une idée qui me hante ist die Notfallversicherung, die ich in London lancieren wollte und an der ich durch die Opposition der Führer gehindert wurde.

Gestern brachte ich sie im A. C. wieder vor. Es ist das einzige, was wir tun können. Eine wechselseitige jüdische Notfallversicherung. Die versicherten Opfer einer Judenverfolgung erhalten einen Mindestbetrag zur Übersiedlung. Im rumänischen Exodus hat sich gezeigt, daß 200 Fl. per Person (oder Familie?) nötig waren. Die waren durch die Wohltäter nicht aufzutreiben. Man muß den Vertriebenen ein Recht verschaffen. Dieses Recht muß sich jeder durch Kauf einer Police erwerben. Von hundert à zwei Gulden kann einer notleidend werden. Natürlich ist die Hauptsache die Definition des Notfalles und die Prävention des Assekuranzbetrugs.

Der wäre nach Analogie des Unfallversicherungswesens

zu konstruieren. Den Sitz der Gesellschaft denke ich mir in Basel.

Man könnte auch höhere Versicherungen mit rasch progressierender Prämie annehmen.

Wenn für 200 Fl. zwei Fl. jährlich zu zahlen sind, wären für 400 schon fünf oder sechs zu zahlen, für 1000 Fl. nicht das Fünffache, sondern das Zehnfache oder mehr, weil dann der einzige Schadensfall gleich eine Serie vorstellt.

Zu meinem Erstaunen war Kokesch, der sonst sehr vorsichtig und *terre à terre* räsonniert, auf meiner Seite. Das hat mich sehr encouragiert.

1. Oktober, Wien.

Nichts von Vámbéry.

Die Sache scheint bei ihm wieder einzuschlafen.

Ich schreibe heute an N... folgendes:

Excellence!

Plus d'un an s'est passé depuis que j'ai eu l'honneur et le plaisir de vous voir à l'hôtel Impérial.

Et rien, rien n'est venu.

On m'écrit de Const. que c'est la question du chemin de Hidjaz qui est à l'ordre du jour.

Si on nous donne la Charte de Colonisation que nous demandons, nous nous engageons de construire le chemin de fer du Hidjaz, ou bien de fournir les fonds nécessaires. Si vous avez les relations utiles qui en profiteront, vous pouvez faire parvenir cette proposition à qui de droit. Je fournirai toutes les explications et garanties si S. M. m'appelle.

J'attends votre bonne réponse le plus tôt possible et vous prie d'agréer l'assurance de ma haute considération

Th. Herzl.

P. S. Un de mes amis, Mr. Kremenezky, que vous connaissez — il est allé vous voir à l'hotel — s'intéresse à l'établissement d'une usine au bord de la mer Morte en Palestine. Il m'en a parlé plusieurs fois et j'ai toujours oublié de vous demander le nom du concessionnaire des bords de la mer Morte. Il me dit que c'est un musulman. Cela vous sera facile de me renseigner.

5. Oktober.

Manche Fehler, die ich begangen habe, quälen mich immer wieder in der Erinnerung.

Der größte Fehler bisher war, daß ich in Jerusalem nicht an der Einzugspforte der Juden auf den Kaiser wartete. Ich glaubte damals, es wäre besser, weil er dann diesen Empfang möglicherweise als den ansehen würde, zu dem er die zionistische Abordnung bestellt hatte, und ich wollte eine besondere feierliche Audienz für uns haben.

Indessen wäre es für den zu symbolischen Handlungen inklinierenden Kaiser das Richtige gewesen, wenn ich, den er als das Oberhaupt aller Juden ansah, ihn an der Schwelle unserer Stadt Jerusalem erwartet und begrüßt hätte.

Da mag er von mir abgekommen sein. Ich verstehe das erst jetzt.

Ein anderer Fehler war es, daß ich dem Großherzog von Hessen nicht höflich und höfisch genug schrieb, als ich ihn um seine Verwendung beim Zaren bat.

5. Oktober.

Sehr geschickt ist die Rundfrage der English Zionist Federation an die Parlamentskandidaten.

60 haben sich für den Zionismus erklärt.

Seit langer Zeit das Gescheiteste, was in unserer Bewegung unternommen wurde.

7. Oktober.

Nachdem er lange geschwiegen und auf zwei meiner Briefe nicht reagiert hatte, ruft mich Koerber plötzlich wieder. Ich soll morgen früh zu ihm ins Ministerium des Innern kommen.

Que peut-il bien vouloir?

8. Oktober.

Koerber wollte nur im allgemeinen reden.

Der unmittelbare Anlaß scheint aber die ihm unangenehme Haltung der Neuen Freien Presse in der Welschtiroler Frage gewesen zu sein.

Ich war über die ganze Sache nicht recht informiert, vermutete nur, daß es sich um eine abgelehnte Autonomieforderung der Welschtiroler handle. Ich tat aber so, als wäre ich vollständig *au courant,* und da ich seine Ansichten teilte, war mir eine nähere Begründung erspart.

Über die allgemeine Lage in Österreich tauschten wir ungefähr dieselben Gedanken aus wie im Frühjahr und Sommer.

Ich sagte: „Ich bemerke, Exzellenz, daß Sie die Wahlen nicht machen, sondern sich von selbst machen lassen."

Er: „Es geht nicht anders. Die Landeschefs haben gemeldet, daß nicht viel zu machen ist."

Ich: „Ob daran nicht die Untüchtigkeit der Landeschefs schuld ist?"

Er: „Was möglich ist, geschieht ja."

Er sprach dann von den Albernheiten der Parteien, mit besonderer Berücksichtigung der Fortschrittlichen,

die sich erst neulich in der Person des Bürgermeisters von Trautenau (der sich an die Kabinettskanzlei des Kaisers mit der Bitte um das Verbot des konkurrierenden deutschradikalen Parteitags gewendet hatte) so unsterblich blamiert haben.

Er erzählte mir vom Kaiser, und wie hoch er in der Gunst stehe. Das habe sich jüngst in Görz gezeigt, wo der Kaiser bei Tisch die ganze Zeit mit ihm sprach, sodaß Calice, der Konstantinopler Botschafter, ihm nachher sagte: „So viel Vertrauen hat beim Kaiser schon lange niemand genossen!"

Ich dachte mir mein Teil bei Calice, dessen Fürwort beim Sultan um eine Audienz ich wie einen Bissen Brot brauchen könnte, doch sagte ich nichts, weil der Moment nicht opportun war.

Görz, erzählte er noch, sei eine große Sorge gewesen. Alle Behörden, namentlich die unteren, zitterten vor einem anarchistischen Anschlag. Jeden Augenblick wurde das Deplacement eines notablen Anarchisten gemeldet. Jetzt sollte einer von London abgereist sein, jetzt einer von Paris oder Wien. Die Reise nach Görz konnte aber nicht abgesagt werden, sie war Monate vorher bestimmt gewesen, und damals wußte man nicht, daß der König von Italien ermordet werden würde. Kurz, man fuhr in einer rechten Angst nach Görz, und er mußte mit sein, sonst hätte man gesagt, er fürchte sich oder lasse den Kaiser allein. Es fand auch ein starkes Aufgebot von Gendarmerie statt, und alles klappte zum Glück. Man war froh, wohlbehalten von dieser patriotischen Feier zurückgekehrt zu sein.

Noch mancherlei erzählte er vom Kaiser, der ihn alles machen lasse, ihn aber nicht richtig unterstütze. Z. B. könnte man mit dem feudalen Großgrundbesitz

durch einen entsprechenden Druck viel ausrichten. Aber der Kaiser helfe da nicht mit.

„Ich hab' ihm den Lobkowitz gebracht. Der hat gezittert vor der Audienz, wie er aber herausgekommen ist, war er noch viel stolzer. Der Kaiser hat ihm gar nix g'sagt."

Also geht der dalkete deutsch-böhmische Streit weiter.

Er sprach auch wiederholt von den Zeitungen, die ihn angreifen. Ich benützte die Gelegenheit, zu sagen: „Notwendig wäre eine große anständige Zeitung, auf die Sie sich stützen könnten."

„Ja, wer soll die machen?"

„Das würde sich finden, Exzellenz. Nur die Mittel müßten herbeigeschafft werden."

„Von wem?" sagte er. „Der Krupp hat schon viel hergegeben und ist schließlich kopfscheu geworden."

Der Gedanke der Zeitung gefiel ihm aber, und er bat mich, die Sache nicht fallen zu lassen und, wenn ich etwas gefunden habe, mit ihm darüber zu sprechen. Ich möge kommen, wann ich wolle.

Wiederholt beteuerte er, daß er froh wäre, wenn er das Amt verlassen könnte. Er schlafe zu wenig. „Ich bin schläfrig. Ich möchte mich einmal ausschlafen. Das erste, was ich tu', wenn ich gestürzt bin, ist, daß ich drei Tag' schlaf'."

Trotz dieser österreichischen Raunzerei machte er aber nicht den Eindruck der Regierungsmüdigkeit. Ich sagte: „Die Politik, die Sie vertreten, ist die einzige, die in Österreich eine Zukunft hat — wenn Österreich überhaupt eine Zukunft hat."

Er machte ein Schnoferl und zuckte vielsagend die Achseln, als wäre er von nichts weniger überzeugt, als von der Zukunft Österreichs.

Die Unterredung hatte genau eine Stunde gedauert, als er mich entließ und bald wiederzukommen bat.

Er hat nie einen selbstloseren Helfer gehabt und wird nie einen haben wie ich, ich, der so gar nichts haben will als eine Empfehlung der Regierung an den Sultan. Natürlich rückte ich heute damit nicht hervor, weil ich noch keinen Anspruch auf einen Gegendienst habe. Ich sagte ihm u. a., daß ich nie eine offiziöse Zeitung machen würde. „Denn davon haben Sie nichts, daß in einer Zeitung steht: der Ministerpräsident ist der größte Staatsmann.“

Er teilte diese meine Ansicht vollkommen, und wir schieden *en gens qui sont de mêche.*

14. Oktober.

Ein kurioser Zwischenfall. *Tout se tient.*

Dr. Ehrlich, durch den ich mich bei Koerber hatte introduzieren lassen, wollte mich gestern sprechen. Er sagte mir, Koerber habe ihn nach mir im Zusammenhange mit einer zu schaffenden Zeitung gefragt. Ehrlich antwortete: „Als Stilisten kenne ich Dr. H. Ob er eine Zeitung machen kann, weiß ich nicht. Jedenfalls dürfen Sie nicht vergessen, daß er den Zionismus repräsentiert.“

Das war also ein Abraten. Ehrlich wollte nicht, daß ich es irgendwie von Koerber erführe, und sagte es mir spontan. Offenbar erzählte er es mir harmloser wieder, als er zu Koerber gesprochen.

Mir scheint, Koerber wird nun die Idee fallen lassen. Meine Kombination war, ihm den Zionismus als Nebensache, *panache* und Maskierung vorzuschlagen. Eigentlich ein Lustspieleinfall: die wahre Liebe als *paravent.*

Auch dieser Plan, wie andere, ins Wasser gefallen,

dank einem guten Freunde, der mich selbst „loyal“ verständigte, daß er es getan.

15. Oktober.

Von C . . . (N . . .) erhalte ich eben einen Brief, die Regierung habe „un besoin pressant de 7—800 mille Ltqu.“ und wolle Zolleingänge als Garantie geben, Zinsen 6 und sogar 6 1/2 %.

Ich solle als *deus ex machina* erscheinen, helfen, *et une fois l'affaire terminée,* würde mich S. M. empfangen.

Ich antworte darauf folgende Depesche:

Vous pouvez informer que nous ferons des offres pour l'avance des septcent sur la garantie indiquée dans votre lettre à la condition que je puisse traiter directement avec n. c. 363. L'affaire peut être conclue dans le plus bref délai.

Mais veuillez remarquer que je ne ferai rien si je ne suis pas appelé par 363 pour lui soumettre oralement nos offres.

* * *

Ich verlange 6 1/2 %, um die Sache plausibel zu machen. Würde ich in den Bedingungen *gentil* sein, so trüge es den Stempel der Unwahrscheinlichkeit.

17. Oktober.

Für heute war ich wieder zu Koerber gerufen, der eine Stunde lang *de omni re scibili* sprach. Ich exponierte ihm die Idee der Zeitungsgründung, die ihm sehr einzuleuchten schien. Ob aber etwas draus werden wird, steht dahin. Der einzige Anhaltspunkt, daß ihm was dran liegt, ist, daß er mir eine ganze Stunde seiner Zeit widmete und draußen irgendeinen Exzellenzherren warten ließ.

18. Oktober.

Bülow Reichskanzler!

Für uns nicht gut. Dennoch gratuliere ich ihm „zum neuen Abschnitt in der deutschen Reichsgeschichte“.

22. Oktober.

Von Bülow eine Dankdepesche.

Es ist gar schön von einem großen Herrn . . .

26. Oktober.

Gestern war der „türkische Generalkonsul von D . . .“, né F . . ., aus Pest, bei mir in der Redaktion und brachte mir einen halb chiffrierten Brief von C . . ., dem Strohmanne N . . .s. C . . . bietet seine Dienste an, weil er der eigentliche Macher sei. Er wolle nach Wien kommen. Es handelt sich also offenbar um die Reisespesen. Da mir D . . . sagte, er wisse genau, daß C . . . imstande sei, etwas auszurichten — er habe sich davon wiederholt überzeugt — sagte ich ihm, er könne C . . . schreiben, daß er von mir 1000 Francs bekommen werde, falls er wirklich etwas Ernstes vorzuschlagen habe.

30. Oktober.

Sollten wir der Entscheidung näher sein, als ich selbst es glaubte?

Gestern abend bei der Heimkehr fand ich folgende Depesche C . . .s vor, die eine Antwort auf D . . .s Brief an ihn zu sein scheint:

Theodor Herzl, Karl-Ludwigstraße 50, Wien de Pera.

Si pouvez lendemain réception verser acompte deux-centmille livres turques sur avance septcentmille ferme avec six pour cent intérêt ferai parvenir avant ramazan

offre pied du trône impérial espère que vous serez alors appelé officiellement par palais. Télégraphiez

C...

* * *

Da man nun nicht annehmen kann, daß C... in Pera es wagen würde, *en clair* eine Depesche zu expedieren, worin von Thron und Palais die Rede ist, wenn es damit nicht seine Richtigkeit hätte, so ist die Sache seriös zu nehmen.

Ich antworte:

E. C... Constantinople Péra poste française.

Vous parlez maintenant de six pourcent après avoir commencé par six et demi. Mais cette difficulté sera probablement surmontable si je pourrai me rendre compte personnellement du fait que les dispositions générales de 363 sont en notre faveur. Le versement des deuxcents comme acompte sur avance ferme de septcents aura lieu dans les huit jours suivant ma réception.

Mein Feldzugsplan für den Fall der Berufung zum Sultan ist bereits lange fertig.

Ich lasse sofort Wolffsohn und Katzenelsohn hierher kommen. Wolffsohn muß zu Kann nach dem Haag, ihn fragen, ob er eventuell die £ 700 000 à 6 % bei holländischen Bankiers placieren kann. Zum Lohn lasse ich ihn wieder in die Kolonialbank.

Katzenelsohn muß den gleichen Versuch bei Poljakow, Brodsky usw. machen.

Während ich nach Konstantinopel reise, reisen sie nach Haag und Petersburg, so daß ich ihre Depeschen bei meiner Ankunft habe.

Kokesch schicke ich nach London, um die Ausferti-

gung von 50000 Inhabershares zu betreiben, die dann sofort nach Rußland zum Verkauf geschickt werden.

Alle Vertrauensmänner werden zur Einberufung von Versammlungen aufgefordert.

Am Tage, wo meine Audienz beim Sultan bekannt wird, müssen 1000 Volksversammlungen mit Sharesubskription stattfinden.

Oskar Marmorek wird nach Pest geschickt, um Vámbéry aufzufordern, mit mir nach Konstantinopel zu fahren.

Kremenezky fährt mit mir nach Konstantinopel.

Alex Marmorek hat Ica und Edmund R. vorzubereiten, daß ich nach Paris kommen werde.

Die English Federation wird für den Tag meiner Ankunft in London von Konstantinopel einberufen.

I am ready.

Und jetzt wird wahrscheinlich nichts draus werden.

6. November.

Samstag rief mich D... wieder ans Telephon. Ich ging diesmal zu ihm. Er übergab mir mit wichtiger Miene Briefe C...s, die nichts als Gefasel enthielten.

Dennoch ermächtigte ich ihn, C... kommen zu lassen. Frage von 1000 Francs Reisespesen.

Ich ging darauf nur ein, weil D... wirklich türkischer Generalkonsul und noch wirklicher Millionär ist. Folglich kann es sich nicht um das Ausfoppen von 1000 Francs handeln.

Heute schrieb ich Wolffsohn, er möge zu Kann nach dem Haag fahren, um diesen zu fragen, ob er bei holländischen Bankiers die £ 700000 aufbringen kann. Zur Belohnung ließe ich ihn wieder in den Trust.

9. November.

Die Wiener Allianzler und Kultusleute haben die Hosen voll, weil wir in die Kultuswahlen eintreten und eine Außerordentliche Generalversammlung der Allianz zur Erörterung ihrer rumänischen Grausamkeiten verlangen.

Dr. Alfred Stern war schon dreimal bei mir in der N. Fr. Pr., um eine Sistierung unserer Schritte „in dieser Zeit“ zu erbitten. Beim ersten Besuch bot er mir ein Mandat für den Kultusvorstand an. Ich lehnte natürlich ab und lachte ihn aus. Bei seinem zweiten Besuch, vorgestern, ließ ich ihn so lange warten, daß er beleidigt wegging. Ich entschuldigte darauf meine Verhinderung brieflich und bemerkte zugleich, daß sich in der Sache keine Versöhnung werde erzielen lassen. Darauf kam er gestern mit dem „Material“ des Briefwechsels mit der Pester Gemeinde, woraus aber nur die Richtigkeit des vorigwöchentlichen „Welt“-Artikels hervorgeht.

Er beantragte eine vertrauliche Besprechung unserer Herren mit dem Vorstande der Allianz.

Und was soll die Konklusion sein? fragte ich. Wollen Sie die schuldigen Vorstandsmitglieder entfernen?

Eventuell, ja! war seine Antwort.

Dann ging er mit Bacher weg, den er informieren wolle. Heißt mit anderen Worten, daß er durch Bacher und Benedikt einen Druck auf mich will ausüben lassen.

Wieder ein paar Kriegstage in Sicht.

12. November.

Wir sind auf einem Tiefstand angelangt. In unserer Kasse ist tiefste Ebbe. Einige hundert Gulden, die nicht

mehr hinreichen, das Erfordernis des ersten Dezember zu decken.

Ich bin aber müde, Geld herzugeben oder es von anderen zu verlangen.

Die anderen A. C.-Mitglieder sind ratlos.

13. November.

Gestern traf ich bei Oskar Marmorek den Pariser Ingenieur und Millionär Reitlinger, der mir meinen alten Plan, die türkische Staatsschuld, die man für 4 bis 500 Mill. Francs bekäme, aufzukaufen und der türkischen Regierung die Befreiung von der Dette Publique gegen die Überlassung von Palästina anzubieten (...?).

Wir wollen darauf noch zurückkommen.

* * *

Wolffsohn telegraphiert aus dem Haag, Kann sei bereit, die Ausführung der türkischen Anleihe zu übernehmen, wenn man ihm den direkten Auftrag gebe. Das konveniert mir nicht, denn ich muß das Verdienst haben, Kann und seinen Genossen darf nur der Verdienst zufallen. Ich schreibe daher Wolffsohn, daß Kann zuerst das Geld sichern soll, dann wird er den Auftrag durch meine Vermittlung erhalten.

14. November.

Die Idee des Rückkaufs der türkischen Schuld beschäftigt mich sehr. Ich muß alles aufbieten, um mit Lord Rothschild zu sprechen. Ich schreibe heute an Cowen, unseren fähigsten Mann in England, er solle Lord R. bewegen, mich zu rufen, bevor wir durch die „zionistischen“ Abgeordneten im House of Commons den Zionismus zur Sprache bringen lassen.

15. November.

Nach einer Besprechung mit meinem Vater und Kremenezky telegraphiere ich folgendes an C...:

L'argent est prêt. Pourquoi ne me donnez-vous pas de nouvelles?

16. November, Wien.

Heute telephonierte mich D... an, C... werde Mittwoch hier eintreffen.

Vor allem haben wir nun das Problem der tausend Francs Reisekosten für C... zu lösen. Das gehört zu den Merkwürdigkeiten dieser Geschichte, daß wir solche 1000 Francs unter Sorgen herbeischaffen, während wir die großen Beträge als gesichert ansehen können.

* * *

Von Wolffsohn eine Depesche, Kann werde mir den Brief, den ich brauche, schreiben: seine Firma stelle die £ 700000 gegen genügende Sicherheit zur Verfügung.

* * *

Von Vámbéry ein Brief als Antwort auf meinen letzten. Er habe sofort an den Sultan geschrieben und telegraphische Antwort verlangt, ob das mit der Anleihe wahr sei. Wenn ja, wolle er sofort hinfahren, mich nachkommen lassen, und unsere Sache stehe günstig.

17. November.

Hechler meint, ich solle dem Kaiser durch den Großherzog meine Freude über die glückliche Abwendung des gestrigen Breslauer Attentats ausdrücken. *I do so.*

Allerdurchlauchtigster Großherzog!
Allergnädigster Fürst und Herr!

Die Nachricht von dem mit Gottes Hilfe glücklich vereitelten Attentat auf Seine Majestät den Kaiser hat mich, wie so viele andere Menschen, plötzlich wieder fühlen lassen, was dieser großherzige, geistig so ungewöhnlich hoch veranlagte Herrscher allen denen bedeutet, die den Vorzug haben, ihn zu kennen. Seit den denkwürdigen Tagen von Jerusalem im Jahre 1898 ist Kaiser Wilhelm II. allen Zionisten auf dem Erdenrunde eine teure und aufrichtig verehrte Gestalt. Ich möchte bei einem so ernsten Anlasse noch weniger als sonst in den Anschein geraten, als drängte ich mich hervor, und unterlasse es daher, den Ausdruck meiner großen Freude über die Errettung des Kaisers aus Lebensgefahr nach Berlin zu senden. Es sei mir aber gestattet, Ew. Königlichen Hoheit, dem väterlichen Freunde des Kaisers, meine treuen Empfindungen auszusprechen mit der ehrerbietigsten Bitte, sie gelegentlich zur Kenntnis Sr. Majestät zu bringen.

Ich verharre in tiefster Ehrfurcht und innigster Dankbarkeit

Ew. K. H. stets ergebener

Dr. Th. H.

18. November.

Heute von Lissa & Kann, Haag, einen Offertbrief erhalten, worin die Firma es übernimmt, eine Anleihe von 800000 türkischen L zu 6% zu machen, falls genügende Sicherheit geboten. Und zwar £ 200000 bei Vertragsabschluß, £ 520000 innerhalb sechs Monaten.

Ich bestätige diesen Brief mit folgenden Zeilen:

Herren Lissa und Kann, Haag.

Sehr geehrte Herren!

Ihre gefällige Zuschrift vom 16. Nov. 1900 habe ich heute erhalten. Ich werde Ihnen im Verlaufe dieser Woche nähere Mitteilungen machen.

Hochachtungsvoll

Dr. Th. H.

20. November.

Gestern wieder mit Reitlinger aus Paris gesprochen, der noch einige gescheite Züge zur Operation des Rückkaufs der türkischen Schuld angab. Wir verblieben dabei, daß ich ihn mit nach London rufe, falls Cowen die Unterredung mit Lord Rothschild fertig bringt.

Cowen schreibt mir, er wolle die kurze Parlamentswoche dazu benützen, ein Meeting mit den 31 M. P.s, die sich für den Zionismus ausgesprochen haben, zu arrangieren. Das wäre eine glaubliche *opportunity* für Lord R.

* * *

Zu Reitlinger ins Hotel Impérial kam der Fabrikant v. Engel, um mich und Oskar Marmorek zum Kultuspräses Klinger zu holen. Dieser, ein pathetischer Tartüff, strich mir Honig ums Maul, wollte mich verlocken, in den Kultusvorstand einzutreten, erklärte, er sei im Herzen mehr Zionist als O. Marmorek, und als er wärmer wurde, mehr als ich.

Mit uns möchten sie ein Kompromiß schließen, mit dem Jüdischen Volksverein nicht. Vermutlich sagt er umgekehrt dasselbe den Volksvereinlern.

Ich erklärte schließlich, mich mit zwei Mandaten (Dr. Kahn und Mohr) zu begnügen. Auch das war ihm zu viel.

Dennoch sieht die Sache versöhnlich aus.

24. *November.*

David Gutmann lädt mich zu einer „friedlichen“ Besprechung der rumänischen Skandale in der Allianz ein.

24. *November.*

C ... ist nicht gekommen. D ... telephoniert, er habe telegraphiert, daß er erst in vierzehn Tagen kommen werde.

Ich telegraphiere an C ...:

Si vous ne me communiquez pas immédiatement le résultat de vos démarches, je retire l'offre des sept-cents. Je ne veux pas rester indéfiniment à la disposition.

26. *November.*

Die gestrige Kultuswahl eine erfreuliche Niederlage. Unsere Kandidaten mit großen Minoritäten beinahe gewählt.

* * *

Prachtvoll arbeiten Cowen und Greenberg in England, um meine Zusammenkunft mit Lord Rothschild zu ermöglichen. Greenberg hielt in Glasgow eine Rede zu diesem Effekt. Cowen schreibt mir, sie würden R. aufsuchen, wenn ich wirklich Ernstes zu sagen hätte. Ich telegraphiere ihm: Most serious things, but he must desire the meeting, and not as a favour to us.

27. *November.*

Gestern mit dem Kohlenbaron Gutmann lange geredet. Er will auf alles eingehen, um den Eclat in der Allianz zu vermeiden. Ich fordere den Rücktritt der Vorstände, die in der rumänischen Emigration sich etwas zuschulden kommen ließen, und Ersatz durch un-

sere Vertrauensmänner. Die Schuldfrage soll ein Schiedsgericht entscheiden. Ferner verlange ich einen Platz im Kuratorium der Hirschstiftung für Oskar Marmorek. Er war sehr kleinlaut. Ich hatte Mitleid mit dem reichen Manne, als ich den leeren Schreibtisch seines kürzlich verstorbenen Sohnes sah, der mich vor Jahr und Tag verhöhnte, weil ich einen jüdischen Staat gründen wolle.

24. November.

Depesche von C...:

„Patientez encore quelques jours. Affaire très bonne voie. Ecris. C...“

30. November, Wien.

Die Allianz hat mir eine Falle gelegt. Nachdem ich Gutmanns mündlichen Vorschlag, daß wir gegen Zugeständnis der Kooptierung unserer Vertrauensmänner als Beiräte die Sache im gütlichen Meinungsaustausch beilegen sollten, schriftlich angenommen hatte, schreibt er, daß sie wegen meiner Bedingungen auf diese Form verzichten. Sie sind ebenso schlau wie dumm. Die öffentliche Diskussion wird mit der Vernichtung der Allianz enden.

30. November.

Brillanter Brief von C... Er hat mit Großwesir, Erstem Sekretär und Finanzminister die Sache besprochen. Die Anleihe soll unter den vorjährigen Bedingungen der Deutschen Bank erfolgen. Der I. Sekretär erzählte C..., daß Vámbéry meine Vorschläge dem Sultan empfohlen habe. Der Sekretär fürchtet aber Unannehmlichkeiten, wenn ich offiziell berufen werde und die Anleihe nicht zustande käme. C... sagte, man könne sich beim Deutschen Kaiser über mich erkundigen.

Vielleicht hängt es damit zusammen, daß gestern von der deutschen Botschaft an die „Welt" um mich telephoniert wurde. Ich habe aber bis zur Stunde, 11 Uhr vormittags, nichts Näheres gehört.

* * *

Telegramm an Wolffsohn:

Kohns Baldow besucht mich übermorgen. Über die Bedingungen erfahre ich, daß es dieselben sind, die im vorigen Jahre von Debe erzielt wurden. Bei Debe führtest du dich und Hagen mit der Empfehlung meines Onkels ein. Trachte sogleich Debes vorjährige Bedingungen unauffällig zu erfahren. Verständige Hagen davon und daß er Sonntag Montag sicher zu Hause bleiben soll. Mein Vater glaubt, daß Icebe in Kompagnie mit Hagen Halewi übernehmen und gemeinsam durchführen sollte. Icebe könnte ein Siebtel übernehmen und Geschäft dadurch erleichtern. Benjamin.

30. November, abends.

Soeben kommt von C... Depesche, er werde Sonntag früh hier eintreffen.

* * *

Die Kasse des A. C. ist so leer, daß wir nach Auszahlung der Dezembergehalte usw. die 1000 Francs für C... nicht haben.

Ich fühle mich auch *à bout de forces* und habe seit einigen Tagen schwerere Defaillancen als je. Der Gedanke, mich zurückzuziehen, befällt mich eigentlich erst jetzt mit Gewalt.

Vielleicht schreibe ich das in der Hoffnung, mich dessen in besseren Tagen zu erinnern. Um dann sagen zu können: als die Not am höchsten war, usw. ...

Ich bin natürlich ein zu komplizierter Mensch, um ein naives Tagebuch zu führen, wenn ich mir auch Mühe gebe, nicht zu posieren. Die Zukunft fühle ich immer über die Schulter blicken.

3. Dezember.

Gestern vormittags traf also der Unterhändler C... in Begleitung des Generalkonsuls v. D... bei mir ein. C... macht keinen schlechten Eindruck. Magerer, wachsgelber, schwarzbärtiger Levantiner. Aussehen eines zweit- oder drittklassigen Diplomaten. Die Krawatte über dem weißen Gilet zu grell, die Rosette im Salonrock zu anspruchsvoll. Aber er nennt eine Katze eine Katze und spricht offen über das regierende Personal in Konstantinopel. Er fragte mich, ob ich die Depesche schon bekommen habe. Er meint nämlich, daß sie zwischen gestern und heute kommen sollte: die Berufung zum Sultan.

Nur dürfe ich beim Empfang nichts vom Zionismus reden. Ich dürfe nur meine guten Dienste anbieten für die Vermittlung des Vorschusses. Denn um einen Vorschuß und keine Anleihe handle es sich. Ein Vorschuß, rückzahlbar in einigen Monaten, da die Zolleinnahmen das tägliche Brot der türkischen Finanzen seien. Wenn man in Yildiz Geld braucht, schickt man zur Zollkassa. Der Vorschuß soll auf Wechsel der türkischen Regierung gegeben werden. Ich bemerkte, daß es sich nach der Ansicht meiner Freunde um eine Anleihe und keinen Vorschuß gehandelt habe, und erklärte ihm Kanns Offerte, ohne Kann zu nennen.

Die Marge von £ 80000 leuchtete ihm sofort ein, und er will darüber an N... und den Finanzminister berichten.

Was den Zionismus betrifft, meint er, die Türken wollten nur darum nicht, weil sie sich vor einer Intervention der Mächte fürchten. Wenn die Juden einwandern dürften, würden die Mächte sofort Kriegsschiffe nach Jaffa schicken und Palästina nehmen. Ich sagte, die Mächte umzustimmen, werde unsere Sache sein. Worauf er sagte, daß, wenn ich dem Sultan das begreiflich machen könnte, die Sache gewonnen sei. Der Sultan hätte nur dieses eine Bedenken. Ich fragte, ob ich Vámbéry nach Konstantinopel mitnehmen könnte. C... sagte, daß das sogar ein enormer Vorteil wäre, weil V. zu jeder Zeit beim Sultan ein- und ausgeht. Vámbérys Empfehlung habe mir überhaupt kolossal genützt. Man wollte sich zuerst in Wien und Berlin über mich erkundigen. Als aber V's Brief kam, worin er meine Propositionen empfahl, war weiter nichts nötig.

Er plauderte noch hin und her. Die Konzession vom Toten Meer könnten wir leicht bekommen, wenn wir dem Sultan einen Teil des Reinertrages der Industrien zusicherten. Ferner: das Grundstück der Dormition habe der Sultan bis auf den heutigen Tag nicht dem Deutschen Kaiser ausliefern können, weil der Scheik-ul-Islam dagegen sei.

Wenn ich einmal mit dem Sultan in Verbindung wäre, könnte ich ihn bitten, eine Kommission aller Minister zur Prüfung der zionistischen Vorschläge einzusetzen.

Dann kam Kremenezky, den ich bestellt hatte, um C... *contre reçu* die 1000 Francs Reisespesen auszufolgen. Ich legte besonderes Gewicht auf diese kleine Aufmerksamkeit. Er sollte sehen und erzählen, wie rasch und leicht wir unsere Freunde entlohnen.

Mit welchen Schwierigkeiten für das A.C. diese kleine Zahlung verbunden ist, ahnt niemand.

3. Dezember.

Vorgestern abend kam ein brillanter Bericht von Cowen über die Zusammenkunftsaffäre mit Lord Rothschild. Cowen und Greenberg arbeiten so glänzend, wie ich es erwartet habe. Der dialogisierte Bericht Cowens über die Unterredung Greenbergs mit Ascher, dem Privatsekretär Rothschilds, ist ein Meisterstück. Ascher fragte, warum ich nicht an Rothschild um eine Unterredung schrieb? Greenberg lehnte das ironisch ab: ich würde so etwas nie tun. Worauf Ascher eine Zusammenkunft an drittem Ort, etwa bei Seligmann, proponierte. — *Va bene.*

* * *

Gestriges Telegramm an Kann (2. Dez.):

Kann Villa Anna Scheveningen.

Baldow brachte mir Günstiges von Cohnheim. Halewi (Anleihe) wird auf sämtliche Zolent (Zolleinnahmen) unter Kontrolle gegeben. Ich erwarte nächster Tage Cohns Einladung hinzukommen. Halewi muß aber in aller Stille versorgt werden. Erste Zahlung Mitte Dezember. Sind Sie bereit? Drahtantwort. Benjamin.

* * *

Worauf heute diese Antwort kam:

Bestätige meinen Firmabrief. Reise morgen früh von hier, bin Mittwoch abend Berlin. Kann.

3. Dezember.

Ich telegraphierte heute früh an Kann, Haag:

Könnten Sie anstatt Halewi (Anleihe) Vorschuß in gleicher Höhe auf Wechsel Leiers (türk. Reg.) garantiert durch Zolent auf kurze Frist vorstrecken? Oder

könnten Sie wenigstens zweihundert Mitte Dezember auf sechs Monate vorschießen? Drahtantwort Benjamin.

* * *

Ich schreibe an Vámbéry, daß ich ihn morgen nachmittag ans Telephon des Nationalkasinos rufe, um ihm Cohns Nachrichten zu sagen. „Are you ready to go with me?“

4. Dezember.

Von Konstantinopel ist bisher nichts gekommen, die Depesche, die C... ankündigte, scheint Mumpitz zu sein, und seine ganze Hierherkunft ein kleines Abenteuer. Vielleicht wollte er mir nur auf den Zahn fühlen und wird erst jetzt zu arbeiten beginnen.

Tausend Francs war die Bekanntschaft jedenfalls nicht wert.

Ich sah ihn gestern wieder bei D... Er machte N... Bey herunter, erzählte allerlei levantinischen Klatsch von Konstantinopel und versprach mir, daß er mein Sklave sein werde. Eine solche Bereitschaft, alles zu verkaufen, habe ich noch selten gesehen.

Er gab übrigens auch Anregungen, die nicht übel sind. Z. B. daß ich mir von der englischen Regierung eine Einladung geben lassen solle, die jüdischen Auswanderer nach Transvaal zu führen. Das würde auf den Sultan einen guten Eindruck machen.

Ich schreibe auch heute schon in diesem Sinn an Cowen, Francis Montefiore möge diese Aufforderung von Mr. Barrington verlangen.

C... telegraphierte auch gestern nach Konstantinopel, *mais rien n'est venu.* Er erklärt es mir damit, daß der sonntägige Ministerrat wohl dafür gewesen

sein könne, aber den Sultan nicht zu überreden vermocht habe, daß er mich rufe. Der Sultan sei nämlich stolz, wolle kein Geld verlangen und sage den Ministern, die über leere Kassen klagen: „Such'! Wozu hab' ich dich zum Minister gemacht? Treibe das Geld nur auf, wo du kannst."

Der Finanzminister habe ihm, C..., geklagt, daß nur £ 10 000 in den Staatskassen seien und davon solle man für den Ramazan 150 000 ausgeben, ein paar Wochen später für den Beiram (?) wieder 130 000. Und Schulden, Beamtengehalte usw.

Das erinnert mich an die Kasse des Aktionskomitees.

Pikantes Detail: der hiesige Botschafter M... N... habe C... aufgetragen, er solle ihm seine rückständigen zwölf Monatsgehaltsraten verschaffen. Wenn man ihm kein Geld schicke, werde er sein Amt niederlegen „et il fera du chantage".

4. Dezember.

Auf die Vorschußfrage telegraphiert Kann lakonisch: Nein.

6. Dezember.

C... scheint ein levantinischer Maulmacher, vielleicht sogar Hochstapler zu sein. Gestern war er zweimal mit D... bei mir. Er möchte ein Spesenpauschale und dgl. haben, was ich einfach ablehnte. Er solle zuerst Proben geben, dann werde er von mir auch Geld bekommen. Für nichts — nichts.

Nachmittags kam er mit D... zu mir in die N. Fr. Pr. und brachte mir N...s Brief. N... schreibt, die Deutsche Bank habe eine Offerte gemacht, die angenommen wurde, obwohl sie die Anleihe mit 75 oder 78% Zuweisungskurs übernehmen wolle, gegenüber den von uns gebotenen 90%.

In meiner Gegenwart setzte C... eine Depesche an den Großwesir auf, worin er ihn beschwört „dans l'intérêt du gouvernement et de Sa Majesté“ nicht abzuschließen, weil er bessere Propositionen zu machen habe.

D... sagte mir leise, er wolle darauf sehen, daß C... mich mit der Depesche nicht beschwindle, sie müsse in seiner Gegenwart aufgegeben werden.

In diesem Falle steht die Sache nicht schlecht, da der Sultan die Depesche jedenfalls lesen wird. Er wird sehen, daß eine bessere Proposition vorliegt.

Sollte es aber doch jetzt zu nichts kommen, so kann ich durch Vámbéry den Sultan aufmerksam machen, wie er bestohlen wird, und wenn man wieder an mich herantritt, kann ich verlangen, vom Sultan empfangen zu werden, bevor ich eine fixe Anstellung mache. So daß ich dann vorher Kann oder einen anderen Financier nicht brauche.

9. Dezember.

Gestern war ich in Pest bei Vámbéry, um ihm die ganze Geschichte von C... zu erzählen.

Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß eine Gruppe deutscher Financiers oder Unternehmer, geführt von einem Herrn Schöller in Berlin, sich an Vámbéry mit dem Ersuchen gewendet habe, er solle beim Sultan für sie eine deutsch-türkische Bankkonzession erwirken. Unter den Proponenten sollen sich der Herzog von Ujest und noch andere Kavaliere befinden, von Wienern Baron Oppenheimer und merkwürdigerweise auch Gen.-Konsul D... Das läßt die Vermutung zu, daß C... mehr für diese Sache als für meine hierhergerufen wurde. *Je veillerai.*

Vámbéry meint, wir dürften uns die Interessenten der

Deutschen Bank-Anleihe in der Umgebung des Sultans nicht gleich zu Feinden machen und sollten die Machenschaften nicht denunzieren. Ich möge ihm einen zeigbaren Brief für den Sultan in französischer Sprache schreiben.

Wir vergaßen bei dieser Verabredung, daß es dem Sultan auffallen müsse, wenn ich meinem Landsmann Vámbéry französisch schriebe.

Ich schicke also Vámbéry zwei zeigbare Briefe. Einen intimen, echten, den er dem Sultan aus Indiskretion zukommen lassen soll. Dies der bessere Weg. Zweitens einen französischen, der als zeigbarer abgefaßt ist.

II.

Mon cher maître,

sachant quel profond intérêt vous portez aux choses de la Turquie, je crois devoir vous signaler un incident qui s'est produit ces jours-ci. Un homme d'affaires de Constantinople, Mr. C . . ., qui paraît être en relation avec le gouvernement de Sa Maj. le Sultan, et qui m'avait été présenté par le consul gén. M. de D . . . à Vienne, m'avertit que le gouvt. ottom. avait l'intention de conclure un emprunt de 700 000 livres turques. Je croyais le moment venu pour prouver au gouv. de S. M. que l'on a en moi un ami sincère qui en toute occasion est disposé à rendre des services au monarque qui a toujours si bien traité ses sujets juifs, et qui dans sa magnanimité et haute clairvoyance pourrait un jour recevoir dans son Empire les réfugiés juifs. Il est certain, qu'ils lui apporteraient, avec une reconnaissance et un dévouement sans bornes, leurs forces industrielles et financières pour le plus grand bien de cette belle Turquie tolérante et hospitalière.

Comme il faut toujours saisir l'occasion de témoigner

de bonnes dispositions lorsqu'elles existent, je décidais des financiers, mes amis, de m'offrir pour le gouvt. Imp. un emprunt dans des conditions particulièrement favorables. En effet, tandis que le gouvernement hongrois n'a pu obtenir, il y a quelques semaines, un emprunt qu'à 87 1/2 %, je fis offrir au gouvt. ottoman la somme dont on avait besoin à 90 %. Cela n'était plus une affaire, c'était un service pour faire entrevoir à S. M. où se trouvent en réalité des amis, auxquels on pourrait toujours faire appel en cas de nécessité.

Mais quel a été mon étonnement, quand j'appris que cette offre transmise par moi au consul gen. de Vienne et à l'intermédiaire que je devais regarder comme un agent officieux, n'avait pas été prise en considération.

Il me paraît invraisemblable qu'on eût pu trouver de l'argent dans des conditions moins onéreuses. Par vos relations à Constantinople vous pourrez facilement apprendre ce qu'il faut penser de cela.

Croyez moi, mon cher maître, votre bien dévoué

Th. H.

I. Der intime zeigbare Brief.

Verehrter Freund und Meister!

Eine ziemlich merkwürdige Sache muß ich Ihnen heute signalisieren. Ich weiß ja, was Sie für ein Freund der Türken, wie Sie insbesondere dem Sultan zugetan sind. Es wird Sie daher interessieren, zu erfahren, daß eine sehr günstige Offerte, die ich machen ließ, um der türkischen Regierung einen ersten Freundschaftsbeweis zu geben, nicht beachtet wurde. Man teilte mir mit, daß die Regierung für zirka £ 700000 Verwendung hätte. Ich mußte den Vermittler, Mr. C... aus Konstantinopel, ernst nehmen und für einen mindestens offiziösen Agenten halten, da er mir vom hiesigen tür-

kischen General-Konsul v. D . . . vorgestellt wurde. Ich ließ mir nun von meinen finanziellen Freunden einen schriftlichen Antrag stellen, wonach der türkischen Regierung eine Anleihe von £ 800 000 gegen genügende Sicherheit zum Zuweisungskurse von 90 % geboten wird, somit £ 720 000 bar. Dies ist für unsere Financiers kein gutes Geschäft, denn vor einigen Wochen erzielte die ungarische Regierung bei einer Anleihe nur einen Zuweisungskurs von $87\frac{1}{2}$ %. Es war mir und meinen Freunden eben daran gelegen, dem Sultan einen Beweis unserer großen Dienstwilligkeit zu geben. Zu meinem Erstaunen ging man auf diesen Antrag nicht näher ein. Ich glaube nicht, daß irgend jemand einen annähernd so guten, geschweige denn einen besseren stellen könnte. Es wird Ihnen, teurer Freund, vielleicht möglich sein, zu erfahren, was die ganze Sache vorstellt.

Mit herzlichen Grüßen Ihr aufrichtig ergebener

Th. H.

11. Dezember.

Heute schreibe ich an Cowen, daß ich bereit bin, am 28. Dezember bei Seligmann mit Lord Rothschild zusammenzukommen.

11. Dezember.

Abends kam diese Depesche von C . . .:

Numero 73 (Großwesir) par dépêche demandera 919 (Berliner Botschafter) renseignement sur votre capacité financière, et si êtes en mesure contracter affaire. Veuillez faire le nécessaire afin que renseignements vous soient favorables, aussitôt votre réponse télégraphique dépêche partira.

C . . .

Da ich gleichzeitig von Wolffsohn Depesche hatte, daß er morgen in Berlin ist, telegraphierte ich ihm, er solle mich morgen vormittag am Telephon erwarten. Auch Kann ist morgen in Berlin.

12. Dezember.

Ich telegraphiere an C...:

Tout en sachant que c'est sérieux, 919 (Berliner Botschafter) ne peut savoir d'où vient le nécessaire. Je maintiens mes propositions intégralement. Mais comme c'est un service exceptionnel, le docteur tient avant tout à être appelé par 363. Il lui faudra 3 ou 4 jours de délai pour s'arranger avec sa clientèle.

* * *

Dann telephonierte ich mit Wolffsohn, Berlin, Savoyhotel. Ich sagte ihm, er solle meine Philosophischen Erzählungen in schöner Mappe zum Botschafter Ahmed Tewfik tragen und ihn fragen, ob er wisse, warum meine Propositionen nicht angenommen wurden. Er wisse, daß ich bereit sei, wenn er auch nicht sagen könne, woher ich das Geld habe. Die J. Kolonialbank werde ich auch an meiner Gruppe beteiligen.

. . . .

13. Dezember.

Gestern nachmittag telephonierte mir Wolffsohn, daß er beim Botschafter Ahmed Tewfik gewesen, der ihn sehr liebenswürdig empfing, aber noch von gar nichts wußte.

* * *

Heute erhielt ich folgende Depesche C...s von gestern:

„Docteur on me presse pour réponse rapide et favorable à mon télégramme de fotyere (avanthier?). Télégraphiez-moi immédiatement.

C…"

* * *

Ich antworte darauf:

Hier on est allé voir 919, qui n'avait rien reçu de 73 et ne savait rien. Mais quelle autre réponse voulez vous que celle que tout est prêt dans les conditions connues, ce que je vous répète.

14. Dezember.

Gestern kam (an Kokesch als Absender) die Verständigung des Telegraphenamtes Pera, daß die chiffrierte Depesche an C… von Amts wegen angehalten wurde. Ich depeschierte darum sogleich an C…:

Une dépèche chiffrée par laquelle je vous annonçais que l'argent est encore à votre disposition dans les conditions connues, ne vous est pas parvenue.

* * *

Von C… kam gestern ein interessanter Brief — *se non è vero è ben trovato* — worin er von seinen Unterredungen mit dem Großwesir und Tahsin Bey und den Intrigen der Banque Ottomane spricht. Diese kann aber nur £ 100—150 000 herleihen, während die Regierung — nach der ausdrücklichen Erklärung des Großwesirs — *aux abois* sei und 2—3 Millionen L brauche. Unsere Aussichten stünden demnach günstig. Levantinern glaube ich nicht.

* * *

Von Wolffsohn ein Bericht über sein Gespräch mit dem Berliner Botschafter. Ahmed Tewfik sagte ihm

freundschaftlich, was er mir schon vor zwei Jahren gesagt hatte: daß er uns gern in der ganzen Türkei einwandern sähe, aber nicht in Palästina. Mein „Judenstaat" habe der türkischen Regierung Furcht eingejagt — *quel honneur!* — und sie glaubten, wenn wir einmal in Palästina säßen, würden wir das Land losreißen, wie es die Balkanstaaten taten.

Worauf Wolffsohn vorzüglich erwiderte: Wenn die Juden in den Balkanstaaten wären, so wären diese noch heute türkisch, denn die Balkanstaaten konnten sich nur mit Hilfe der Großmächte von der Türkei losreißen. Wir aber haben keine anderen Freunde in der Welt als die Türken.

14. Dezember.

Heute von Vámbéry die Anzeige, daß mein Brief abgegangen.

14. Dezember.

Depesche von C...:

„Nécessité urgente faire envoyer au grand-vizir une dépêche par une haute banque française ou allemande certifiant que les septcent mille livres turques sont déjà prêtes aux conditions que je poserai."

* * *

Das ist offenbar eine Falle, mindestens eine Probe. Wenn ich Kann nenne, resp. durch ihn seine Bereitschaft dem Großwesir telegraphisch erklären lasse, so sind folgende Fälle möglich:

a) Das Bankhaus Lissa & Kann wird für genügend „*haut*" angesehen, worauf der Großwesir den Antrag zur Erzielung eines Konkurrenzantrages der Deutschen Bank oder Banque Ottomane vorzeigen wird.

b) Lissa & Kann werden nicht für genügend ernst gehalten und die Geschichte wird fallen gelassen, vielleicht unter gleichzeitiger Benützung wie sub a.

c) In beiden Fällen kann sich C..., der schon N... bei mir verraten hat, Lissa & Kann direkt zur Verfügung stellen und die Sache als Provisionsgeschäft, das ohne zionistischen Beigeschmack viel leichter ginge, durchzuführen versuchen.

. . . .

Aus diesen Gründen werde ich die geforderte Nennung unterlassen, aber die Sache nach Anhörung meiner besten Ratgeber so machen:

Ich telegraphiere zunächst an C...:

J'ai informé mes amis de votre demande. La réponse viendra demain ou après-demain.

* * *

Morgen werde ich folgendes telegraphieren:

Mes amis ne jugent pas opportun de s'offrir dans la manière demandée par vous. Dabord parce que leurs conditions ne sont pas celles du marché et représentent un service. Ensuite parce qu'ils craignent que cette offre ne pourrait servir qu'à provoquer d'autres. En ce cas nous rendrions service sans être remerciés.

Mais comme dans votre demande il y a aussi une question de sécurité préalable, nous y voulons concéder, quoique cela soit un peu humiliant pour moi.

La forme dans laquelle cela peut se faire est la suivante. Je suis autorisé de montrer au monsieur avec qui j'ai téléphoné chez Ladislas l'offre datée du seize novembre, adressée à moi par les représentants financiers du groupe.

15. Dezember.

Heute Brief von C..., der behauptet, daß der Großwesir auf unserer Seite sei. Im Ministerrat sollte der Vorschuß der Banque Ottomane zur Sprache kommen, der Großwesir setzte das aber von der Tagesordnung ab. Er will sich zuvörderst offiziell nach mir erkundigen — siehe Depeschen —. Der Großwesir möchte eine Anleihe von zwei bis drei Millionen L abschließen. C... rät, wir sollten zuvor alle anderen finanziellen Kombinationen der Türkei vereiteln, dann als Retter erscheinen. Ein Hauptgegner für uns sei der „Kommandant" Berger, Präsident der Dette Publique.

19. Dezember.

An Vámbéry.

Kedves Vámbéry bácsi!

Vor allem freut es mich, daß Sie mein Vorgehen billigen. Ich bin freilich auch nicht berechtigt, von der mir unterm 16. November gemachten Offerte einen unvorsichtigen Gebrauch zu machen. Es ist ein vornehmes altes Bankhaus, das als Unterzeichner figuriert, und ich werde das Schriftstück nur im Ernstfalle produzieren, nicht aber für irgendwelche undurchsichtige Manöver des — — —

Beiliegenden Brief erhielt ich heute. Bitte mir ihn sofort nach erfolgtem Gebrauch zurückzuschicken. Sie werden selbst am besten wissen, wie Sie dem Sadrazam zu schreiben haben. Natürlich wäre es gut, die Sache äußerst zu beschleunigen, schon damit ich eine erste Gelegenheit erhalte, für unsere Freunde etwas Ausgiebiges zu tun.

Die Winterreise wird Sie hoffentlich nicht schrecken. Für den größten Komfort lassen Sie nur mich sorgen.

Vielleicht macht uns auch Ihr Herr Sohn das Vergnügen mitzufahren.

Scilicet — wenn man uns ruft.

Mit herzlichen Grüßen

Ihr treuergebener

Dori.

Die Beilage war C...s heute eingetroffener Brief, ddo. 17. XII., worin ein Brief Vámbérys an den Großwesir gewünscht wird.

Vámbéry schrieb mir gestern, er billige mein Vorgehen, die Offerte nur ihm zu zeigen — womit ich bezwecke, daß er, dem ich traue, in der Kombination bleibt.

Wolffsohn telegraphiert mir, daß die Firma Lissa & Kann 80—100 Jahre besteht und schon in der dritten Generation hochangesehen ist. Dies alles brauchte ich zu meiner Deckung.

* * *

. . . .

Brief an Wolffsohn.

25. XII.

Mein lieber Daade!

Ich bin doch naiver als ich glaubte. Die Halewi(Anleihe)sache blieb plötzlich stecken, und ich verstand nicht, warum. Manche Helfer wollen sichergehen und Matone(Provision)briefe von uns haben. Insbesondere ist da jemand, der den größten Einfluß auf Cohn hat und den wir absolut brauchen. Der muß einen größeren Betrag bekommen als ich dachte. Und da er absolut nicht genannt werden darf und auch an allen etwaigen künftigen Geschäften Hagens und des Trust beteiligt werden muß, so muß Hagen einen Matonebrief für das A.C. schreiben, welches die Verpflichtungen

gegenüber dem Ungenanntseinwollenden übernimmt. Und zwar ist diese Matone zu entrichten außer den von Dir bereits versprochenen £ 4000 für den einen Baldow (Vertrauensmann), der sich mit meiner mündlichen Zusicherung begnügte. Der Brief hat zu lauten:

An das Aktionskomitee des Zionistenkongresses,
zu Handen des Präsidenten Dr. Th. H.

Hiermit verpflichte ich mich, dem löblichen A.C. des Z.C. den Betrag von £ 10000 an dem Tage zu erlegen, an welchem das von Herrn Dr. H. eingeleitete Anlehensgeschäft mit der türkischen Regierung abgeschlossen wird. Ferner verpflichte ich mich, dem A.C. des Z.C. von jedem ferneren Geschäfte, welches ich oder meine Firma direkt oder indirekt, allein oder in Gemeinschaft mit anderen mit der türkischen Regierung abschließen, $^1/_2$ % vom Nominalbetrage des betreffenden Geschäftes bar am Tage des Vertragsabschlusses auszubezahlen. Über die Verwendung dieser Zahlungen ist mir das A.C. des Z.C. keine Rechenschaft zu geben verpflichtet.

Hochachtungsvoll

Jac. Kann,
in Firma L. & K.

Dieses Verlangen bedeutet keineswegs eine Verschlechterung der Kannschen Bedingungen, denn er wird diese Mehrmatone auf das Geschäft überwälzen können. Es wird dann ein leichtes sein, entsprechend bessere Bedingungen zu erzielen, weil wir dann jede notwendige Nachhilfe haben. Eine Verpflichtung erwächst für ihn selbstverständlich nur, wenn die Sache zustande kommt.

Mache das rasch mit ihm ab, damit ich auch ungehindert weiteroperieren kann.

Dir brauche ich wohl nicht erst zu sagen, daß erstens alles, was dem A.C. zugeht, von diesem für die Sache

verwendet wird; zweitens, daß ich persönlich mit dem Ein- und Ausgang der Gelder nichts zu tun habe, sondern alles von meinen Kollegen, unter der Kontrolle aller, besorgt wird.

Zu Deiner Kultuswahl gratuliere ich Dir, bin aber damit nicht zufrieden. Das ist für Dich eine neue Ablenkung, und Du wirst der Bank, wenn möglich, noch weniger Aufmerksamkeit schenken. Ich bin überzeugt, daß Du noch gar nichts für den nahen letzten Termin der Einzahlung vorgekehrt hast. Nach meiner Ansicht müßte schon jetzt für die bevorstehende letzte Aktion der Einforderung per rekommandierte Karte alles mobilisiert werden. Insbesondere müßte die Sache billig organisiert werden, die Karten nicht von London aus zum Weltpostpreise, sondern in jedem Lande von der Landeszentrale zum Landes- oder Ortspostpreise verschickt werden.

Wann wird das geschehen?

Wer denkt daran?

Ich fürchte, niemand.

In unseren Anhängermassen nimmt darum auch ein furchtbarer Unmut über die Bankverwaltung überhand.

Mit herzlichen Grüßen

Dein Benjamin.

28. Dezember.

Gestern erster Sieg über die Allianz.

In der vorgestrigen unverbindlichen Besprechung hatten die Herren, die mich durch Landesgerichtsrat Kohn hatten erbitten lassen, zwar ein Schiedsgericht über ihre rumänischen Auswanderungs-Missetaten abgelehnt, aber sich bereit erklärt, mir und meinen Freunden über alles Rede zu stehen und uns alle Bücher zu

zeigen. Ich nahm das sofort an, weil ich die Bücher sehen wollte.

Gestern abend gingen wir hin. Sie hatten gehofft, uns mit Redensarten und Korrespondenzen nach ihrer Wahl abzuspeisen. Aber ich führte die Sache und führte sie zu den Büchern hin. *Quel malheur!* die Bücher konnte man uns nicht zeigen, weil der Buchhalter, ein alter Mann, schon nach Hause gegangen sei.

Gut, man zeige mir das Kassabuch. Man zeigte es mir zögernd. Dr. Kuranda, der hinter mir stand, wollte rasch durchblättern. Ich aber blätterte langsam, ich suchte und fand die bedenklichen Posten: Subvention von 600 Fl. für B... und andere bestimmungswidrige Verwendungen der Spenden.

Darauf formulierte ich meine Fragen:

1. Mit welchem Rechte hat die Allianz die persönliche Freiheit der Auswanderer eingeschränkt und sie, die nicht zurück wollten, nach Rumänien zurückgeschickt?

2. Mit welchem Rechte hat man die Spendengelder für anderes verwendet, als man im Aufruf den Spendern sagte?

3. Wo ist der Nachweis, daß den Repatriierten ausreichende Unterstützungen gewährt wurden?

Denn ich hatte inzwischen auch die Berufung des alten Buchhalters erzwungen, sowie die Vorlage der Bücher.

Die Herren Kuranda und Katzau hatten gesagt, der alte Mann werde wohl bei der Buchung des rumänischen Kontos noch im November stecken. Nein, er war *à jour*. Die Zahlung an B . . . stand schon im rumänischen Konto. Dazu bemerkte ich: „Man sollte im Protokoll der Allianz dem alten Buchhalter den Dank notieren, weil er alles so pünktlich eingetragen habe."

Ces messieurs ont passé un mauvais quart d'heure.

Und jetzt gehören sie mir. Die Untersuchung wurde vorläufig abgebrochen, und ich werde sie wahrscheinlich nicht fortsetzen. Ich habe jetzt schon alles Material, das ich brauche.

* * *

Vámbéry hat dem Großwesir geschrieben und sich „im Vertrauen auf meine Redlichkeit" unbedingt für die Financiers eingesetzt.

Darauf schreibe ich ihm:

Mein guter Vámbéry bácsi!

Es war kein *leap in the dark*. Bei mir ist nicht das oder jenes, sondern alles Ehrensache, und wenn ich Ihnen etwas sage, können Sie in Kittel und Talles darauf schwören. Ich lege Ihnen hier den Originalbrief der Bankiers bei, weil Sie mir geglaubt haben, und bitte Sie, mir dieses wichtige Dokument nach Einsichtnahme sofort zurückzusenden.

Es ist eines der ältesten und feinsten holländischen Bankhäuser, besteht seit etwa achtzig Jahren. Der jetzige Chef ist die dritte Generation, sehr reich und hochangesehen in Regierungskreisen, wovon ich mich im Haag selbst überzeugte.

Vermittelt wurde die Sache durch den Präsidenten des Jewish Colonial Trust (Kolonialbank), der einer meiner vertrautesten und ergebensten Gehilfen ist. Dieses holländische Haus wählten wir für diese Aktion, weil es für den vorliegenden Zweck das richtigste ist. Für die Charter-Anleihe käme es allerdings nicht in Betracht. Hierfür habe ich eine andere Gruppe, die mehrere Millionen Pfund Sterling in Bereitschaft hat. Ich wollte, wir hielten bei Cohn schon so weit, daß ich Ihnen auch dafür den Beweis antreten dürfte.

Heute lanciert die Politische Korrespondenz beiliegende Meldung. Den Ausschnitt erbitte ich zurück. Ich halte das nicht nur für kein schlechtes Zeichen, sondern für ein gutes. Die Hure will den Preis hinaufsetzen, darum sagt sie, daß sie nicht zu haben sei. *Am I right*?

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, daß Sie den Namen des Bankiers streng geheimhalten sollen. Zwar dieser Bankier ist ein Gentleman, aber aus Cohns Umgebung könnte man sich direkt an ihn wenden. Dann hätten Sie für andere Leute die Kastanien aus dem Feuer geholt. Dazu ist mein *bácsi* zu gescheit. Die größte Chochme ist, daß Sie mich verstehen, mir vertrauen und mit mir gehen.

Mit herzlichen Grüßen Ihr getreuer

Dori.

28. Dezember.

An C... telegraphierte ich diese *mots convenus* über den Abgang von Vámbérys Brief an den Großwesir:

Objet parti avanthier.

31. Dezember.

Vorgestern war Staatsrat v. Bloch bei mir. Wir sprachen über Krieg und Frieden. Im Gespräch hatte ich den Einfall, Austin, den Freund Salisburys, als den möglichen Friedensunterhändler zu nennen. Austin hatte mir unlängst geschrieben, ich solle mich doch seiner Worte erinnern: wenn England sich im Transvaal stark zeige, werde niemand es angreifen. Bloch wollte nun in der Neuen Freien Presse den Engländern sagen, sie sollten ein Schiedsgericht mit den Buren eingehen. Das sei ein Schlag ins Wasser, machte ich ihm begreiflich. Wohl aber werde vielleicht England die Friedenspropositionen eines Privaten eher diskutieren lassen, als die

einer Macht. Ich erbot mich nun, an Alfred Austin zu schreiben, daß Bloch bereit sei, in der Neuen Freien Presse diejenigen Propositionen scheinbar in seinem eigenen Namen zu lancieren, die der englischen Regierung genehm seien.

Bloch ging auf diese Idee, die ihm *le beau rôle* verspricht, mit Freuden ein.

* * *

Vámbéry schreibt unterm 29. Dezember einen mir darum wichtigen Brief, weil darin steht, daß der Sultan in seiner Abschiedsaudienz sich ihm gegenüber ganz anders geäußert habe, als die Note der Politischen Korrespondenz lautet: „Ihm ist alles Wurst, er will nur Geld und Macht haben."

* * *

Brief an Vámbéry.

31. Dezember 1900.

Mein guter Vámbéry bácsi!

Dank für Ihren lieben Brief, und herzliche Wünsche zum neuen Jahr! Möge dieses Jahr aus unserer Freundschaft etwas Großes für die Menschheit, insbesondere für unser Volk, hervorgehen sehen.

Die Note der Politischen Korrespondenz geht mir nicht aus dem Kopf, schon weil sie durch alle Blätter der Welt geht. Sie ist überallhin telegraphiert worden. Obwohl ich nun dadurch nicht ernstlich beunruhigt worden bin, kann ich mir doch die Wirkung in der öffentlichen Meinung nicht verhehlen. So ist in mir seit meinem letzten Brief an Sie der Entschluß gereift, einen Hauptschlag zu tun, anknüpfend an diese offiziöse Note. Flectere si nequeo superos Acheronta movebo. Ich werde Mitte Januar eine Rundreise zu meinen

finanziellen Freunden antreten und sie bestimmen, der türkischen Regierung alle Geldquellen abzuschneiden. Das wird ihnen vielleicht zeigen, daß Ihr Dori keine *quantité négligeable* ist. Indessen will ich als echter Jude auch noch eine letzte Möglichkeit zur Güte geben. Und da denke ich mir, daß Sie an Cohn eine Freundeswarnung etwa in diesem Sinne, wenn auch mit Ihren Worten, die gescheiter und türkischer sein werden als die meinigen, unverzüglich richten:

„Lieber Cohn, durch meine freundschaftlichen Beziehungen zu Dori kann ich Dir heute etwas mitteilen, woraus Du Nutzen ziehen, resp. Schaden vermeiden kannst. Dori und seine Freunde haben Dir seit Jahren Gefälligkeiten erwiesen resp. angeboten. Als der griechische Krieg ausbrach, schickte Dir Dori fünf Ärzte auf eigene Kosten nach dem Kriegsschauplatz. Bei verschiedenen Gelegenheiten ließ er in seinen Zeitungen Dein Lob singen, Dich verteidigen, für Dich Stimmung machen. Bei jedem Kongreß war es sein erstes, Dir ein Huldigungstelegramm zu schicken. Als er hörte, daß Deine Regierung dringend Geld braucht, bot er sofort zirka £ 700 000 zu Bedingungen an, die weit günstiger sind als die des Marktes. Nie erhielt er ein Wort des Dankes. Ja als Antwort auf seine letzte Liebenswürdigkeit mit dem Anerbieten der £ 700 000 bekommt er in einer offiziösen Korrespondenz einen Schlag auf den Kopf. In dieser Korrespondenz steht, daß die türkische Regierung den Israeliten das Betreten von Palästina verbietet, weil die zionistische Bewegung das Reich Judäa aufrichten will. Das ist eine Dummheit. Die Zionisten wollen nur unter Deiner Oberhoheit das Land Palästina mit friedlichen Arbeitern, die anderswo zu unglücklich sind, besiedeln. Du und Dein ganzes Reich hättet da-

von enorme Vorteile. Ihr wollt aber nicht? Auch gut! Niemand kann oder will Dich zwingen, der Freund der Juden zu sein. Aber da die Juden von Dir nichts zu hoffen haben, hast auch Du nichts mehr von ihnen zu erwarten. Dori teilt mir soeben mit, daß er Mitte Januar eine Rundreise zu seinen mächtigsten finanziellen Freunden antritt. Er will sie dazu bestimmen, Dich keine Anleihe mehr machen zu lassen, wenn Du es am nötigsten brauchen wirst. Dori schreibt mir auch u. a., daß jetzt mit der Regierung von Kanada (laut Bericht von Pineles, Galatz) über die Einwanderung verhandelt wird. Diese Regierung zeigt sich der Idee günstig.

Wenn Du meinen Rat hören willst, lasse Dir meinen Freund Dori sogleich kommen, bevor er abreist und etwas anfängt, was unberechenbare Verlegenheiten für Dich bedeuten kann. Sei mit ihm liebenswürdig, höre ihn wenigstens an — es steht Dir ja dann noch immer frei, ihm nein zu sagen, wenn Dir das nicht konveniert, was er vorbringt. Aber wenigstens erhältst Du Dir damit an ihm einen Freund, der Dir in Presse und Finanzwelt mehr nützen kann, als Du zu ahnen scheinst.

Dies der treue Rat Deines Reschid."

Glauben Sie aber nicht, mein guter *bácsi,* daß das nur eine Finte ist. Wenn ich bis 15. Januar keine Einladung zu Cohn habe, führe ich aus, was ich da gesagt habe. Das ist mein Entschluß.

Mit herzlichen Grüßen Ihr treuer

Dori.

1901

1. Januar, Wien.

Mein guter Vámbéry bácsi!

Nur noch ein Wort zu meinem gestrigen Brief. Es ist festzustellen, daß Sie in der jetzigen Intervention,

die auf eine Verhinderung meiner für Mitte Januar geplanten Aktion abzielt, der anderen Seite, d. h. Cohn, einen Dienst erweisen. Das müssen Sie ihm begreiflich machen. Sie haben etwas erfahren, was für ihn Nachteile befürchten läßt. Und wirklich, nie haben Sie Cohn einen solchen Dienst geleistet wie diesen. Denn ich bin jetzt mit mir im reinen und *ready*.

Mit herzlichen Grüßen Ihr treuer

Dori.

1. Januar.

Gestern abend war Hechler bei mir. Ich sagte ihm, ich wolle durch Austin Lord Salisbury den Vorschlag machen lassen, daß Bloch in der Neuen Freien Presse die Friedensbedingungen Englands formuliere. Ich wolle England diesen Dienst leisten. Hechler bat mich, dem Botschafter, Sir Francis Plunkett, davon Mitteilung machen zu dürfen, weil auf diesem Wege die Sache schneller gemacht werden könne.

Ich willigte um so eher ein, als ich die Absicht gehabt hatte, mir von ihm diese Proposition machen zu lassen.

1. Januar.

Gestern war ich bei David Gutmann, mit dem ich den Allianzfrieden schloß, unter der Bedingung, daß drei Zionisten in die Allianz und einer (Prof. Kellner) ins Kuratorium der Hirsch-Stiftung kooptiert werde.

. . . .

3. Januar, Wien.

Heute an Austin den von Hechler englisch geschriebenen Brief abgeschickt, worin ich Blochs Intervention im Sinne der von England zu wünschenden Friedensbedingungen anbiete.

* * *

Mein guter Großherzog erwiderte meine telegraphischen Neujahrswünsche mit seiner alten Herzlichkeit in einer Depesche.

3. Januar.

Gestern erhielt ich einen Ausschnitt aus der Berliner antisemitischen „Staatsbürgerzeitung“, ddo. 27. Dezember 1900, worin eine Hetznote aus der Lumpenkorrespondenz „Information“ des Lumpen G... reproduziert war. Die Giftnote beschuldigte mich, daß ich mich meiner Beziehungen zu Kaiser Wilhelm berühmt hätte usw., und tendierte offenbar darauf, daß man mich von Berlin aus offiziös desavouiere.

Sofort telephonierte ich dem Fürsten Eulenburg, ich wünsche ihn zu sprechen, und abends empfing er mich liebenswürdig wie immer.

Zuerst sprachen wir von seinen und meinen literarischen Versuchen, dann las ich ihm den Ausschnitt vor und ließ ihn ihm zurück. Ich klärte ihn über den Schurken G... auf, erzählte ihm die Erpressungsgeschichte. Was ich wünsche? fragte der Botschafter.

„Daß Sie diese Anzapfung einfach ignorieren. Der Kerl will — um sich zu rächen oder um Geld zu kriegen — ein Desaveu seitens der deutschen Regierung gegen mich provozieren. Nun habe ich sicherlich keinerlei Gebrauch von den Briefen und Äußerungen von vor zwei Jahren gemacht. Es wäre mir also sehr unangenehm, desavouiert zu werden, 1. weil ja die Dinge wahr sind, 2. weil ich nichts gesagt habe. Vielmehr scheint mir der gute Mr. Hechler zu gesprächig gewesen zu sein. Es ist der einzige Fehler dieses kreuzbraven Mannes. Er dürfte von den Briefen des Großherzogs an mich, worin die Übernahme des Protektorates durch den Kaiser angezeigt war, gesprochen haben. Ich selbst

habe dieses geplant gewesene Protektorat niemandem mitgeteilt. Wenn man mich nun desavouieren wollte, so wüßte ich nicht, wie ich dazu komme, kalt abgespritzt zu werden. Man würde es auch nicht verstehen, wenn ich dann dazu schwiege, da ich ja nicht abhängig bin.“ (Der Blick seiner Augen sagte mir, daß er diese leise Andeutung verstand.)

Ich fuhr fort: „Der Empfang und die Erklärungen des Kaisers in Palästina haben nach dem Voraufgegangenen meinen Erwartungen nicht entsprochen. Aber ich verstand sofort, daß man nicht anders konnte, daß man auf unübersteigliche Schwierigkeiten gestoßen sei, und ich sagte mir: Da heißt es, das Maul halten!“

Eulenburg entgegnete:

„Ich kann Sie versichern, daß Ihr damaliges und seitheriges Verhalten uns die größte Meinung von Ihrem Charakter beigebracht hat. Ich würde auch mit Ihnen mit dem größten Vertrauen ohne jede Reserve über alles sprechen. Was damals die Schwierigkeit war, das haben wir bis heute nicht herausfinden können. Der Sultan lehnte die Anregung des Kaisers bezüglich der Zionisten so schroff ab, daß es nicht möglich war, die Sache weiter zu verfolgen. Es lag uns daran, in guten Beziehungen zu bleiben. Als Gast konnte der Kaiser in der Sache natürlich nicht weitergehen.“

Ich: „Ich vermute, daß es russische Einflüsse waren — damals wie jetzt. Wir haben es damals vielleicht nicht schlau genug eingefädelt. Das offene Eintreten Deutschlands mußte die Eifersucht der anderen und ein Mißtrauen erwecken, daß es sich um eine durch die Zionisten gedeckte Besitzergreifung Palästinas durch Deutschland handle. Wenn wir den Versuch wiederholen, müßte man es so einrichten, daß Deutschland

seine Einwilligung zu der Kombination nur zögernd gibt. Ich habe jetzt das Schwergewicht nach England verlegt. Dort haben wir uns in den letzten Parlamentswahlen einige vierzig Anhänger im House of Commons verschafft."

Er sagte nachdenklich: „Sie haben ganz recht, daß Sie Ihre Sache nicht fallen lassen. Diese Unterstützung im englischen Parlament ist sehr wichtig. Decouragieren Sie sich nicht."

„Ja, wir kommen aus anderen Zeiten und hoffen, in andre zu gehen", sagte ich mit Grillparzers Worten.

„Für uns ist es eine heikle Aufgabe", bemerkte Eulenburg. „Unsere Lage bringt es mit sich, daß wir zwischen England und Rußland balancieren müssen. Heute senken wir den Stab England zu, aber es wird nicht immer so bleiben; der Stab wird auch wieder nach Rußland hin geneigt werden müssen, wenn wir uns im Gleichgewicht erhalten wollen. Nun dürfen wir namentlich in Kleinasien, wo auch Rußland sich ausdehnen will, keine Differenzen haben."

Ich fühlte heraus, daß die Ausdehnung Rußlands etwas Befürchtetes sei, und benützte das sofort. Ich führte aus, daß hinter dem Widerstande der Türkei Rußland stecke und daß Rußland in Kleinasien offenbar *tâche d'huile* mache — bis es plötzlich am Mittelländischen Meere stehen werde. Erst dann sei der Zionismus verloren. Erst wenn Palästina den Russen gehörte, hätten wir keine Aussicht mehr, es zu bekommen. Da sagte er: „Was Sie mir da sagen, interessiert mich sehr."

Ich erwähnte noch, daß ich vor kurzem dem Sultan £ 700000 zu günstigen Bedingungen angeboten hätte. Er sei darauf nicht eingegangen, offenbar durch Rußland verhindert. Ich sei aber entschlossen, ihm seine

Anleihen zu verderben, wenn er mich durchaus nicht hören wolle. Lasse er mich aber kommen, so könnte ich ihm viel Geld zur Verfügung stellen.

Wir hatten fünf Viertelstunden gesprochen. Ich erhob mich. Er hoffte, mich bald bei Tische bei sich zu sehen. *Et nous nous quittâmes dans les meilleurs termes*.

4. Januar, Wien.

Das war heute ein kurioser Tag. Nur weiß ich in dieser Abendstunde noch nicht und werde es wohl auch noch lange nicht wissen, ob es ein Tag *sans conséquences* oder ein späterhin sehr rot anzustreichender war.

Ich hatte vorgestern vom Sekretär v. Bleyleben eine Karte erhalten —: der Ministerpräsident bitte mich, ihn heute zu besuchen. Ich hielt das nur für eine Antwort auf die Neujahrs-Visitkarte, die ich am Ersten abgegeben, und schenkte der Einladung weiter keine Gedanken, weil meine früheren Besuche bei Koerber immer nur auf *dicerie* hinausgelaufen waren. Mehr beschäftigte mich im Nachklingen des Eulenburgschen Gespräches diese Notiz des gestrigen Abendblattes der N. Fr. Pr.:

„Einen sonderbaren, kaum ernst zu nehmenden Vorschlag, einen englisch-deutschen Gebietsaustausch betreffend, findet man in dem Artikel des „United Services Magazine“. England solle nämlich die seit dem Juni-Abkommen 1878 unter englischer Verwaltung stehende Insel Cypern für Deutsch-Ostafrika austauschen, und zwar um den strategischen und Handelswert der geplanten Kap-Kairo-Bahn, die sonst teilweise durch fremdes Gebiet liefe und von einer fremden Macht abhinge, für England zu sichern. Cypern sei für England immer von zweifelhaftem Wert gewesen, und anderer-

seits sei wieder das dünn bevölkerte, tropische Ostafrika für Deutschland nicht besonders wertvoll, während Cypern für dasselbe eine vortreffliche Akquisition wäre, sowohl als Stützpunkt für seine Bestrebungen im näheren Orient wie auch als eine Station auf dem langen Wege zu seinen Besitzungen im fernen Osten. Im Falle Deutschland einmal in die Lage käme, seine Rechte in Kleinasien mit Waffengewalt verteidigen zu müssen, würde Cypern eine sehr wertvolle Operationsbasis bilden, und England habe von einer Übernahme dieser Insel durch Deutschland in keiner Weise etwas zu fürchten. Deutscherseits ist man allerdings über den Wert Deutsch-Ostafrikas trotz der Preisgebung Sansibars und Witus anderer Meinung; man dürfte deshalb in Berlin dem Vorschlage der genannten englischen Revue einen lediglich akademischen Wert beilegen."

Die Glosse: daß es nicht ernst zu nehmen sei, machte mich nicht ganz ungläubig, denn die Urteile der N. Fr. Pr. — ich kenne ja ihre Richter — sind nicht immer die klügsten.

Im ersten Ansturm wollte ich an Eulenburg schreiben und Propositionen für den Fall der Richtigkeit machen. Deutschland müßte dann eine jüdische Ansiedlung auf Cypern mit Lust begrüßen.

Wir würden uns auf Cypern ralliieren und eines Tages nach Erez Israel hinüberfahren und es mit Gewalt nehmen, wie man es uns einst genommen hat.

Aber ich überschlief mir diese allzu farbige Idee, und die Nacht brachte mir den Ratschluß, daß nichts reden in diesem Augenblicke das Gescheiteste sei. Kriegt Deutschland Cypern, so habe ich nachher noch Gelegenheit, die Sache via Eulenburg und Großherzog zu versuchen. Bleibt es aber bei dem offenbar besitzmüden

England, so steht die Sache noch besser, weil ich mit Salisbury darüber reden kann, wenn meine *bons offices* in der Transvaalfrage mir den Zutritt zu ihm erschließen. So daß ich, falls die Ablehnung des Sultans noch deutlichere Formen annimmt als in der Note der Politischen Korrespondenz, dem nächsten Kongreß ein Cypernprojekt vorlegen würde, für welches ich vorher die Unterstützung der Großmillionäre erlangen könnte.

Auf der Morgenfahrt zu Koerber überdachte ich diese meine Cypernrede für den V. Kongreß. Ich erklärte, daß es die Vereinigung der gegenwärtig behinderten Palästinahoffnungen mit der unerläßlichen Hilfsaktion für unsere Ärmsten sei.

Die Idee des armen Trietsch also, den ich mir ebenfalls im Geiste schon kommen ließ, um ihn in den Vorarbeiten zu beschäftigen. Ich erklärte dem fünften Kongreß ferner, daß Cypern nur eine Station nach Palästina sei. Daß die Türkei uns dann ernster nehmen werde usw. Ich hörte sogar schon Opposition und Zustimmung des Kongresses.

So kam ich gleichzeitig gegen die österreichische innere Politik in der Wipplingerstraße an. (*sic*) Koerber riß mich mit einem liebenswürdigen Ruck aus meinen morgenländischen Himmeln.

Der Fall, den ich lange kommen gesehen, scheint eingetreten zu sein: er will oder muß gegen die N. Fr. Pr. regieren. Darum hatte er mich gerufen, wie ich sogleich herausfand.

„Mit'n Auer war's nix", sagte er mir nach den ersten Begrüßungsworten. „Haben Sie vielleicht was g'funden?"

„Ich habe nicht gesucht, Exzellenz."

„Is mit der Neuen Press' etwas zu machen? Kann man 's haben?"

„Wenn man die Sache richtig anfaßt, glaube ich schon. Es ist eine Geldfrage.“

„Geld ist da“, sagte er rundweg. „Geld für ein neues Blatt im großen Stil, oder für die Neue Freie Presse. Es ist eine Gruppe da.“

„Wer?“ fragte ich. Und als er mit der Antwort zögerte, sagte ich: „Mein Ehrenwort, daß es unter uns bleibt.“

Da antwortete er: „Schöller!“

Das genügte mir. Er fragte mich nun, ob ich mit dem Grafen Auersperg reden wolle, der diese Sache vermittle. Ich erklärte mich dazu bereit. Nur als er erwähnte, daß die „Gruppe“ den Sekretär der Reichenberger Handelskammer — Karus oder Karplus, den Namen hörte ich nicht deutlich — als Herausgeber haben wolle, machte ich eine reservierte Bemerkung: ein größerer Journalist würde sich dazu schwerlich hergeben, unter einem solchen Chef zu dienen. Übrigens wolle ich von Auersperg vorerst das Nähere hören und mich dann eingehender äußern.

Wir sprachen dann von der inneren Situation in Österreich. Er behauptete, amtsmüde zu sein, welchen Eindruck er mir aber durchaus nicht machte. Er sagte in etwas nervösem Ton: „Ich bin nur auf meinen Nachfolger neugierig. Ich möcht' schon sehen, ob's der besser machen wird, oder was er überhaupt machen wird. Von wem spricht man denn?“

„Lichtenstein oder Schönborn“, sagte ich.

„Oder Gautsch!“

„Der wäre doch wieder nur ein Beamtenministerium. Dann könnten Sie schon gleich dableiben, Exzellenz.“

Er sprach über die Wahlen. „Nichts Gewisses weiß man nicht.“ Über die Deutsch-Fortschrittlichen war

er am schlechtesten zu sprechen. Die machen am meisten Schwierigkeiten. Ich glaube, er findet das, weil sie die Schwächsten sind. Die Christlich-Sozialen lobte er, „weil sie wenigstens arbeiten wollen“. Auch mit den Tschechen könnte man am Ende auskommen. Diese Andeutungen zeigten mir, wohin er steuern will. Er verwahrte sich übrigens dagegen, daß er den Tschechen Zugeständnisse vor dem Prager Landtag gemacht habe, wie es die Deutschnationalen entrüstet behaupten.

Die Arbeit des Prager Landtags sei dadurch ruhig verlaufen, weil er sich vorher den Statthalter Coudenhove hatte kommen lassen und ihm die Auflösungsweisungen für den Fall von Störungen mitgegeben hatte. Davon ließ er auch den Oberstlandmarschall verständigen, und daraufhin waren die Tschechen brav und kleinlaut. Die Drohung mit der Auflösung für den Fall, daß die Ehe des Erzherzogs Franz Ferdinand oder das Böhmische Staatsrecht irgendwie zur Sprache käme, war das „Zugeständnis“.

„Wie finden Sie das, Herr Dr. Herzl?“

„Ich finde, daß Sie regiert haben.“

Ich gestand ihm auch zu, daß er gegen meine frühere Ansicht recht gehabt habe, als er die Wahlen nicht „machte“.

„Das geht nicht, wie anderswo“, sagte er. „In Ungarn kann sich die Regierung eine einheitliche Partei machen. Bei uns muß man in jedem Kronland mit einer anderen Partei gehen. Also lieber gar nicht intervenieren, sonst hat man alle gegen sich. Dabei hab' ich doch in aller Stille manches gemacht, z. B. in Krain.“

Das Vertrauen des Kaisers hat er noch, wie er mir auf meine Frage angab; doch lautete seine Antwort nicht mehr so bestimmt, wie im vorigen Sommer.

Dann entließ er mich. Als ich an der Tür war, sagte er, mich begleitend, dem Türsteher: „Rufen Sie mir den Grafen Auersperg.“

Also *vedremo!*

7. Januar, Wien.

Heute vormittag soll ich zum Ministerialrat Grafen Auersperg gehen. Was wird dabei herauskommen? Die Frage arbeitet in mir seit zwei Tagen gewaltig. Es kann ebensogut nichts, eine *diceria,* wie sehr viel, wie alles herauskommen.

Ich sage mir jetzt meinen alten Spruch vor: Rien n'arrive, ni comme on le craint, ni comme on l'espère.

* * *

Dasselbe muß auch für Konstantinopel gelten. Vámbéry schreibt mir unterm 4. I., daß er meinen letzten Brief ausführlich dem Sultan wiedergegeben habe. Vámbéry erwartet aber davon nicht viel.

* * *

Cowen meldet aus London, daß die Zusammenkunft mit den Rothschilds durch Seligmann gemanaget werden soll, sobald ich hinkomme. Ich werde wahrscheinlich in etwa vierzehn Tagen nach London fahren, wohin mich Wolffsohn wegen der Bank ruft. Auch in der Bank, auch mit den Rothschilds: rien n'arrive...

8. Januar.

Gestern vormittag war ich beim Ministerialrat Grafen Auersperg. Ein großer, schlanker, klug und manchmal zu klug blickender Herr von einigen vierzig Jahren. Künftiger Minister, *cela se devine.* Er versuchte anfangs reserviert zu sein. Ich desarmierte ihn, indem ich das

battement der Offenheit machte. Ich sprach ganz rückhaltlos, worauf auch er herausrückte. Das Geld für eine neue Zeitung, resp. die Erwerbung „einer alten" wolle „eine Gruppe von Industriellen" hergeben. Diese habe sich durch ihn, Auersperg, an Koerber gewendet. Koerber habe erklärt, er wisse jemanden — mich — und so sei die Sache in Fluß gekommen. „Der innere Grund für diese Absicht der Industriellen sind die bevorstehenden Handelsverträge. Man liest darüber nichts in den Zeitungen. Darum wollen sie ein Organ für die Aufklärung des Publikums schaffen oder akquirieren."

Ich glaube aber, der innerste Grund ist die Schaffung oder Akquisition der Baronie für Herrn v. Schöller. Das geht mich aber nichts an. So rein Geld überhaupt sein kann, so rein ist das Schöllersche, und ich kann es ruhig nehmen, um eine anständige Zeitung zu machen, um so eher, als Auersperg wiederholt betonte, es solle nur ein unabhängiges Blatt geschaffen werden.

Wir verblieben dabei, daß ich noch im Laufe des Tages Näheres über ein Rendezvous mit Schöller hören solle. Ich versprach, von fünf Uhr an zu Hause zu sein.

Da hakte ein Zwischenfall ein, der mich gestern nachmittags ziemlich nervös machte. Mittags ließ Fürst Eulenburg in die „Welt" telephonieren, er wünsche mich um sechs Uhr zu sprechen. Ich konnte nicht nein sagen, da ja auch das Rendezvous Auersperg-Schöller nicht bestimmt für den Abend war.

Ich traf also etwas komplizierte Dispositionen für den Fall, daß in meiner Abwesenheit vom Hause etwas von Auersperg käme, und fuhr um sechs zu Eulenburg.

Dieser machte mir eine überraschende Mitteilung. Er habe sich über die Provenienz des Lumpen G . . . informiert und erfahren, daß diese Note „auf eine Differenz

des Dr. Herzl mit dem Sekretär Dr. L . . .“ zurückzuführen sei.

Ich klärte ihn über den Charakter des sauberen S. R. L . . . auf und beruhigte ihn darüber, daß von „Enthüllungen“ dieses Burschen nichts zu befürchten sei, einfach weil ich ihn nie in etwas eingeweiht hatte.

Was er wisse, habe er allenfalls nur aus unvorsichtigem Geplauder des guten Hechler entnehmen können. Eulenburg sagte, er wolle sich Hechler kommen lassen und ihm ins Gewissen reden, daß er schweige.

Er sagte ferner: „Wie ich erfuhr, soll es mit diesem ersten Artikel nicht sein Bewenden haben, sondern es stehen noch andere Artikel L . . .s bevor.“

Ich zuckte die Achseln, da ich mich ja vor diesem Schurkenpaar G . . .-L . . . nicht fürchte.

Übrigens sagte mir Eulenburg, er habe an den Reichskanzler über unsere erste Unterredung in dieser Sache in dem von mir gewünschten Sinne berichtet.

Wir sprachen dann wieder über Literatur. Er gab mir ein neues Buch der Frau von Gerstenbergk über Ottilie von Goethe.

Als ich nach Hause kam, war noch immer nichts von Auersperg da, erst spät abends kam ein pneumatischer Brief von ihm, ich möge ihn heute um zehn Uhr besuchen.

* * *

Die Nacht beriet mich auch heute.

1. fiel mir ein, daß der Coup L . . .-G . . . wahrscheinlich gar nicht gegen mich, sondern gegen die deutsche Regierung montiert sei. Denn dieser ist die Sache unangenehm, nicht mir. Die Kerle wollen von der deutschen Regierung etwas erpressen. Ich muß

also noch heute Eulenburg aufsuchen und ihn warnen, da er seine Nachricht offenbar von G . . . selber hat.

2. daß Auerspergs Karte vielleicht Schnee bedeutet. Denn gestern hieß es, er wolle mich bei Schöller sehen. Heute ruft er mich in sein Bureau.

Bedeutet das Abwiegeln?

In einer Stunde werde ich's wissen.

8. Januar, abends.

Ich war bei Auersperg. Er war in großer Hofratsuniform mit sehr vielen Orden und wesentlich steifer als gestern. Wegen der Uniform, der Orden? Oder weil inzwischen etwas mir Unbekanntes dazwischengekommen? Fiel ein Reif in dieser Nacht?

Er sagte, die „Gruppe" wünsche kaufmännisch Näheres zu erfahren. Die 700 000 Gulden für das neue Blatt haben sie nicht erschreckt, darauf waren sie gefaßt. Aber der unbestimmte Betrag für die N. Fr. Pr. Ich solle doch sagen, was diese koste. Ich sagte: Das weiß ich nicht. Die N. Fr. Pr. ist ja derzeit nicht zu verkaufen. Es müsse die Verkaufsgeneigtheit erst durch Etablierung des Konkurrenzblattes gezeitigt werden. Ferner wünschten die Herren die Zusicherung eines zehnjährigen Durchschnittsertrags als Basis einer 7- bis 8-perzentigen Kapitalisierung. Ich sagte, auch das könne ich nicht einmal entfernt in Aussicht stellen, weil ich die Absichten der Eigentümer nicht kenne. Hingegen glaube ich mit einer Arrha von siebenhundert die Übergabe der Aktien mit Abzahlung innerhalb zwei Jahren durchführen zu können. Auch glaube ich nur an die Möglichkeit eines fünfjährigen Durchschnitts als Verkaufsbasis.

Auersperg notierte sich diese Angaben und versprach,

noch heute mit der Gruppe zu reden. Ich solle dann eventuell zu einer Unterredung gebeten werden.

Beim Abschied war der Herr Graf frostiger als gestern. Er hat eine kuriose Art zu lächeln. Er lächelt sehr freundlich, dann verschwindet die Freundlichkeit plötzlich. Dann lächelt er wieder, dann erstarrt das Gesicht ohne erkennbare Veranlassung.

Der Eindruck heute war *rather disagreeable.* Wird abgewiegelt?

* * *

Ich fuhr dann zu Eulenburg, der mich, obwohl ich *mea sponte* kam, sofort empfing, was die *valétaille* im großartigen Vestibule mit frommer Scheu erfüllte.

Ich sagte ihm meinen Eindruck in der L...-G...-Sache.

„La nuit m'a porté conseil. Die Burschen haben es gar nicht auf mich abgesehen, sondern auf Sie, die deutsche Regierung. Mir könnten ja diese Mitteilungen über bestandene Beziehungen zwischen Sr. Majestät und mir nicht unangenehm sein. Hingegen könnte es der deutschen Regierung unangenehm werden, wenn die Welt erführe, daß man ursprünglich die Absicht hatte, in Palästina weiterzugehen, und es dann eingetretener Hindernisse halber aufgeben mußte. Ich glaube also, daß es eine gegen Sie gerichtete Chantage in zarten Anfängen ist. Was da geschrieben wurde, beruht offenbar auf Kombinationen, die aus Hechlers Geplauder geschöpft wurden. Die Kerle wollen eine vermutete Verlegenheit der deutschen Regierung ausnützen, weil sie nicht wissen, daß sich der Kaiser unbedingt auf mein Schweigen verlassen kann."

Bei meinen Worten hatte es in Eulenburgs Diplomatengesicht vorübergehend gewetterleuchtet.

Als ich bemerkte, daß für mich die Erpressungsabsicht in dem Falle klar läge, wenn er die Mitteilung, daß noch fernere „Enthüllungen“ bevorstünden, von G....scher Seite hätte — da nickte er und gab mir damit zu, daß er tatsächlich mit diesem verdächtigen Subjekt gesprochen habe.

Er sagte dann: „Ja, ich hatte auch das Gefühl, daß sich da mit Geld etwas richten ließe. Als mir der Betreffende die Mitteilung machte, ließ ich mir natürlich von ihm nichts anmerken. Es wäre auch traurig, wenn ich mich nicht so weit in der Gewalt hätte. Ich bin es gewohnt, daß die merkwürdigsten Dinge plötzlich an mich herantreten. Was die Sache selbst betrifft, so habe ich den genauen Inhalt meiner Unterredung mit Ihnen dem Reichskanzler mitgeteilt, und es wird nichts geschehen, was der von den beiden lancierten Meldung zu einer Diskussion und Verbreitung verhelfen könnte. Vorläufig, denke ich, lassen wir es dabei bewenden. Sollten die es aber doch wie angekündigt fortsetzen, dann werde ich Sie verständigen und nichts tun, ohne mit Ihnen vorher gesprochen zu haben.“

Ich erwiderte: „In diesem Falle wäre es vielleicht ratsam, daß Sie dem Erpresser mitteilen, ich fürchte mich vor ihm. Er möge mir den Bürstenabzug der nächsten Publikation schicken, bevor er sie veröffentliche. Dann würde ich die beiden Burschen zu mir rufen, sie nach dem seinerzeitigen Rate des Polizeipräsidenten das Verbrechen der Erpressung vollbringen lassen und sie dann abfassen.“

Ich erwähnte dann beiläufig, daß L... auch schon in Hardens „Zukunft“ gegen mich geschrieben habe, und als ich dann noch hinwarf, daß ich mich immer gewundert

hätte. wie ein Menschenkenner wie Bismarck sich mit Harden so tief einlassen konnte, sagte Eulenburg:

„Der Haß hat ihn dazu getrieben. Das war sein hervorstechendster Charakterzug. Seine größte Leidenschaft war der Haß. Darüber ließe sich viel sagen, und ich insbesondere, der ich im Bismarckschen Kreise meine ganze Jugend verlebte, könnte darüber die merkwürdigsten Mitteilungen machen. Aber ich werde mich hüten. Das deutsche Volk will sich an dieser Idealgestalt nicht rühren lassen. Und wer da eingriffe, würde alle gegen sich haben.

Er hat ja auch viel für uns getan, aber wie viele Existenzen hat er auch zerstört. Wenn er jemanden haßte, so schreckte er vor nichts zurück. Da wurde ins Privatleben gegriffen und alles an dem Menschen ruiniert. Dazu trug auch die Fürstin sehr viel bei. Sie hatte eine unerschöpfliche Beredsamkeit, und wenn sie auf jemanden ihren Haß geworfen hatte, so redete sie auf den Fürsten so lange ein, bis auch er ganz voll davon war. Seinem Haß ließ er immer die Zügel schießen, und nur wenn es sich um den Staat handelte, also auch um Bismarcks eigene Existenz, bändigte er diese seine Leidenschaft.

Es trug zu seinen Entschlüssen auch bei, ob er an dem Tage zwei Gänseleberpasteten oder nur eine gegessen hatte, ob er eine ganze Flasche Kognak oder nur eine halbe getrunken hatte. Gegen mich waren sie ja beide gütig, und erst als ich mich nach Bismarcks Entlassung zum Kaiser schlug, waren sie auch gegen mich. Es war ja so, daß, wer ihnen nicht in die moralische und auch körperliche Verbannung folgte, von ihnen als Feind angesehen wurde. Ich aber hielt mich an den Kaiser.“

(*Parbleu!* dachte ich mir im stillen.)

„Und als er entlassen war, da bediente er sich wessen immer, wenn er nur seinem Haß gegen den Kaiser frönen konnte. Es ist nicht einmal in die Öffentlichkeit gedrungen, wer alles zu ihm kommen durfte. Über sein Verhalten gegen den Kaiser wird wohl noch die Geschichte das richtige Urteil sprechen."

Dabei sah mich Eulenburg mit seinen kalten und doch schwärmerischen Augen tief an, als übergäbe er mir da einen Auftrag für die Geschichte, da ich doch ein Federmensch sei. Der Kaiser habe sich gegen den entlassenen Bismarck immer ritterlich benommen.

Bismarck aber habe keine Gelegenheit versäumt, dem Kaiser unangenehm zu werden, der ja allerdings eine sehr impulsive Natur sei und Gelegenheiten böte.

* * *

Es ist jetzt sieben Uhr, und ich habe von Auersperg noch keine Nachricht. Ich sah mich schon an der Spitze eines großen Blattes, in dem ich für das Größte wirken könnte. War ich wieder einmal die Marktfrau mit den Eiern, die sich die Zukunft groß und größer ausrechnet und im Träumen ausgleitet und alle ihre Eier zerbricht?

* * *

Habe ich in den Unterhandlungen mit Auersperg Fehler begangen? Hab' ich ihn erkältet, verstimmt, mißtrauisch gemacht? Den fehlerhaften Zug in dieser Schachpartie werde ich wohl erst später erkennen.

Oder will man die Sache langsam führen, um sich nicht merken zu lassen, daß man es eilig hat? Wird man die von mir gelieferten Daten durch einen anderen, der Gruppe Genehmeren in Tat umsetzen lassen?

Warten ist eine böse Sache für die Nerven.

* * *

Viertel auf neun, denselben Tag.

Diese drei Stunden, seit ich heimgekehrt bin und auf eine Botschaft von Auersperg warte, haben wieder einmal in meinen Nerven gewühlt. Ich zerbreche mir den Kopf, wo der Fehler war. War es das *battement* der Offenheit? Habe ich zuviel, zu unvorsichtig gesprochen? *On a toujours les qualités de ses défauts,* diesmal scheint das Umgekehrte gewesen zu sein. Einem österreichischen Hofrat und Kavalier darf man keine weiteren Perspektiven eröffnen, das macht ihn stutzig, mißtrauisch.

Ich habe jetzt das Gefühl, daß ich auf Auersperg nicht den richtigen Eindruck gemacht habe. Das Gefühl ist ähnlich wie einst bei Bülow, wo es mich auch nicht täuschte.

Vielleicht war der Fehler, daß ich ihm von den abgelehnten Kompensationen beim Badenischen Antrag erzählte. Vielleicht denkt er sich, daß ich diesmal die Kompensationen annehmen würde. Vielleicht erschrickt er vor dem großen Vorteil, den die Sache mir bietet. Vielleicht haben sie einen anderen Chef *in petto* und möchten den Juden wohl benützen, aber ihm keine Stellung geben.

Andererseits sah es aber doch seriös aus, daß sich die „Gruppe“ eine zweijährige Zahlfrist ausbedingen will.

Wieder nicht seriös, daß sie 700000 Fl. bewilligen, da ich mit einer halben Million auskommen zu können erklärte.

* * *

Ich komme auf alle möglichen Mutmaßungen.

Vielleicht gibt es einen Telephontrichter für die deutsche Botschaft, und man erfuhr, daß ich gestern hingerufen wurde und von dort aus zweimal nach dem Cottage telephonierte. Man hält mich vielleicht für einen Vertrauten Deutschlands und schöpft daraus Argwohn?

* * *

Auffallend ist jedenfalls, daß jetzt, um halb neun, von Auersperg noch kein Wort da ist.

* * *

Unter den Eiern, die vielleicht in diesem Augenblick schon zerbrochen sind, befand sich auch eins für meine armen Verwandten. Ich hatte meinen Eltern gestern meine Absicht erklärt, jedem meiner armen Verwandten eine Monatspension auszusetzen, falls meine Lage sich bessern würde.

. . . .

Halb elf.

Es ist nichts gekommen.

Da Auersperg versprach, einen Diener zu schicken, aber nicht einmal eine pneumatische Karte mit Rendezvous für morgen geschickt hat, sind meine schwärzesten Befürchtungen gerechtfertigt. Adieu, Freiheit! Adieu, Selbständigkeit!

Ich muß weiter Sklave der Neuen Freien Presse bleiben.

Indessen habe ich mich im Laufe des Abends kalmiert. Dazu trug C...s gestern eingetroffener Brief bei, den ich in der Spannung der letzten 24 Stunden nur flüchtig überblickt hatte. Er schickt den Entwurf der Anleiheproposition ein, die ich an den Großwesir

schicken soll, worauf sogleich meine Berufung nach Konstantinopel nebst *distinction honorifique* und Empfang beim Sultan folgen soll. Ich habe also etwas anderes zu überdenken und zu überschlafen.

Das ist das Gute, wenn man mehrere Eisen im Feuer der Phantasie hat. Ist's mit dem einen nichts, kann man wenigstens hoffen, daß aus dem anderen was wird.

Indem ich dies aber schreibe, habe ich doch noch die Unterhoffnung, daß mein Pessimismus verfrüht ist und doch noch etwas aus der Zeitung werden kann.

Die wäre freilich so unendlich viel: die Freiheit! Mir ist jetzt wie einem Monte-Christo, der aus dem Gefängnis bricht und schon die Luft der Freiheit aus dem Mauerloche sich entgegenwehen fühlt — und auf einen Stein stößt, den er nicht beseitigen kann.

9. Januar.

Bis jetzt, 10 Uhr vormittags, keinerlei Nachricht von Auersperg. Ich halte den Zwischenfall für erledigt, was auch noch kommen möge. Werde daher die weiteren Besprechungen, die nur das Abwiegeln bemänteln dürften, in jener Reserve mitmachen, die ich unklugerweise nicht von Anfang an beobachtet habe.

Wenn man alt wird wie eine Kuh,
Lernt man immer etwas zu.

9. Januar.

Antwort an C... auf seinen Brief vom 28. XII., Depesche vom 2. I. und Brief vom 4. I.

10. I. 1901.

Cher monsieur,

veuillez excuser le retard de ma réponse à votre estimable lettre du 4 janvier. J'ai dû d'abord consulter mes amis.

Nous voulons croire que cette fois-ci l'affaire devient plus sérieuse, mais nous ne pouvons pas oublier complètement le procédé suivi à notre égard jusqu'à présent. Comme vous le savez très bien, nous nous sommes mis — sur votre demande — vers le milieu du mois de novembre à la disposition du Gouvernement Impérial. J'ai fait formuler l'offre d'emprunt par mes amis financiers, et cette offre datée du 16 XI a eu la conséquence coûteuse d'immobiliser les capitaux plus d'un mois.

Vous ne pouvez pas croire que des gens sérieux laissent dormir de pareilles sommes indéfiniment. Aussi l'impression produite chez eux a été plutôt désagréable et on m'a reproché ma crédulité. Du reste, l'affaire en elle-même n'est pas si tentante, et n'était l'intérêt des autres choses attendues, on aurait abandonné sans le moindre regret l'affaire avec la perte légère du mois d'attente.

Tout de même, quand vous m'avez fait l'honneur de venir me voir à Vienne, j'ai décidé mes amis à prolonger pour moi leur offre. Quand vous m'avez télégraphié qu'il fallait faire preuve de l'existence de cette offre, j'ai été autorisé de la montrer à un homme honoré par la confiance de S. M. le Sultan. Je l'ai montrée au Prof. qui a pu certifier ce document. Mais ni mes amis ni moi nous ne voulons entrer en concurrence avec d'autres groupes.

Nous ne voulons non plus laisser servir nos propositions à la provocation d'une concurrence.

On dirait: „Voici ce que nous offrent les Sionistes. Faites mieux qu'eux!" Non, nous ne nous prêterons pas à une pareille combinaison.

Au contraire, nous aurions deux motifs très graves d'abandonner complètement la chose.

1. Les conditions que vous posez maintenant diffèrent de celles qui ont servi d'entrée en matière. Votre première proposition était de six et demi pour cent. Vous avez diminué plus tard et n'avez offert que six. Toujours en considérant le but plus grand, je suis parvenu à faire accepter ce taux par mes amis. Aujourdhui il ne s'agit plus que de $5 \frac{1}{2}$ %. Quant aux intermédiaires, je vous avais promis chez Mr. de D . . . la somme de cent mille francs pour vous au cas que cette affaire serait conclue par vos soins. Aujourd'hui surgit une nouvelle demande de 5 % de la somme prêtée. Je ne peux comprendre cela qu'en supposant que les conditions seront améliorées d'une façon encore à débattre en confidence, car vous ne pouvez pas croire qu'on donnera dans une affaire de cette sorte 95 % du capital. Cela serait donc à discuter et il ne me semble pas impossible de satisfaire tout le monde si mes amis et moi serons satisfaits.

2. Mais ici survient la difficulté réelle. Quel n'a été mon étonnement, pour ne pas dire mon désappointement quand je dus lire dans le *Politische Korrespondenz* du 27 XII 1900 une note officieuse de la dernière violence contre le mouvement que je représente. C'était comme une tuile me tombant sur la tête. Comment? C'est la réponse à toutes les amitiés que j'ai témoignées, à tous les services rendus, ou au moins offerts, pendant les quatre dernières années à ces Messieurs de Constantinople?

D'où vient cette correspondence datée de Constantinople? Ce qui est certain c'est que la nouvelle a été reproduite par un grand nombre de journaux. Le représentant du *Daily Mail* en a eu confirmations à l'Ambassade turque de Vienne. Est ce que c'est S. E.

M . . . N . . . Bey? A moi ça m'est du reste égal, d'où la note émane, puisqu'elle n'a pas été démentie. Et je me lasse de me faire berner. Tant pis pour la Turquie, si elle ne veut pas de nous. Mais alors pourquoi serions nous assez stupides pour rendre des services?

Mais venir offrir des services après cet incident, avant qu'il ne soit réparé d'une façon ou d'une autre, serait non seulement une bêtise mais aussi une bassesse à laquelle je ne consentirais jamais, même si nos financiers le voulaient.

Je résume, et je reviens à notre point de départ. Plus que jamais il est indispensable que je sois invité par S. M. de venir le voir.

Cette gracieuseté seulement peut racheter la faute commise par vos officieux. Alors je viendrai et je déposerai mon dévouement entier aux pieds du trône.

Je me ferai accompagner ou suivre par un ou deux de nos financiers qui traiteront pendant mon séjour à Constantinople l'affaire de cet emprunt.

Cette proposition doit suffir. Ma parole vaut bien celle d'un financier.

Je suis à la tête d'intérêts et de responsabilités autrement importants. Je croyais pourtant que ma situation était suffisamment connue. Mais en vous répétant que malgré tout je suis encore une dernière fois à la disposition, je vous déclare que si l'on ne m'appelle pas jusqu'au 20 janvier je considère l'affaire toute entière comme irrévocablement terminée.

Vous pouvez montrer cette lettre à S. A. le Grand-vizir auquel je vous prie de bien vouloir transmettre l'assurance de ma considération respectueuse.

Avec mes meilleurs sentiments

le vôtre Th. H.

10. Januar, $^1/_2$ 11 Uhr vormittags.

Bis zur Stunde keinerlei Nachricht von Auersperg. Nach zweimal vierundzwanzig Stunden Schweigen ist eine solche Sache als tot anzusehen.

Nun gilt der unfreundliche Teil meines Spruches: rien n'arrive — comme on l'espère.

Wie weit hielt ich schon in meinen Träumen, wie hoch ragten die Zinnen meiner Wolkenburg. Sie ist in sich zusammengestürzt.

* * *

Noch immer weiß ich nicht, wo der Fehler lag. Zeigte ich zuviel Intelligenz, die Mißtrauen erregte? Im Gespräch mit Koerber oder mit Auersperg? Verriet ich zuviel Eigenwillen, der unbequem aussah? *Quien sabe.*

* * *

Aber ich muß mich zu neuen Entschlüssen aufraffen. Wenn ich bis Samstag nichts höre, verlange ich Audienz bei Koerber und mache noch einen Versuch, ihn wiederzuerobern.

Ich werde ihm sagen, daß ich immer Koerberisch bleiben werde, auch nach seinem Sturz. Ohnehin war es meine Absicht, ihm am Tage seines Sturzes — schon wegen des *beau geste* — einen Brief zu schreiben, worin ich ihm meine andauernde Ergebenheit gelobe.

10. Januar.

Ein Pestfall in Konstantinopel — der mich nicht abhalten würde, morgen hinzufahren, wenn mich der Sultan riefe.

Ich lasse O. Marmorek sagen, er möge seinem Bruder Alex telegraphieren:

„Du solltest dich dem Sultan für Serumbekämpfung der Pestgefahr telegraphisch anbieten.“

* * *

Zwölf Uhr.

Seit ich den Entschluß gefaßt, zu Koerber zu gehen, bin ich ruhiger.

10. Januar.

Brief an Wolffsohn.

Mein lieber Daade!

Das ist ein wichtiger Brief. Ich bitte Dich, damit in den nächsten Zug zu steigen und zu Hagen zu fahren.

Wenn er diese Bedingungen, die er auf den beiliegenden Kopien findet, akzeptiert, so hoffe ich, wird Halewi (die Anleihe) zustandekommen.

Nun bleibt aber noch die Frage der von mir in meinem Brief an Dich vom 25. XII. verlangten Zusicherung an das A. C. Die Antwort, die Du mir gabst, war ungenügend. Ich reflektierte zunächst nicht darauf, weil eine Pause in den Verhandlungen war, wie sie leider zum System dieser Leute gehört. Es ist ihr Unglück — und Glück. Sie gehen daran zugrunde — aber sie gehen langsam zugrunde.

Nun kann ich aber furchtbar hineinfallen, wenn die Sache zustande kommt, und ich keinen Brief von Hagen in Händen habe. Ich habe nämlich bereits Honorare versprochen, und man würde sich an mich halten. Das wäre ja heller Wahnsinn von mir, wenn ich mich nicht sicherte.

Der Brief an das A. C. muß wörtlich und unverzüglich an uns geschickt werden, sonst zerschneide ich augenblicklich die Fäden und erkläre allen Beteiligten, daß sie nichts bekommen werden.

Der Brief enthält doch keinerlei Verpflichtung für K., wenn aus der Sache nichts wird. Seine Weigerung müßte mich daher sehr stutzig machen. Ich denke mir aber, daß er in seiner Unkenntnis des dortigen Charakters irrtümlich annahm, die ganzen Verhandlungen seien nicht ernst zu nehmen. Daß er darum nicht einmal einen Brief schreiben will. Der Ton, in dem er vom „großen Unbekannten" spricht, ist eigentlich wieder verletzend. Glaubt er vielleicht, daß dieser Unbekannte im A. C. sitzt? Er scheint nicht zu wissen, mit wem er es zu tun hat. Die Einnahmen und Ausgaben des A. C. unterliegen doch nebst allen Belegen der Kontrolle. Na, ich will mich nicht aufregen. Dein Freund hat eben wieder einmal eine Dummheit gemacht.

Telegraphiere mir von Hagen aus sofort, ob er die formulierten Bedingungen annimmt und Kokesch den A. C.-Brief schreibt.

Herzlich Dein Benjamin.

10. Januar, nachts.

Um 3/4 7, als ich an dem Brief an Wolffsohn schrieb, kam endlich ein Brief von Auersperg. Er bestellt mich für morgen 1/2 11 in sein Bureau, damit wir zusammen zur Besprechung gehen. Wie die versengten Blumen durch einen plötzlichen Regen, wurden meine Hoffnungen aufgerichtet.

Wieder zogen die Wolkenbilder vorüber, während ich in der Stube meiner Kinder auf und ab ging. Die Kinder wurden gebadet, schlafen gelegt, wie an jedem Abend.

Sie machten ihre täglichen Scherze, drapierten sich, nachdem sie ausgekleidet waren, mit Bettüchern, jauchzten ins Bad, tanzten ins Bett, beteten ihr Abendgebet,

und ich ließ sie heute außer dem deutschen auch ein hebräisches sagen. Und sie ahnten nicht, daß heute über ihren jungen Köpfen vielleicht ihr Schicksal vorüberzieht. Wenn die morgige Unterredung zum Ernst führt, tritt wieder eine große Veränderung in meinem Leben und damit auch in dem meiner Kinder ein.

Die Fluktuationen der letzten Tage haben mich übrigens ernst, demütig, schweigsam gemacht. Ich gedenke mich morgen sehr zu beherrschen und wenn möglich keinen Fehler zu begehen.

Aber der Gedanke, frei zu werden, frei von Benedikts Befehlen und Wünschen, hat etwas Berauschendes.

Mais rien n'arrive ni comme on le craint, ni comme on l'espère.

12. Januar.

Gestern war Mensurtag.

Ich fand mich einige Minuten vor der anberaumten Zeit im Bureau Auerspergs ein. Er sagte mir, die „Herren Industriellen" wünschten zunächst nähere Daten. Schöller allein wollte nicht, es mußte auch Krupp zugezogen werden. Ich konnte später erkennen, daß dieser der starke Kopf in der Kombination sei.

„Sie werden ein kaufmännisches Examen vor den Herren zu bestehen haben", scherzte Auersperg, der etwas aufgeknöpfter war.

„Uh, da wird's mir schlecht gehen," sagte ich; „denn ich bin kein Kaufmann. Allerdings, über die technischen Details kann ich Aufschluß geben."

Ich hatte am Tag vorher den Setzmaschinen der N. Fr. Pr. einen Besuch abgestattet und war daher *au courant.*

Dann wurde Auersperg zu einem Sektionschef gerufen, und ich genoß eine Viertelstunde lang das Stillleben eines österreichischen Ministerialbureaus. Was

in einem solchen Amt zusammengefaulenzt wird, ist wahrscheinlich geradezu großartig. Durch die dünne Wand hörte ich das Gespräch der Konzeptsbeamten. Plötzlich erschien draußen, mir unsichtbar, ein Raisonneur. Im Kavaliergigerlton raunzte er über die bevorstehende Transferierung seines Amtes in ein neues, wohl noch feuchtes Haus: „Wie kommen mir denn dazuh? Daß mr sich da einen Rheumatismus holt? Für sein Leben. Wie kommen mir denn dazuh?"

Er öffnete später die Tür des Zimmers, in dem ich saß, und wir erkannten einander. Es war der junge v. Fries, den ich einmal bei der Suttner kennengelernt hatte.

Dann kam Auersperg, und wir gingen. Die Situation bringt es mit sich, daß es mich genierte, mit diesem großen Herrn auf der Gasse gesehen zu werden.

Wir gingen in das neue prächtige Schöllersche Haus auf dem Wildbretmarkt, fuhren mit dem Lift hinauf. Im Beratungszimmer warteten schon Schöller und Krupp. Ersterer groß, dick, blond, jung — 29 Jahre, wie sich später herausstellte. Letzterer in den Vierzigern, frisch, lustig, kühn, guter Typus eines Unternehmers. Kr. leitete die Diskussion ein, führte aus, was die „Gruppe" wünsche — ein höchst anständiges Programm, das ich mit gutem Gewissen annehmen kann.

Ich führte dann an der Hand von Ziffern das Bild der neuen Zeitung aus, das ihnen wohl zu gefallen schien.

„Wie soll sie heißen?" fragte Kr.

Ich sagte langsam:

„Ich würde die neue Zeitung — Die Neue Zeitung nennen."

Da schmunzelten sie alle und waren nach all den Ziffern mit gutem Räsonnement, die ich vorausgeschickt hatte, offenbar gewonnen. *Reste la question délicate.*

Die Aufbringung des nötigen Milliönchens — Präliminare 7—800 000 Fl. — schien Kr. weniger zu bekümmern als Sch., der allerlei Schwierigkeiten machte; vielleicht, um recht gesetzt auszusehen, vielleicht aber auch, weil er die Tragweite des Ganzen nicht recht einsah. Für die andere Eventualität — Erwerbung der N. Fr. Pr. — wurde auch ein Präliminare von 4 bis 5 Mill. aufgestellt. Ob sie aber zu bekommen sein wird? Ich müßte zuerst austreten, um unterhandeln zu können. Müßte also gegen alle Eventualitäten vorher gedeckt sein. Ich verlangte demnach einen Vertrag, bevor ich etwas täte. Die Herren ersuchten mich, ihnen diesen Brief zu entwerfen.

Die Unterredung hatte 2 1/2 Stunden gedauert. Ich habe die Überzeugung, diesmal keinen Fehler begangen zu haben. Kommt die Sache nicht zustande, so wird es nicht aus meiner Schuld gewesen sein.

Nachmittag entwarf ich im Bureau der N. Fr. Pr., wo ich fünf Jahre lang so viel gelitten habe und das ich vielleicht bald für immer verlassen werde — ach! vielleicht auch nicht — den Vertragsbrief.

(Beilage in einem Kuvert der N. Fr. Pr.)

* * *

In der Einleitung hatte Krupp gesagt:

„Wir wollen weder ein Antisemitenblatt, noch (mit Betonung) ein Judenblatt. Daß wir keine Klerikalen sind, geht schon daraus hervor (mit einem lachenden Blick auf den Grafen), daß wir Protestanten sind.“

Und das ist die wunderliche, amüsante Situation, daß in diesem Österreich des Niedergangs die protestantische Industriemacht, durch Vermittlung eines katholischen Grafen von der Regierung, mit einem Juden unterhan-

delt, zur Schaffung eines Organs der öffentlichen Meinung. Und noch wunderlicher ist, daß nur dieser jüdische Jude imstande ist, ein reines, anständiges Organ zu schaffen, und daß er das auch tun will.

* * *

Krupp sagte ferner ganz offen, wie es wahrhaft kluge Leute tun, wenn sie mit geistig Ebenbürtigen reden:

„Wir Industriellen brauchen ein Blatt, um das Publikum aufzuklären. Wir sind jetzt ohne jede publizistische Vertretung. Zum Beispiel ist der Donau-Oderkanal eine Notwendigkeit. Aber die Neue Freie Presse will nicht, daß darüber geredet wird. Wahrscheinlich hat sie von Rothschild und der Nordbahn Geld dafür bekommen."

Und da zeichnete sich mit wunderbarer Deutlichkeit der Gegensatz zwischen der Hochbank, die mir seit Jahren wegen meines Zionismus feind ist, und dieser Industriellengruppe ab, die mich aufsucht.

Ich beging aber durchaus keine Couardise und schmeichelte ihnen puncto Sozialdemokratie nicht, sondern sagte, daß ich niemals einen rüden kapitalistischen Ton gegen die Arbeiter anschlagen würde. Vielmehr würde ich die Diskussion über soziale Fragen in konziliantem Tone, mit überlegener Liebenswürdigkeit zu führen versuchen, um die Arbeiter über ihre wahren Interessen aufzuklären, die ja mit dem Gedeihen der Industrie innig verwandt seien.

13. Januar.

Morgens schickte ich gestern die Briefe an Auersperg und wartete dann wieder ein bißchen nervös auf meine Berufung.

Es wurde Nachmittag, nichts kam. Endlich gegen Abend ein Brief von Auersperg. Ich werde gebeten, morgen Montag um halb zwölf am selben Orte (bei Schöller) zu erscheinen. Morgen ist also der Lostag.

* * *

Abends kam ein Brief von Alfred Austin mit der Antwort auf meinen Vorschlag, Staatsrat Bloch zwischen England und Transvaal vermitteln zu lassen.

England will nichts von Vermittlung wissen. Es will die Unterwerfung *pur et simple.*

* * *

Dann hielt ich im Kongreßbureau recht zerstreut einen Vortrag über die Frauen und den Zionismus.

14. Januar.

Ich habe einen wichtigen Zwischenfall in der freitägigen Unterredung mit Krupp und Schöller einzutragen vergessen.

Als von den Einnahmen des Blattes, insbesondere den berüchtigten „Pauschalien" die Rede war, sagte Krupp mit bedeutendem und lauerndem Blick: „Von solchen Einnahmen kann freilich bei uns nicht die Rede sein."

Worauf ich Schlag auf Schlag zurückgab:

„Ich würde sonst auch gar nicht mittun."

Das versetzte allen dreien sichtlich einen Ruck, und ich glaube, sie wußten erst von da ab, mit wem sie es zu tun hatten.

14. Januar, 10 Uhr vormittags.

Und heute ist wahrscheinlich Lostag.

In weiteren zwei Stunden werde ich wissen, woran ich bin. Ob mein Leben wirklich eine neue Wendung

nimmt, oder ob ich weiter in meiner Sklaverei unter Benedikt hocken muß.

Werden sie auf meine Bedingungen eingehen — oder sie verwerfen? Noch eine Möglichkeit ist da, die Schöller andeutete: die Vertagung. Diese würde ich als eine höfliche Abwiegelung zu verstehen haben. Dann werden sie vielleicht mein Programm von einem anderen ausführen lassen.

Wie es auch sei, ich nehme mir vor, eine eiserne Ruhe zu bewahren — liebenswürdig im Falle ihrer Ablehnung und gelassen im Falle der Einigung. Schließlich bin ich nicht *le premier venu* und darf mich nicht enttäuscht oder überschwenglich zeigen, wie ein Kommis, dem schon das große Los der Prinzipalschaft winkte, oder der unerwartet Chef wird.

Gebühren würde mir eine größere Stellung, als ich jetzt habe. Wenn ich sie nicht erlange, so bleibe ich eben *au dessus de mon sort*, was auch ein Stolz ist.

14. Januar, nachmittags ½3.

Nach der Heimkehr.

Brief an Koerber.

Ew. Exzellenz

bitte ich auf den Rat des Herrn Grafen Auersperg, mich freundlichst noch heute in sehr dringender Angelegenheit empfangen zu wollen. Ich kann in die Herrengasse kommen; besser wäre es aber, wie die Dinge augenblicklich stehen und im Interesse des Gelingens der nächsten Schritte, wenn man mich heute nicht dort sähe. Wenn es also möglich wäre, möchte ich bitten, mich in die Rathausstraße kommen zu lassen. Ich bin zu jeder Stunde bereit.

Der Überbringer wartet auf Antwort.

In ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. H.

14. Januar, abends 5 Uhr.

Um halb zwölf war ich auf dem Wildbretmarkt. Auersperg war schon bei Schöller.

Auf dem Beratungstische lagen mehrere gefaltete Papiere mit durchscheinender Druckschrift.

Ich sagte mir: der Vertrag!

Er war es aber noch nicht, sondern nur ein Gegenentwurf.

Der junge Schöller, der mir heute viel besser gefiel und geradezu den Eindruck einer Intelligenz machte, fing auch gleich an, die Detailposten meiner Aufstellung, freilich ohne die geringste Sachkenntnis, durchzugehen.

Dann kam Krupp, der heute etwas Winterwindartiges an sich hatte. Er war scharf geladen, wie sich später bei der Rauferei um meine Tantiemen zeigte.

Sie hatten im ganzen und großen meinen Entwurf angenommen. Gegen die 24000 Fl. Gehalt hatten sie nichts. Aber die Tantiemen sollten nur für die Vertragsdauer laufen, und diese auf fünf Jahre beschränkt sein.

Es wurde nun längere Zeit über diese Streitpunkte geredet, oft in ziemlich geschäftsderbem Ton. Sie gestanden mir endlich nach langem Hin und Her statt der Tantiemen einen Aktienbesitz von 100000 Fl. bei der neuen Zeitung und von 200000 Fl. für den Fall der Erwerbung der N. Fr. Pr. zu. Letzteres erst nach einem grimmigen Zwischenfall. Als ich den Betrag in Aktien verlangte, der einem Jahresreinerträgnis von 20000 Fl. entspräche, sprang Krupp entrüstet auf:

„Da würden Sie ja ein kolossales Geschäft machen. Von dem Kaufpreis von vier Millionen ungefähr eine halbe Million. Damit können wir vor unsere Freunde nicht hintreten.“

Und Schöller fügte hinzu:

„Ja, was werden die dann sagen? Sie werden fragen: Wer ist denn der Mann? Ist er denn von Gold?“

Ich erklärte, daß ich im Interesse meiner Kinder, für die ich arbeite, für die Zukunft vorsorgen müsse. So etwas macht man im Leben nur einmal; wenn man es macht, muß es gelingen; wenn es gelingt, muß man etwas davon haben.

Wir einigten uns schließlich über die Beträge der Entschädigung (50 000 Fl.) für den Fall einer früheren Lösung des Vertrages durch ihre Kündigung usw.

Die Bestimmung, daß das Exekutiv-Komitee die Oberleitung haben solle, lehnte ich rundweg ab, weil ich dann keine Autorität mehr in der Redaktion hätte. Hingegen nahm ich den Vermittlungsvorschlag Auerspergs an, daß das Exekutivkomitee die „Aufsicht“ haben solle.

Indessen fertig war und ist die Sache auch nach dieser „Einigung“ nicht. Zwar erklärte Krupp auf mein Drängen schließlich etwas grimmig, er habe weiter nichts dagegen. Aber Schöller war wieder der Behutsamere, zog sich noch im letzten Augenblick zurück und sagte: „Wir wollen das noch einmal überschlafen.“

Nun ist noch ein letztes Spatium zwischen Lipp' und Kelchesrand. Was wird da noch dazwischen kommen?

Die Gereiztheit der Herren ist immerhin kein schlechtes Zeichen. Denn wenn sie die Sache nicht ernst meinten, brauchten sie nicht so böse zu sein.

Ich verstand übrigens aus geheimnisvollen Bemerkungen über einen Besuch, den sie morgen vormittag zusammen machen wollten, daß sie zu Koerber gehen würden.

Dies bestätigte mir Auersperg, der, nachdem ich mich empfohlen hatte, mit mir ins Vorzimmer hinausging. Sie würden morgen von Koerber empfangen werden, und ich möge deshalb vorher, noch heute, zu Koerber gehen. Auersperg scheint daran zu glauben, daß die Sache zustande kommen werde.

Ich fuhr dann in die Redaktion, die mein Herr Benedikt schon verlassen hatte. Dann eilte ich zu meinen Eltern, bei denen ich verspätet aß, weil diese Kampfunterredung bis 2 Uhr gedauert hatte.

Heimgekehrt, schrieb ich den vorstehenden Brief an Koerber und warte nun auf Antwort.

15. Januar.

Koerber ließ mir durch meinen Gärtner sagen, er erwarte mich um sieben Uhr in seiner Privatwohnung.

Punkt sieben war ich dort. Vor dem Hause sah ich einen aufpassenden Burschen, der sich die Nummer meines Fiakers merkwürdig genau ansah.

Auf der Treppe überholte ich einen absichtlich langsam gehenden älteren Herrn, der offenbar durchaus sehen wollte, wohin ich ging.

Lieber wäre es mir gewesen, nicht gesehen zu werden, und ich kam mir ein bißchen wie Marianne im ersten Akt von „Gretel“ vor.

Maison bourgeoise, die Wohnung des Ministerpräsidenten, die er wohl aus Aberglauben nicht verläßt, weil ein Beamtenminister nie weiß, wie lange es dauert. *Pourvou que ça doure!* sagte die Mutter Napoleons.

Der alte Junggeselle K. lebt auch mit seiner alten Mutter allein.

Das Stubenmädchen war schon auf mein Kommen vorbereitet und führte mich gleich hinten 'rum, durch K's Schlafzimmer, in dem ein abgelegtes Hemd und hergerichtete Kleider, sowie ein großes Ölgemälde, darstellend ein nacktes Weib, mir auffielen, in sein ziemlich elegantes Arbeitszimmer.

Gleich darauf kam Koerber in schlapper Haustracht, im Wollunterhemd, in Pantoffeln heraus. Durch den Türspalt hatte ich seine alte Mutter beim Nachtmahltisch sitzen gesehen.

In zwei Worten berichtete ich ihm von meinen Verhandlungen.

Ob ich nur recht vorsichtig gewesen sei, ihn in keiner Weise ins Spiel gezogen habe, fragte er.

Darüber konnte ich ihn vollkommen beruhigen. Er wünschte namentlich auch, daß man nicht erfahre, Krupp sei dabei.

„Wissen S' — wegen seiner G'schicht mit der ‚Reichswehr'."

Auch dies entsprach vollkommen meinen eigenen Wünschen.

Ich bemerkte: „Die Herren scheinen mir aber sehr wenig informiert zu sein. Sie verhandeln mit mir, wie wenn ich ein Fabriksdirektor wäre. Die politische Tragweite der ganzen Sache scheinen sie gar nicht zu verstehen."

„Lassen S' es dabei. Is' scho' recht so... aber glauben S', daß S' die Neue Press' bekommen werden? I glaub' net, daß er s' hergibt."

Ich sagte, daß ich es für möglich halte. Die Gefahr eines Geldverlustes sei so bedeutend, daß Benedikt vielleicht mürbe werden würde.

„Es wär' eine Erlösung!" murmelte er. „Der ver-

dirbt ja alles mit seiner Hetzerei und Gehässigkeit. Sogar der Lueger möcht' scho' Ruh geben, wann die Neue Press' net immer wieder anfanget. Er möcht' sogar jüdische Lehrer anstell'n, wenn's drauf ankäm'. Aber nein! er wird immer wieder aufgereizt. Schau'n S', man kann ja über alles schreiben. Da war in der „Wage" ein Spottgedicht über mich. Das hat mich gar net geniert. Aber der g'wisse gehässige Ton von dem Benedikt, der schad't furchtbar. Im Ausland hört man ja nur auf die Neue Press' ... Es wär' eine riesige Erleichterung, wenn nur das aufhöret."

Ich machte ihm in ebensolchem murmelnden Tone Hoffnungen, daß ich vielleicht die Sache durchführen könnte, wenn man nur rasch fertig würde. Wenn sie mir heute den Vertrag gäben, würde ich noch heute mit Bacher, der morgen nach der Riviera abreisen will, reden und die Verhandlungen mit größter Energie führen.

Er sagte: „Morgen um zehne kommt der Schöller zu mir. I wir mit ihm reden."

Ich ging. Er führte mich wieder durchs Schlafzimmer hinaus und schob sich dabei immer so, daß ich die Toilettesachen und das Bild des nackten Weibes nicht sehen solle.

Er begleitete mich bis an die Tür des Vorzimmers.

Gerade kam wieder ein Herr die Treppe herauf, als ich die Vorzimmertür hinter mir schloß. Es war ein älterer Herr mit grauem Schnurrbart und blauen Augen, die er weit aufriß. Er schien mich zu kennen, und seine Augen schienen zu sagen: „So? Also da warst du? Was hast du da zu suchen gehabt?"

Also wieder die Situation der Marianne beim Weggehen.

15. Januar.

Ist dies der Tag meiner Befreiung?

Wird heute abend ein emanzipierter Sklave zu Bett gehen, der in der vergangenen Nacht schlecht schlief?

15. Januar, 1/4 8 abends.

Brief an Koerber.

Ew. Exzellenz

beehre ich mich mitzuteilen, daß, wenn ich nicht irre, die ganze Sache negativ beendet ist. Ich hatte soeben eine Unterredung mit dem Herrn, der vormittags empfangen wurde, und gewann den Eindruck, daß er von dem Plan abgekommen ist und nur nach einer höflichen Form sucht. Was zwischen gestern und heute vorgegangen ist, weiß ich nicht. Das Zurücktreten werde ich den Herren natürlich in jeder Weise erleichtern. Ich brauche Ew. Exzellenz nicht erst meiner unverbrüchlichen Diskretion zu versichern und verharre in ausgezeichneter Hochachtung

Ihr vollkommen ergebener

Th. H.

16. Januar.

Brief an Richard v. Schoeller.

Hochgeehrter Herr!

Da wir uns wohl nicht so bald wiedersehen werden, möchte ich — mehr aus logischer Passion — noch auf zwei Ihrer gestrigen Bemerkungen reflektieren.

Das Verhalten Ihrer kleineren Kollegen in den letzten Wahlen spreche gegen die Sache, meinten Sie zunächst. Nein, es spricht dafür. Sie wundern sich darüber, daß Sie nicht in die Ferne gewirkt haben. Ein Gleichnis erklärt es am kürzesten.

Sie besitzen eine Kraft, das ist gewiß. (Darum habe ich die Sache ernst genommen.) Aber Sie könnten eben-

sogut Drähte unter einen Wasserfall legen, es käme an deren anderem Ende doch keine Wirkung heraus, auch wenn es der Niagara wäre. Die Kraft müssen Sie erst in Strom verwandeln, damit sie transmittierbar werde, und das geschieht durch die Dynamomaschine. Diese Maschine muß aber richtig konstruiert sein und muß funktionieren, sonst ist sie auch nur Plunder. Ist nun die Einrichtung gelungen, dann wirkt man durch die früher nutzlosen Drähte in die Ferne und treibt Räder.

Das andere war die Zustimmung aller, die vorhergehen müsse. Die ist nach meiner bescheidenen Ansicht in einem großen Kreise nie zu erreichen. Wenn sie *par impossible* erreicht wird, ist sie kein Gewinn. Denn dann tauchen alle möglichen Schwätzer, Besserwisser und Wichtigtuer auf, die ein vernünftiges, zielbewußtes Arbeiten vereiteln. Viele Köpfe kann man nicht unter einen Hut bringen. Fragt man sie vorher, so entsteht nur eine Rederei, vielleicht eine Rauferei, und der Hut geht eher in Stücke, als daß er aufgesetzt wird. Darum muß die führende Intelligenz einfach den Hut aufsetzen und vorausgehen, dann laufen die anderen mit Bewunderung und Ergebenheit nach. Bewundern sie die Intelligenz? So hoch kann ich die Menge nicht schätzen. Ich glaube eher, daß sie den Hut bewundern und die Courage, ihn aufzusetzen. So ist es wirklich in der Welt. Ich habe schon vielerlei Menschen und Körperschaften gesehen, und nie etwas anderes gefunden. Die großen Komitees sind ebenso faul wie die Republiken.

Wenn ich Herrn Kr. recht verstanden habe, teilt er diese Ansicht.

In vorzüglicher Hochachtung

Ihr ergebener

Th. H.

16. Januar.

Jetzt erst komme ich zum Eintragen des gestrigen Tages, der eine verlorene Schlacht bedeutet.

Am Vormittag war nichts zu erwarten. Ich ging wie sonst in die Redaktion der „Welt“, zu meinen Eltern und dann in die Neue Freie Presse. Kordiale Gespräche mit Benedikt über die vorgestrigen Wahlen, die er für einen Sieg hält usw.

Aber von $^1/_2$3 an fing ich an, nervös zu werden. Ich zerstreute mich, indem ich meinen Einlauf erledigte. War es mein letzter Einlauf? Würde ich dieses einfenstrige letzte Zimmer verlassen, um emanzipiert zu werden?

Seit ich Feuilletonredakteur der N. Fr. Pr. bin, hatte ich viele tausend Male denselben Brief des lebhaften Bedauerns mit Rücksendungen kuvertiert. Erst vor einigen Wochen war mir eingefallen, daß ich die vier Hauptformen dieser Retourbriefe autotypieren lassen könnte. Das besprach und bestellte ich beim Materialverwalter — und gestern, gerade gestern wurden diese Briefe mit meiner hundertmal vervielfältigten Handschrift abgeliefert. Ich betrachtete diese Stöße mit Hoffnung und Bedauern, weil sie erst jetzt kämen, wo sie überflüssig wären. Ich benützte sie auch gleich für einige zwanzig Sendungen, zu denen ich nur noch die Adressen zu schreiben hatte.

Indessen wurde es spät. Bis vier Uhr sollte ein Ruf von Sch. kommen. Halb vier, dreiviertel vier — nichts. Ich täuschte meine Erwartung durch Arbeit. Einigemal wurde ich ans Telephon gerufen — leere Belästigungen. Da, zehn Minuten nach vier kam ein Brief. Der verabredete Brief ohne Unterschrift. Ich möge zwischen vier und sechs kommen. Ich begann ein bißchen zu

fiebern, machte aber doch vorerst mein Pensum fertig. „Zwischen vier und sechs“ war eigentlich sonderbar, wenn alle Herren da sein sollten. Würden sie auf mich warten? Ich war zwar kleinlaut, gab aber doch der Möglichkeit Raum, daß ein Abschluß bevorstehe.

Ich mußte einige Minuten im Empfangssalon warten. Auf dem Tisch lagen keine Entwürfe. Dann kam Sch. heraus und eröffnete mir sofort, daß die Sache „nicht günstig stehe“. Ich hatte augenblicklich meine volle Ruhe und Selbstbeherrschung. *Rebus in arduis* weiß ich immer das Gleichgewicht zu bewahren. Ich folgte mit großer Liebenswürdigkeit seinen Ausführungen, die darauf hinausliefen, daß ich eine Offerte für den Kauf der Neuen Freien Presse bringen solle, und daß man dann sehen würde, wie das Notwendige aufzubringen sei. Das lehnte ich ab. Er sprach noch mehreres hin und her, was ich mit Gelassenheit zu entkräftigen versuchte. Das Wichtigste ist in meinem vorstehenden Brief erwähnt: er meinte, die Weigerung der Industriellen, auf seine Winke einzuschwenken, lasse nichts Gutes für das neue Blatt erwarten.

Ich fing erst jetzt an, diesen jungen Menschen besser zu unterscheiden. In seiner Plumpheit steckt doch viel Verstand. Er gleicht einem Elefanten. Er wird in Österreich noch eine große Rolle spielen. Offenbar will er in den Reichsrat. Er wird Minister, vielleicht Chef einer Regierung werden.

Erst zum Schluß, als ich mich schon verabschiedete, kam er auf die Geldfrage: „Sie verlangen so viel! Zwei bis dreihunderttausend Gulden.“

„Sie bekommen Leute genug, die es billiger machen“, sagte ich achselzuckend und empfahl mich freundlich. Er wolle in einigen Tagen wieder von sich hören lassen,

sagte er. Ich erwiderte, daß ich wahrscheinlich Anfang Februar nach Paris reisen würde. Er lächelte, hielt es offenbar wieder für ein Drängmanöver, wie das mit Bachers Abreise, der aber wirklich gestern abend wegfuhr.

Ich aber halte die ganze Sache für gescheitert, ohne mich weiter darüber aufzuregen. Heimgekehrt, schrieb und sandte ich sofort den Brief an Koerber.

Aber ich schlief wieder recht schlecht in meinen Ketten. Hatte ich die Befreiung verpaßt?

Gestern abend hatte ich mit meinen Eltern besprochen, daß ich heute in einem Brief an Auersperg meinen Original-Vertragsentwurf zurückverlangen würde. Ich überschlief es. Ich darf den Draht nicht so schroff abschneiden. In der Unterhandlung muß ich doch noch bleiben, auch wenn ich nichts mehr erwarte. Es können noch Peripetien eintreten. Ich kann noch einen rettenden Gedanken haben. Vielleicht rettet Koerber durch seine Intervention die Situation. Vielleicht finde ich einen anständigen Weg, meine Forderungen zu ermäßigen.

Kurz, ich schrieb nicht an Auersperg, sondern an Schöller.

17. Januar.

Windstille, aber keine halcyonische.

Weder Koerber noch Schöller haben bisher reagiert. Die Sache scheint wirklich aufgegeben zu sein. Ich mache mir die größten Vorwürfe wegen meiner zu großen Forderungen, an denen die Sache gescheitert sein mag. Ich wäre jetzt mit viel weniger zufrieden. Ich bin mürbe — *et je suis rentré dans la domesticité.*

Gestern nachmittag besichtigte ich mit Marmorek seinen Nestroy-Hof. Das Haus würde sich wunderbar für

ein Redaktionsgebäude eignen. Solange ich die Unterhandlungen für ernst hielt, wagte ich aus Aberglauben nicht, das Haus zu besichtigen. Jetzt war mir schon alles eins. Später einmal, wenn die Sache definitiv abgetan sein wird, werde ich Marmorek sagen, was ich mit ihm vorhatte.

Wieder schlief ich miserabel. In den dunklen Morgenstunden, in denen mein Gehirn am besten arbeitet, fiel mir ein, daß ich dieses Haus als Wiederanknüpfung benützen könne. Zugleich als Probe auf den Ernstgehalt ihrer jetzigen Absichten. Ich werde am nächsten Montag, wenn ich bis dahin nichts gehört habe, an Schöller telephonieren, daß ich ein vorzüglich geeignetes Haus entdeckt habe, das um 5000 billiger, als wir präliminierten, zu haben wäre, und ob ich mir ein mehrtägiges Impegno vom Eigentümer solle geben lassen.

Ich hatte mir auch schon zurechtgelegt, was ich ihnen über den Zionismus sagen würde, der wohl irgendwie zur Sprache kommen müßte, da sie sich gewiß über mich informiert haben.

Ich wollte sagen: „Der Zionismus ist der Donau-Oder-Kanal in der Judenfrage, den Benedikt auch wegen der reichen Juden verschwieg. Es ist eine große Sache, eine weltgeschichtliche Lösung, für die ich sogar den Deutschen Kaiser gewonnen habe. Und Benedikt verschwieg es. Dennoch würde ich, wenn Sie nicht wollen, den Zionismus nicht einmal in der objektiven Form, wie es Kölnische Zeitung und Times oder Temps getan haben, verzeichnen. Meine Freunde könnten es mir nicht einmal übelnehmen, denn sie würden neuerlich daraus ersehen, daß mein Broterwerb unabhängig vom Zionismus ist; daß ich wohl dafür Opfer bringe, aber keinen Nutzen daraus ziehe. Ich könnte mir ja

von der Bewegung, wie mir angeboten war, einen großen Gehalt bezahlen lassen. Ich könnte auch Manager der Bank werden, die ich geschaffen habe. Doch das will ich nicht. Ich verdiene mir meinen Lebensunterhalt nur mit meiner Feder."

Wobei ich mir aber innerlich denke, daß ich durch die großen Verbindungen, die ich dann hätte, dem Zionismus unendlich viel mehr nützen könnte, als durch einige parteiische Artikel.

* * *

Zu meinem Trost sage ich mir endlich, daß, wenn die Herren Sch. und K. meine Forderungen, die auf die Sicherung meiner Zukunft hinzielten, ablehnten — sie den Hintergedanken gehabt haben mögen, mich auszunützen, sich das Werk durch mich einrichten zu lassen und mich dann hinauszustoßen.

17. Januar.

Brief an Vámbéry.

Mein guter Vámbéry bácsi!

Der Termin ist abgelaufen, und die Sache der 800 000 L-Anleihe ist erledigt. Die Firma Lissa & Kann tritt von dem Geschäfte zurück, und damit erlöschen auch alle Provisionszusicherungen, die sie gegeben hat. Ich habe mich, irregeführt von C. und seinen Compagnons in Konstantinopel, vor diesen Geldgebern ein bißchen blamiert. Die Vermittler da unten sind wirklich nicht ernst zu nehmen. Denken Sie sich, daß sie noch in letzter Stunde bei mir Anspruch auf einen viel größeren Bakschisch, als ursprünglich vereinbart wurde, erhoben haben. Das hat natürlich dem Faß den Boden ausgeschlagen.

Nun muß ich aber in dieser Sache, die glücklicher-

weise nur einen *incident sans conséquence* bildete, vollkommen und nach jeder Richtung gedeckt sein. Natürlich möchte ich auch nicht der *dupe* der Finanzleute sein und auch meinen teuren Schlesinger-*bácsi* nicht foppen lassen. Ich hoffe, Sie haben den Namen der Firma niemandem genannt, denn sonst wäre es möglich, daß man sich jetzt oder später direkt an sie wendete. Wären Sie aber trotz meiner Warnung so unvorsichtig gewesen, so bitte ich Sie, demselben Mann, dem Sie die Firma nannten, sofort mitzuteilen, daß diese keine Provision bezahlt. Für mich ist es ein dringendes Gebot der Vorsicht, Sie hiervon zu benachrichtigen, und ich bitte Sie, mir den Empfang dieser Absage zu bestätigen.

Sie erinnern sich wohl, daß ich Ihnen schrieb, die Firma L. & K. sei vom Präsidenten der Kolonialbank klugerweise nur zu dem vereinzelten und bestimmten Zweck dieser kleinen Anleihe herangezogen worden.

Unsere große Sache würde selbstverständlich von einer anderen und größeren Finanzmacht gemanaget werden. Aber ich glaube, man wird zunächst Cohn unangenehm werden müssen, um ihn mürbe zu machen.

Meine Abreise hat sich durch mein Unwohlsein der letzten Tage ein bißchen hinausgeschoben. Ich will erst wieder ganz frisch sein, bis ich aufbreche, was in acht bis zehn Tagen der Fall sein dürfte.

Mit herzlichen Grüßen Ihr getreuer

Dori.

18. Januar.

Schlaflose Nächte.

Denk' ich an die Freiheit, die so nahe schien, bei der Nacht, so bin ich um den Schlaf gebracht.

Heute früh erhielt ich indessen von Auersperg einen Brief: ich möge ihn „gelegentlich“ besuchen. Um aber

nicht gierig zu erscheinen, antworte ich ihm, ich hätte vor Montag 21. ds. keine Zeit. Montag würde ich kommen.

* * *

Einstweilen will ich noch ein Kandidatenfeuilleton für meine Gegenkontrahenten schreiben, *sans en avoir l'air*.

Als Faden für die Aufreihung meiner Glasperlen wählte ich mir den Stoff der Bevölkerungsfrage. Benedikten, dem ich das gestern ankündigte, wollte das nicht als Feuilletonstoff einleuchten. Ich blieb aber dabei. Hierauf lieferte er mir selbst nationalökonomisches Material, ein Buch von Molinari usw. Es gibt noch Lustspiele.

21. Januar.

Gestern abend habe ich mit Verwandten meiner Frau Karten gespielt. Ich wollte lange spielen, um die gekürzte Nacht dann durchzuschlafen, damit ich heute keinen so dumpfen Schädel hätte wie nach den früheren schlaflosen Nächten.

Aber ich verlor viel und ärgerte mich sehr. Nun soll mir das als Lehre dienen, in der heutigen Verhandlung mit Vorsicht zu spielen und *en beau joueur* zu verlieren.

22. Januar.

Gestern war ich bei Auersperg. Er war liebenswürdig, ich reserviert.

Er sagte, der Ministerpräsident habe ihm meinen Brief gezeigt (darum hatte ich ihn ja geschrieben), aber die Sache sei noch durchaus nicht zu Ende. Die Industriellen wollen nur vor allem die Basis sichern. Man würde mich wohl noch in dieser Woche zu einer Besprechung einladen.

Ich sagte, daß ich zu dieser Besprechung nur in dem Falle kommen möchte, wenn man nicht mehr über meine Bezüge spräche. Es passe mir nicht, wie ein Hauslehrer oder eine Köchin über meinen Lohn und meine Kenntnisse zu reden. Über die Geldfrage sei zur Genüge gesprochen. Die Herren mögen mir einen präzisen Vorschlag machen. Ich werde ihn annehmen oder ablehnen und nur dann zur Besprechung kommen, wenn ich ihn annehme.

Ich bin nämlich entschlossen, welche Proposition immer anzunehmen, weil mir die Geldchance entfernt nicht so wichtig ist als die Freiheit, die Reichsunmittelbarkeit, die mir in dem Falle des Abschlusses winkt!

Auch will ich keine Nervenanspannung mehr von dieser Unterredung haben.

Ja, ja — nein, nein!

22. Januar.

Vámbéry schreibt unterm 18. ds., ich könne beruhigt sein, er habe Kanns Namen niemandem genannt.

24. Januar.

Jours d'attente. Nach Auerspergs Worten kann ich doch nicht annehmen, daß die Sache aufgegeben sei. Oder sind wir in die Unentschiedenheit zwischen Lipp' und Kelchesrand zurückgetaucht.

Vorgestern, als ich in die Neue Freie Presse ging, fiel mir plötzlich ein, daß mein Zustand Ähnlichkeit hat mit dem vor 22 Jahren, als ich die letzten Wochen des Gymnasiums durchseufzte. Vor mir lag die Matura und jenseits die Freiheit der Universität.

Für morgen erwarte ich die Einladung zur Bespre-

chung, da Krupp sagte, Freitag sei sein Glückstag. Jetzt zapple ich schon vierzehn Tage.

* * *

Es wäre das größte aller Wunder, wenn mein Zionismus mir bei diesen Geldleuten christlicher Konfession nicht schadete. Wissen sie es noch nicht? Werden sie es vor Abschluß nicht erfahren? — was sehr unwahrscheinlich ist, denn sie werden sich zweifellos in einer Auskunftei vorher nach mir erkundigen, und die erste Angabe muß doch lauten: Zionist — und wird es dann ein Bruchgrund sein? „Die Nos' gefallt mer nicht"?

Man gewöhnt sich aber auch ans Warten auf Entscheidungen, und so blicke ich den *coming events* mit mehr Ruhe als vorige Woche entgegen.

24. Januar.

Bis zum Abend ist nichts gekommen. Ich tröste mich auch für den Fall, daß nichts daraus wird. Es hätte auch große Schattenseiten. Ich könnte gewiß nichts mehr produzieren und würde täglich von aller Welt angefeindet.

25. Januar, abends.

Nothing.

Wenn auch morgen nichts kommt, ist die Sache aus, *pour de bon.*

Ich bin schon getröstet.

Zwar stand in meinem Vertragsentwurf, die Zeitung müsse in allen Teilen ehrlich und anständig geleitet sein — aber vielleicht hätte man doch später einen Druck im Sinne kapitalistischer Ausbeutung, großindustriellen Volkswuchers auf mich ausgeübt. Ich hätte mich fügen oder gehen müssen — in aller Selbständigkeit, auch als mein eigener Chefredakteur.

Schließlich habe ich in diesen Verhandlungen nicht mehr versäumt als die sonst für meine Privatarbeiten freien Stunden der letzten Tage. Und gekostet hat es mich nur ein paar Fiaker.

Allerdings wäre es die geistreichste Kombination meines Lebens gewesen, mir von christlichen Großkapitalisten unter dem wohlwollenden Auge der österreichischen Regierung ein Blatt fundieren zu lassen, in welchem ich für ganz hohe Gedanken mit Macht hätte arbeiten können.

Interessant wäre nur noch zu wissen, woran die Sache gescheitert ist. Ob an der Entdeckung, daß ich ein Zionist bin?

Nachdem ich noch dies werde eingetragen haben, ist der Zwischenfall für mich und mein Tagebuch erledigt.

Wer weiß, wozu es gut war?

26. Januar, abends.

Niente!

26. Januar.

Von C... ein alberner Brief: ich solle garantieren, daß kein „tollé général" in Europa entstünde, wenn der Sultan mich empfinge.

Ich antworte: sie sollen mir die Audienz verschaffen und das übrige Allah überlassen und den Audienzbakschisch einstecken.

27. Januar.

Heute hatte ich einen fruchtbaren Morgen zwischen dunkel und hell. Ich stellte mir den Aktionsplan für die nächsten 14 Tage fest. Übermorgen zeige ich Koerber und Auersperg meine Abreise nach Paris am 2. Februar an, ersuche Koerber, mich, wenn möglich, noch

vorher zu empfangen. Ich weiß auch schon alles, was ich ihm sagen werde.

Jedenfalls will ich mit der Warterei und Marterei ein Ende machen. Ist die Zeitungssache negativ erledigt, will ich in Paris Reitlinger und Edmund Rotschild sprechen.

Für London lasse ich mir bereits ein Diner mit Lord Rothschild bei Seligmann managen. Dort werde ich die Züge einer jüdischen Finanzpolitik *entre la poire et le fromage* entwerfen.

Ferner lasse ich mir ein Bankett mit den zionistischen M. P. s. von Cowen Greenberg managen.

Ferner werde ich in der Bank Ordnung machen und vielleicht ein Mass-Meeting benützen, um die Aufnahme der Bankgeschäftstätigkeit anzukündigen.

28. Januar.

Heute war der urkomische „Generalkonsul“ F . . . „von D . . .“ bei mir und brachte Briefe C . . .s, der jetzt einen Monatsgehalt von 1000—2000 Francs wünscht. Ich sagte D . . ., C . . . solle sich lieber nicht auslachen lassen. Bevor er mir die Audienz beim Sultan verschafft habe, sei ich überhaupt für nichts mehr zu haben. Nach der Audienz werde es wohl keine Schwierigkeiten bereiten, C . . . mit 1000 bis 1500 Francs monatlich als Korrespondenten anzustellen.

29. Januar.

Nach welcher *jactatio in alto,* von Tag zu Tag, von früh bis abends, schreibe ich endlich diese beiden Briefe:

An Koerber.

Ew. Exzellenz!

In den ersten Tagen des Februar beabsichtige ich, auf etwa vierzehn Tage zu verreisen. Meine nächste

Adresse wird sein: Hôtel Chatham, rue Daunou, Paris. Ich würde meine Abreise von Wien nur in dem Falle verschieben, wenn etwas Wichtiges vorläge. Dies scheint aber jetzt nicht der Fall zu sein.

In aufrichtiger Verehrung

Ew. Exzellenz ganz ergebener

Th. H.

An Auersperg.

Hochgeehrter Herr Graf!

In den ersten Tagen des Februar will ich auf ungefähr vierzehn Tage verreisen, zunächst nach Paris. Sollten die Herren, mit denen wir gesprochen haben, mich noch vor meiner Abreise zu sehen wünschen, so müßte es in dieser Woche sein.

Mit ausgezeichneter Hochachtung, Herr Graf,

bin ich Ihr ganz ergebener

Th. H.

30. Januar.

Drei Monate aus meinem Leben gerissen, stückweise, in *great expectations*.

Zuerst der Kerl C..., der mich herumlockte, dann die Kerls von der Großindustrie mit ihrer Zeitung. Mittlerweile habe ich meinen Roman liegen lassen, der immer schlechter und lustloser wird, je länger er liegt.

Nun muß ich nach London, werde erst in drei Wochen wieder am Schreibtisch sitzen können.

Der Wind saust durch die Stoppeln. Ich fühle meinen Herbst kommen. Ich laufe Gefahr, kein Werk der Welt und kein Vermögen meinen Kindern zu hinterlassen.

Es wäre lächerlich, zwei Tage vor der Abreise den Roman wieder vorzunehmen. Aber ich gebe mir mein Ehrenwort, daß es gleich nach der Rückkehr geschieht.

31. Januar, abends.

Bis jetzt habe ich eigentlich noch geglaubt, daß etwas aus der Zeitungssache werden würde. Nachdem ich nun bis zur Stunde kein Lebenszeichen erhielt — Donnerstag abends — und ich mich nur bis Ende dieser Woche zur Verfügung gestellt hatte, ist an der negativen Beendigung nicht mehr zu zweifeln.

Ich fühle davon ein Unbehagen.

4. Februar, Paris.

Bis zum letzten Augenblick vor meiner Abreise hoffte ich, eine Nachricht in der Zeitungssache zu bekommen.

Nichts. *Mort et enterré.*

4. Februar, Paris.

Durch den größten aller Zufälle kam ich im Orient-Expreß gestern auf eine neue Fährte. Eine nette Pariserin, die mit ihrem Geplauder aus allen Mitreisenden eine Gesellschaft machte, war schuld, daß ich mit einem gut Redenden mich tiefer einließ. Es war ein gewesener Inspektor der Banque Ottomane, der jetzt als Direktor einer Goldmine nach Kalifornien geht. Ich ließ mir von ihm, was er wußte, aus der Türkei und deren Finanzen erzählen. Ich erfuhr, daß die Dette Publique gleich der Banque Ottomane in den Händen der protestantischen Pariser (auch Londoner) Haute Banque sei: Mallet, Hottinguer, Pillet-Will usw.

Darauf baute ich in den schlaflosen Nachtmorgenstunden einen neuen Plan.

Falls Lord Rothschild, wie mir Cowen meldet, mit mir nicht zusammenkommen will, werde ich versuchen, durch Reitlinger von der Ottoman-Gruppe eine Option auf deren türkisches Guthaben zu bekommen. Diese Gruppe wird vielleicht froh sein, mit einem Gewinn von

50—60 Millionen Francs aus der Türkei herauszugehen, und uns als Gegenwert des Charters ihre Papiere zu überlassen.

Ich gehe jetzt zu Reitlinger.

5. Februar, Paris.

Mit Reitlinger gesprochen. Er hat die Idee, die Ottomangruppe auszukaufen, sehr gut gefunden.

Ich entwickelte ihm den Plan, von der Ottomangruppe eine Option auf ihren Besitz türkischer Papiere zu erwerben. Mit dieser Option in Händen, könnten wir vom Sultan den Charter gegen Auslieferung der Dette Publique verlangen.

Reitlinger meint aber, man müßte der Ottomangruppe eine Garantie von mindestens 50 Millionen Francs geben, und dazu wäre die Bildung eines großen Syndikats nötig.

9. Februar, London.

Gestern abends angekommen.

Cowen, Greenberg erwarteten mich an der Bahn, Wolffsohn, Katzenelsohn, Rosenbaum im Hotel.

Ich ließ S... zu mir bitten. Er kam. Zangwill kam von selbst.

Zuerst nahm ich S... beiseite, erklärte ihm den Dette-Publique-Plan. Er lachte mich aus, wenn ich glaube, Rothschild dafür zu gewinnen, mit dem er übrigens böse sei. Lord Rothschild habe keine fünf Millionen £ im Vermögen. Die Südafrikaner Wernher, Breit und dgl. seien reicher.

Dann besprach ich mit Zangwill Cowen den anderen Weg zu R. Zangwill möchte R's Cousine, Lady Battersea, ins Treffen führen, wozu ich meine Einwilligung gab.

9. *Februar.*

Zangwill gibt sich alle Mühe, gesellschaftliche Brükken zu Lord Rothschild für mich zu schlagen.

Ich soll zu Diners usw. gehen. Greenberg hat es ohne meine Einwilligung durch Asher Myers, den *editor* des Jewish Chronicle, versuchen wollen, der Lord R's Ratgeber in *Communal Matters* ist. Ich lehnte aber, als ich es erfuhr, diesen Weg ab, ...

. . . .

Da fiel mir heute morgens ein, daß ein Snobweg zu R. der über den König von England wäre.

Ich entschloß mich daher zu folgender Depesche an den Großherzog.

Sr. Königl. Hoheit Großherzog Friedrich von Baden.

Mit einer sehr großen Bitte wende ich mich an die altbewährte Gnade Ew. Kgl. Hoheit. Es wäre für die Sache, in deren Dienst ich meine schwachen Kräfte gestellt habe, vom höchsten Werte, wenn ich von Seiner Majestät dem Könige von England empfangen würde, wäre es auch nur auf eine Viertelstunde. In kurzen Worten möchte ich Seiner Majestät die unveränderten Grundzüge des Planes entwickeln, der Ew. Königl. Hoheit bekannt ist.

Mein ganzer Wunsch besteht darin, Sr. Majestät dem König die Sache ankündigen zu dürfen, und ich will sein Allerhöchstes Wohlwollen dafür erbitten, nicht mehr und nicht weniger. Im englischen Parlament sind einige dreißig Abgeordnete aller Parteien unserer Sache zugetan und wollen sie gelegentlich zur Diskussion stellen. In englischen Kirchenkreisen hatten wir das Glück, wertvolle Sympathien zu gewinnen. Dies und nicht mehr möchte ich Sr. Majestät sagen.

Meine ehrfurchtsvolle Bitte geht nun dahin, daß Ew. Kgl. Hoheit geruhen wolle, mich, wenn es möglich ist, bei Sr. Majestät auf telegraphischem Wege so einzuführen, daß ich in den nächsten Tagen in Audienz empfangen werde. Ich kann nur bis Donnerstag oder Freitag hierbleiben. In tiefster Ehrfurcht und innigster Dankbarkeit Ew. Königl. Hoheit treu ergebener

Dr. Th. H., Hotel Cecil.

London, 13. Februar.

Einige unlustige Tage, mit stellenweise trübsinnigen Stunden. Ich unterließ es, diese Stimmungen einzutragen.

Von Karlsruhe kam diese Depesche:

Großherzog beauftragt mich, Ihnen mitzuteilen, daß Höchstdieselben bedauern, erbetene Empfehlung in gewünschter Weise bei politischer Bedeutung Ihrer Angelegenheit nicht geben zu können. Babo.

* * *

Ich hatte eigentlich nicht einmal stark gewünscht, vom König empfangen zu werden.

Mehr als dieses Refus drückte mich das Feuilleton, das ich seit Paris von Tag zu Tag über „*M'amour* im Palais Royal" schreiben wollte und wegen fortwährender Störungen nicht vollenden konnte. Dieses Feuilleton sollte mein Ausbleiben von der N. Fr. Pr. entschuldigen, denn meine Abwesenheit ist irregulär, und ich kann doch einmal meinen Posten auf so einer Reise verlieren.

Bis mir der Gedanke kam, meinen guten Vater zu bitten — vorgestern — zu Benedikt zu gehen und ihn

zu fragen, was die N. Fr. Pr. kostet. Durch die Frage von hier aus ist die Spur abgelenkt.

Heute abend kam die Antwort meines Papas, daß B. die Sache mit Bacher besprechen wolle.

Er wird offenbar nein sagen, aber nicht mehr wagen, mir wegen meines Ausbleibens Vorwürfe zu machen.

* * *

Die Unterredung mit Rothschild ist von ihm refüsiert worden. Zangwill, der jetzt sehr nett geworden und ein ganzer Zionist ist, brachte mich gestern mit Lord Rothschilds Cousine, Lady Battersea, zusammen. Sie wartete in Zangwills Wohnung auf mich. Eine charmante alte Frau, gütig, lieb, fein. Ich erklärte ihr alles. ich hielt ihr meine alte Rede an die Rothschilds. Sie war gewonnen und ging sofort zu Lady R. Die Zusammenkunft sollte heute bei Lady Battersea stattfinden.

Heute mittag kam aber Zangwills Depesche:

She (Lady Battersea) wires following three words „quite unsuccessful, alas". Zangwill.

Gleichzeitig kam von Alex Marmorek ein Brief, daß Edmund Rothschild nicht wünsche, mich zu sehen.

Maintenant c'est bien fini des Rothschild.

Eben habe ich im Hotel den schielenden Meyersohn von der J.C.A. gesehen — ich glaube, er war's. Es ist nicht unmöglich, daß er hier ist, um mich zu contrecarrieren, falls ich was unternehmen sollte.

Je suis leur bête noire.

Die Juden sind ein haderndes, zerklüftetes Volk. Im Eastend habe ich zwischen solchen Parteien Frieden gestiftet. Ich konnte es, weil sie mich als über sich ansehen.

Hader auch im Westend.

Lady Battersea beschwerte sich über Sir Francis' Kongreßreden. Die hat also die Familie Rothschild sich gemerkt. Sir Francis Montefiore wieder schickte mir heute ein Schmähbuch von Reeves über die Rothschilds, worin ein Passus über ihren Streit mit den Péreires besonders angemerkt war. Er hatte mir schon gestern, als er bei mir zum Luncheon war, empfohlen, eine Koalition gegen die R's mit Hilfe der Péreires zu machen, weil da ein alter Familienhaß bestehe.

* * *

Ich schreibe an Lady Battersea:

Sehr verehrte Lady!

Erlauben Sie mir, Ihnen vor meiner Abreise ein Wort des herzlichsten Dankes für Ihre Güte zu sagen. Sie konnten mir nicht weiter helfen, aber ich war dennoch von Ihnen entzückt. Einer Dame in Ihren Jahren darf ich es ja sagen. Um der Lady Battersea willen wird man einmal dem Hause Rothschild viel verzeihen. *Tout cela, c'est de l'histoire.*

Ihr Vetter und ich, wir sind zwei Zeiten, die einander nicht verstehen. Eher verstehe ich noch ihn, als er mich. So finde ich es ganz loyal, daß er mich gar nicht sehen will, da er entschlossen ist, nicht mitzutun. Es wäre weniger schön, wenn er Ausreden gebrauchte. Aber es ist sein Irrtum, daß er glaubt, sich nicht zu engagieren, wenn er sich ganz fernhält. Es gibt Ideen, denen man nicht entrinnen kann. Man engagiert sich, wenn man ja sagt, wenn man nein sagt und wenn man gar nichts sagt.

Ihr Vetter konnte ein großes Werk beschleunigen, das zu verhindern er zu schwach und zu arm ist. Nun

werden viele hunderttausend Menschen weiter seufzen, weiter weinen. Es sind darunter Männer und Frauen, die verzweifeln, Kinder, die verkommen.

Wir müssen eben weiter arbeiten, so gut wir können, und unsere erkannte Pflicht tun. Ich aber werde immer gern und dankbar Ihrer gedenken, Mylady.

In aufrichtiger Verehrung

Ihr ganz ergebener

Th. Herzl.

20. Februar, Wien.

Diesen Brief habe ich dann nach reiflicher Überlegung doch nicht abgeschickt.

Zangwill schrieb mir, daß Lady Battersea auch Lady Rothschild für uns gewonnen habe. Das muß vorläufig genügen.

Briefe und Depeschen, London, Februar 1901.

20. Februar, Wien.

Von C... kam gestern eine in Pera aufgegebene, also der türkischen Regierung bekanntgewordene Depesche, worin er mich um Erneuerung des Darlehensantrags vom November bittet, da die türkische Regierung wieder Geld brauche.

Ich antworte ihm sofort:

„Je ne ferai absolument rien, avant d'être appelé."

20. Februar.

Heute brachte mir der französische Sprachlehrer Bresse den spanischen Abbé Don Diego Lastras, der bei der hiesigen spanischen Botschaft tätig ist. Lastras braucht 3000 Fl. als Kaution für die Kongrua. Ich versprach ihm, nachzudenken, wie ich ihm diesen Betrag verschaffen könnte.

Ich denke, ich werde ihn in Rom irgendeinmal verwenden können. Ich hätte ihm das Geld sofort gegeben, wenn ich es gehabt hätte. Will aber sehen, daß ich es ihm verschaffe.

Lastras war Dominikaner und wurde Weltgeistlicher. Ich möchte gern auch einen katholischen Helfer haben.

25. Februar.

Wieder ein Communiqué der Politischen Korrespondenz über Einwanderungsverbot, aber mit interessanter Angabe, daß Italien dagegen.

Diese neue Schwierigkeit muß nach meinem alten Prinzip wieder zum Vorwärtskommen benützt werden. Ich schreibe Nordau, er möge parlamentarische Intervention in Frankreich und Italien, Cowen in England, Gottheil in Amerika hervorzurufen versuchen. Wenn diese Stimmen da sein werden, werde ich durch Vámbéry den Sultan aufmerksam machen lassen, daß er besser tue, sich mit uns und unserem Geld, als mit den Mächten, die ihm dasselbe gratis abfordern werden, auseinanderzusetzen.

Dies wird eventuell der Tenor des V. Kongresses sein, wir werden die Mächte auffordern, uns die Einwanderung zu verschaffen — alle Mächte! Ein gewaltiger Appell!

26. Februar.

Zwischen Nacht und Morgen ist mir eingefallen, wer die Interpellation in der französischen Kammer einbringen muß: Rouanet, von dem mir Leven 1895 in Salzburg erzählte, daß er Geld für seine Judenrede bekommen habe.

Ich instruiere heute Alex Marmorek, ohne ihm Rouanets Geheimnis zu sagen.

26. Februar.

Brief an Leopold Auersperg, worin ich meine Rückkunft anzeige.

1. März.

Gestern abend war Prof. Kellner bei uns. Er warf *en passant* eine Frage auf, die mich schon oft beschäftigt hat, und der ich nur wegen meiner Familie nicht näher trat: meine Übersiedlung nach London. Meine Frau schien nichts dagegen zu haben. Wenn ich noch meine Eltern dafür gewinnen kann, führe ich's durch.

Die Anregung arbeitete die ganze Nacht in mir nach. Ich sah schon alles in London: mein Haus am Regent's Park, die Wohnung meiner Eltern in der Nähe, das Kongreßbureau, die Redaktion der zwei „Welten", meinen Verkehr mit dem Eastend in wöchentlichen Artikeln der Jargon-„Welt" (Briefe an das Eastend: „Mein liebes Eastend — Euer Freund Th. H."), meine Inspektionen in der Kolonialbank, die durch meine Anwesenheit aufblüht — ein ganzes volles Leben.

Voraussetzung wäre, daß mir die N. Fr. Pr. den Londoner Korrespondentenposten mit Minimum £ 1000 jährlich und 5 bis 10 jährigen Vertrag gäbe. Aber vielleicht ist ihnen mein Scheiden von Wien so viel wert? *Situation à creuser!*

5. März.

Heute früh las ich zu meiner Überraschung, daß das Parlament nach fast vierjährigem Streik wieder zur Arbeit zurückkehren will. Koerbers sehr merkwürdiges Verdienst.

Ich schrieb ihm sofort:

Ew. Exzellenz

gratuliere ich zu dem kolossalen Erfolg, den man

Ihnen zwar, wie das bei uns in Österreich üblich ist, vergällen, schmälern und späterhin ableugnen wird, den aber doch kein anderer als Sie errungen hat. Ich würde empfehlen, eine Sammlung der Blätterstimmen aus dem letzten Halbjahr anlegen zu lassen, insbesondere aus dem letzten Monat, wo das als phantastische Unmöglichkeit hingestellt wird, was heute Tatsache ist, und die bezeichnendsten Aussprüche dem Kaiser zu unterbreiten. *Sa Majesté s'amusera.*

In ausgezeichneter Hochachtung

Ew. Exzellenz ganz ergebenster

Th. H.

6. März.

Koerber dankt auf einer Karte „wärmstens für die so freundlichen Worte" und „hofft auf eine baldige persönliche Begegnung". Der Faden ist also nicht ganz abgerissen.

14. März.

Gestern wurde ich zur Polizei gerufen, um Auskunft zu geben über den verstorbenen Russen Georg Taubin, der vor Jahr und Tag bei mir war, um mir sein Vermögen — ich glaube, er sprach einmal von 200 000 Fl. und einmal von 140 000 Rubeln — für die zionistische Bewegung zu vermachen. Ich sehe ihn noch und schilderte ihn dem Kommissär so, wie ich ihn sehe: Wie er zuerst vom Bruder des Dr. Brod begleitet zu mir ins Cottage kam und vernünftig, ja edel sprach. Wie ich einige Zeit später, auf Wunsch meiner Freunde, seinen Besuch erwiderte und ihn in sonderbarem Aufzug betrunken oder geistesgestört fand. Auch bei diesem Besuch erklärte er, mir eine Geldzuwendung für jüdische

Zwecke machen zu wollen. Ich weiß nicht mehr, ob er an diesem zweiten oder am ersten Tage von den 200000 Gulden sprach. Die Ziffer ist mir geblieben, Kronen können es damals nicht gewesen sein. (Der Polizeirat sprach vom Nachlaß pr. 600000 Kronen.) Und wie ich dann wegging, Taubin versprechend, ich würde ihn wieder besuchen und ihm Nachricht geben. Was ich aber nicht tat, weil ich von einem Gestörten kein Geld annehmen wollte. Ich sagte den Freunden auch, daß ich die Sache fallen lasse, weil ich solches Geld nicht wolle.

Dann sah ich Taubin noch einmal bei einem Studentenkommers im Bayrischen Hof, wo er mit dem Blick des geprügelten Hundes um mich herumschlich, aber nicht an mich heranzukommen wagte, sichtlich weil er sich seiner damaligen Trunkenheit schämte.

Das von mir verschmähte Erbe hat der Bankier Vogl — aus reicher antizionistischer Familie! — ergaunert.

14. März.

Ich bin jetzt eifrig an „Altneuland".

Die Erfolghoffnungen im Praktischen sind zerflossen. Mein Leben ist jetzt kein Roman. So ist der Roman mein Leben.

16. März.

Brief von C..., der mich zu irgendeiner Finanzintrige haben will. Abgelehnt.

18. März.

Die Affäre Taubin ist wieder von den Toten aufgestanden — der Russe Taubin, der mir sein Geld vermachen wollte — und steht jetzt in den Blättern, weil der Bankier Vogl einen Erbbetrug gemacht hat.

Manche Leute bewundern mich, weil ich mich von 200000 Fl. nicht blenden ließ. Andere erklären sich die Sache damit, daß ich Taubin nicht für so reich gehalten habe. Diesen Lumpenstandpunkt nimmt das Neue Wiener Tagblatt (W. S...) ein. Ich schrieb S... gestern einen indignierten Brief.

Kurios ist, wie sich immer die *pares* zusammenfinden. Die Geldjuden, als deren Vertreter der Vogl anzusehen ist, sind heimlich über mich empört, 1. weil ich ein Exempel der Haltung vor dem Gelde gegeben habe, 2. weil manifest wird, daß ich anders bin als sie.

In den Polemiken wird jetzt logischerweise mehr der irrsinnige Charakter des Zionismus betont, während es eine Zeitlang üblich war, mich im Zusammenhang mit der Kolonialbank als Hochstapler und Beutelschneider zu markieren.

18. März.

Vorgestern abend ging ich zu Kremenezky, fand Seidener dort. Wovon sprachen wir natürlich? *Palestine Exploration.*

Seidener sagte, eine der ersten Sachen, die er dereinst in Palästina machen wolle, sei eine Kalksandziegelei nach dem erst seit zwei Jahren bekannten System.

„Wieviel Geld braucht man dazu?“ fragte ich.

„200000 Francs!“

„Ich werde sie Ihnen verschaffen. Am 29. ds. ist hier Boardmeeting. Ich werde die Sache vorbringen. Gleichzeitig mit Errichtung der Bankfiliale in Jaffa soll diese Ziegelei erstehen.“

Dabei kam mir noch eine zweite Idee. Wir werden diese Ziegelei als österreichische oder deutsche ano-

nyme Aktiengesellschaft gründen. So haben wir den Schutz dieser Mächte. Die Aktien nimmt unsre Bank vorläufig ins Portefeuille.

Ich glaube, dieser Moment war wieder ein Wendepunkt der Bewegung. Wir treten ins Praktische hinaus.

Die türkische Regierung kann die Einwanderung von Kolonisten verbieten, aber nicht die Etablierung einer deutschen, französischen oder österreichischen Industrie.

Vielleicht rufe ich den Bildhauer Beer zu der Sache.

19. März.

Brief von Nordau über negatives Resultat beim Abg. Bérard, der über türkische Einwanderungsschwierigkeiten in Palästina interpellieren sollte. Bérard will aber Nordau mit Minister des Äußeren Delcassé zusammenführen, was Nordau als zwecklos ablehnte.

Ich schreibe Nordau, er möge auf Rouanet zurückgreifen und Delcassé sich in der Reserve halten.

* * *

Brief von C., der von einer mit Krupp angebandelten Anleihe per drei Millionen L faselt. Er habe dem Sultan warnend geschrieben, S. M. möge doch kein so schlechtes Geschäft machen, sondern mich lieber rufen.

21. März.

Frühlingsanfang.

Gestern war ein kurioser, ich glaube wichtiger Tag. Lewontin, der Bankdirektor, den ich aus Rußland hatte kommen lassen, entwickelte mir, Wolffsohn, Kremenezky, Marmorek, Kokesch, seinen Plan, die Aktien der Jaffa-Jerusalem-Bahn nebst Zubehör abzukaufen.

Die Idee fand ich prachtvoll. In Lewontin habe ich vielleicht den langgesuchten Bankmann gefunden.

Ich akzeptierte diesen Plan und schicke ihn heute nach Paris, wo der Palästinenser Navon, der Verkäufer der Bahnaktien, wohnt.

Lewontin wird nächste Woche wieder hier sein. Dann geht er als Submanager des Trust nach London. Dort bleibt er bis zum Herbst, um die Kolonialbank in Ordnung zu bringen. Dann schicken wir ihn nach Jaffa als Leiter unserer Filiale.

Es soll aber äußerlich keine Filiale sein, sondern eine selbständige Bank mit dem Sitz in Deutschland, Köln.

Ich ließ gestern durch Marmorek an Bodenheimer schreiben, er möge sofort die Statuten usw. der Bank für Jerusalem und Jaffa machen. Aktienkapital 500000 Mark mit 50 % Einzahlung. Die Aktien übernimmt der Trust und legt sie ins Portefeuille, um später bei eintretendem Ertrag die Minorität abzugeben.

Die Majorität der Jaffabahn wie aller Unternehmungen wird immer im Besitze des Trust bleiben müssen.

Nächste Woche rufe ich Beer, der zur Errichtung der Zement- und Ziegelfabrik nach Palästina soll.

Auch ist gestern in mir die Idee aufgeblitzt, eine Mittelmeer-Schiffsgesellschaft zu kaufen, nämlich eine schlechtgehende, deren Majorität billig zu haben ist, und die wir dann sanieren. Die „Adria" in Fiume würde sich dazu eignen, wie ich bei flüchtigem Blick ins Börsenbuch sehe.

Lewontin hat auch die Idee, unsere Jaffabank zur Einkassiererin der Steuern und Zölle in Palästina für die türkische Regierung zu machen.

21. März.

Von C . . . ein Brief mit Einlage eines türkischen Briefes, den er in unserem Interesse an den Sultan geschrieben haben will.

Ich schicke diesen türkischen Schwindel an Vámbéry zur Übersetzung, frage ihn zugleich, ob er bereit, nach Konstantinopel zu fahren.

24. März.

Gestern entschloß ich mich zwischen Tau und Tag, mit Benedikt über meine Transferierung nach London zu reden.

Tagsüber schrieb ich ein Feuilleton „Über- und Unterbrettl", dabei vielfach zerstreut durch den neuen *Adventurer*sgedanken.

Abends schickte ich das Manuskript mit meinem Gärtner in die Redaktion. Dann rief ich Benedikt ans Telephon und verlangte ein Rendezvous für heute oder morgen vormittag zur Besprechung einer Sache.

Sofort hörte ich aus dem Telephon die Aufregung seiner Stimme. Ich solle doch gleich sagen, um was es sich handle. Ich weigerte mich. Er wurde dringender, wie jemand, der sich fürchtet, er werde bis dahin nicht schlafen können. Ich mußte ins Telephon hineinlachen, blieb aber bei meiner Weigerung. Wir werden aber erst übermorgen, Dienstag nachmittag, reden können.

25. März.

Die „Aktionsfähigkeit der Bank" seit Jahr und Tag das ungelöste Problem.

Mir ist folgende Idee gekommen, die ich schon einigemal streifte und gestern endlich Wolffsohn und Rosenbaum begreiflich machte. Es gibt jetzt 317000 gezeichnete und angezahlte Shares, worauf aber erst etwa

£ 200000 bar bezahlt sind. Ich meine nun, daß man einen Bankier oder eine Gruppe finden müßte, die auf die mit 40 % angezahlten Shares den Rest von 60 % bar einzahlen müßten, wofür sie die vollen Shares als Pfand und eine Garantie sowie eine Provision von uns bekämen. Wolffsohn war gleich dafür, Rosenbaum hielt es für unmöglich, solch einen Bankier zu finden.

25. März.

Ich schreibe an C..., Vámbéry sei bereit, zum Sultan zu kommen, wenn er gerufen werde. So hatte mir Vámbéry vorgestern geschrieben. Den türkischen Brief Taptschi C...s an Sultan hält er für möglichen Mumpitz.

27. März.

Gestern war Benedikt schon fort, als ich in die Redaktion kam. Es schien mir, als wäre er mir ausgewichen. Und so war es in der Tat. Denn als wir uns heute sahen, blickte er scheu, und als ich ihm sagte, ich wolle jetzt mit ihm reden, sprang er ordentlich zurück. „Nein, nein," wehrte er sich, „nicht mit mir allein. Wenn Sie uns etwas Redaktionelles zu sagen haben, sagen Sie mir es im Beisein Bachers. Wir haben dann immer Differenzen, Sie wollen etwas anderes herausgehört haben. Da ist es am besten, Bacher ist Zeuge."

Ich ließ mich dennoch nicht abhalten und sagte es ihm: daß ich eventuell nach London ginge.

Er nahm es mit gemischten Gefühlen auf: Freude und Bedauern. Sie könnten mich hier nicht entbehren, den Feuilletonredakteur nicht und noch weniger den Wiener Feuilletonisten. Er sähe geradezu keinen möglichen Ersatz. Aber wenn ich darauf bestünde — wür-

den sie mir eben meinen Willen tun, wie sie mir ihn taten, als ich von Paris herkommen wollte. Wenn sie die Wahl hätten, mich ganz zu verlieren oder nach London zu schicken, würden sie natürlich das letztere tun, denn die Marke Herzl dürfe der Neuen Freien Presse nicht verloren gehen. Kurz, die äußersten Komplimente. Wir zwei in diesem Zimmer — er und ich — seien das Beste, was der Wiener Journalismus hervorgebracht habe. Für uns gebe es keinen Ersatz. Und eigentlich sei ich zu fein für einen Korrespondenten *et autres balivernes*. Aber wenn ich darauf bestehe, geschieht es.

Bleibt offenbar die Geldfrage. Daran kann es sich spießen.

Wir schieden als Freunde. Er war wirklich liebenswürdig.

27. März.

Von C... ein Mumpitzbrief. Ich möge ihm schreiben, die Zionisten würden eine Wucheranleihe, die der Sultan bei Krupp aufnehmen will, bekämpfen. *Pas si bête*. Ich sitze ihm natürlich nicht auf, antworte gar nicht. Denn mit meinem Briefe würde er Chantagen und Betrügereien machen.

28. März.

Aus dem Gespräch mit Benedikt einzutragen vergessen. Er fragte mich, für wie lange ich nach London gehen wolle. Ich sagte: „Für immer! Es wäre denn, daß Sie mich als Mitherausgeber der Neuen Freien Presse nach Wien zurückriefen."

Das lehnte er mit Händen und Augen ab.

Aber ein Gutes erwarte er von meiner Londoner Zeit:

daß ich den Zionismus aufgeben und nach ein paar Jahren als anderer Mensch zurückkommen würde.

Ich antwortete: „Was fällt Ihnen ein? Ich werde den Zionismus nie aufgeben."

Daß ich gerade wegen des Zionismus nach London gehe, erriet er nicht und sagte ich ihm nicht.

2. April.

Die ganze Londoner Sache ist am nächsten Tag zusammengestürzt, weil ich meinen Eltern davon sprach und diese in größte Aufregung darüber gerieten. Sie wollen um keinen Preis mitgehen. Wenn ich sie nicht noch auf klügere Weise überrede, muß ich den ganzen Plan aufgeben.

. . . .

4. April.

Vámbéry schreibt mir, wer seine Freunde bei Cohn sind, (Verlangen C...s) und ruft mich nach Pest.

11. April.

Gestern war ich in Pest bei Vámbéry.

Er selbst machte mir den Antrag, er wolle jetzt zum Sultan fahren, weil er nach neuesten Berichten jetzt hoch in der Gunst stehe. Sultan dürfte wünschen, daß Vámbéry eine gute Beziehung zu Eduard VII. herstelle, dessen Freund V. ist. Bei dieser Gelegenheit will V. dem Sultan sagen, er möge mich kommen lassen, ich könnte ihm vielfache Dienste leisten. V. will dem Sultan sagen: „Du kannst den Herzl ja foppen. Sei mit ihm freundlich, damit engagierst du dich noch gar nicht."

Ich erwähnte V. gegenüber, daß ich eventuell eine Kombination mit dem Rückkauf der türkischen Schuld einleiten könnte usw.

Kurz, V. fährt nächste Woche.

. . . .

11. April.

Soeben einen höchst kuriosen Brief von C . . . erhalten: ich möge Vámbéry fragen, was in dem Briefpaket war, das er dieser Tage von Yildiz Kiosk via Minister des Auswärtigen erhielt. Und ob darin etwas sei, was unsere schwebenden Verhandlungen betreffe. Die Stilisierung von C . . .s Brief ist merkwürdig: als ob er wüßte, daß etwas mich Interessierendes in dem Paket war. Wenn das richtig ist, würde Vámbérys Entschluß, nach Konstantinopel zu reisen, vielleicht ernstere Hintergründe haben, als ich glaubte und er mir sagte. Dann hatte seine Bonhomie einen doppelten Boden: er weiß schon, daß mich der Sultan sehen will, und finassiert nur mit mir. *C'est ce que nous verrons.*

. . . .

14. April.

Brief an Graf Leopold Auersperg.

Hochverehrter Herr Graf!

Darf ich Sie noch um eine große Gefälligkeit bitten? Ich übergab Ihnen seinerzeit einen von meiner Hand geschriebenen Vertragsentwurf, den man vergessen hat, mir zurückzustellen. Ich wäre Ihnen ungemein dankbar, wenn Sie mir dieses Schriftstück senden wollten.

Ich verbleibe mit ausgezeichneter Hochachtung, Herr Graf,

Ihr ganz ergebener

Th. H.

14. April.

Vámbéry schreibt, er fahre heute oder Dienstag nach Konstantinopel.

. . . .

15. April.

Die Organisation der Bank, die die „Fachleute" seit zwei Jahren verschlafen, beschäftigt mich jetzt. *Gam su letauwo!* Der Zeitverlust war nötig. Ich habe inzwischen administrieren und leiten gelernt. In Lewontin hoffe ich endlich das geeignete Instrument für die Bankorganisation gefunden zu haben. Ich schreibe ihm:

Lieber Herr Lewontin!

Ihre Meldungen über den rascheren Geschäftsgang befriedigen mich. Bieten Sie nur all Ihren Scharfsinn und Ihre Tatkraft auf, damit wir die Kolonialbank bis Mitte Juli, bis zum Kongreß, vollkommen aktionsfähig fix und fertig haben.

Dann habe ich mit Ihnen noch Größeres vor, als wir hier besprachen. Ich würde Ihnen nämlich einen noch wichtigeren Posten anvertrauen, und zwar in Rußland, wenn Sie sich bis Juli nicht nur bewähren, sondern auszeichnen.

Ich habe den Plan, eine internationale Kreditorganisation zu schaffen, mit dem Sitz in Rußland. Hier in wenigen Strichen dieser Plan.

Die „Internationale Kreditbank" (wenn diese Firma nicht schon existiert) wird mit einer Million Rubel Aktienkapital in Moskau, Petersburg oder Odessa (am liebsten wäre mir Odessa, wenn der Platz die finanztechnische Eignung hat) gegründet. Die Majorität der Aktien nimmt die Jüdische Kolonialbank, also z. B. 550000 oder 600000.

Den Rest des Kapitals überlassen wir entweder solchen Financiers, deren Namen wir im Verwaltungsrat brauchen, z. B. Poljakow, Brodsky, Poznansky; oder wir legen ihn zur öffentlichen Subskription auf.

Die Internationale Kreditbank errichtet Filialen in allen wichtigen russischen Städten, aber auch in Berlin, Wien, Konstantinopel, New-York usw., wo wir Interessen und eine mögliche Klientel haben. Hauptsache das Devisengeschäft, namentlich mit London, wo unsere Kolonialbank zu beziehen ist. Die Sicherheit der Kreditgewährung wäre vielleicht nach dem System Columbia (m e i n e s P a p a s), das Sie studiert haben, überall zu bewirken.

Die Direktion der Internationalen Kreditbank würde ich Ihnen übertragen.

Wenn Sie mich verstanden haben, so arbeiten Sie mir ehestens ein vollständiges Gründungsprogramm aus, das ich dann dem Aufsichtsrat und Direktorium vorlegen und durchsetzen würde.

Die Internationale Kreditbank sollte noch im Herbst dieses Jahres ins Leben treten.

Sprechen Sie vorläufig mit n i e m a n d e m über diese Sache und berichten Sie mir.

(Ferner frage ich ihn, ob er Inhabersharesformulare in genügender Menge [100 000 Stück] in Vorrat hat für den Fall plötzlicher Massenbestellung, wobei ich an Konstantinopel denke.)

Mit den besten Grüßen

Ihr Herzl.

15. April.

C . . . meldet, daß das *lettre-paquet* an Vámbéry einen Orden für die Frau des Redakteurs des Pester Lloyd enthielt.

17. April.

Heute wieder an Koerber geschrieben (um den Faden wieder aufzunehmen), ich möchte mit ihm sprechen. Er ließ mir sagen, ich möge morgen früh kommen.

. . . .

18. April.

Heute bei Koerber gewesen. Er hatte heute Parlamentseröffnung; darum ritt ich nur eine kurze, scharfe Attacke. Ich sagte ihm, was ich vorgestern von einem Mitarbeiter des Neuen Wiener Tagblatts gehört hatte: daß für den Herbst ein scharfoppositionelles Bourgeoisblatt geplant werde. Dann dürfte auch die N. Fr. Pr. ihre jetzt regierungsfreundlliche Haltung ändern, um sich den Oppositionswind nicht aus den Segeln nehmen zu lassen. Wenn unsere Freunde vom Januar also noch an das Blatt dächten, müßte es jetzt gemacht werden, sonst sei es in absehbarer Zeit überhaupt nicht zu machen. Eine Zuckerfabrik baut man auch nicht, wenn eben eine andere entsteht. Und er könne eventuell im Herbst vor einer recht unangenehmen journalistischen Situation stehen.

Er sagte kein Wort und saß im Schatten, aber ich glaube, daß er vollkommen verstand. Er sagte mir dann, ich möge zum Grafen Auersperg gehen, was ich ablehnte, mit der Begründung, daß Graf A. mir meinen letzten Brief nicht beantwortet habe. Mir war es lieber, daß er sich seinen Ministerialrat rufen ließ, als wenn ich diesen um etwas hätte bitten müssen. Er gab auch sofort dem Türsteher Auftrag, den Grafen zu rufen, und der Befehl eilte mit wachsender Stärke durch das Ministerium, wie ich später bemerkte.

Wir sprachen noch über den Zwischenfall des Erz-

herzogs Ferdinand mit dem Katholischen Schulverein. Ich erlaubte mir, dieses erzherzogliche Hervortreten als recht unvorsichtig und überflüssig zu bezeichnen. Er war ganz meiner Ansicht. Auch pflichtete er mir bei, als ich sagte, daß diese Sache offenbar vor dem Parlamentsbeginn arrangiert worden sei, um ihm, Koerber, im Abgeordnetenhause Verlegenheiten zu bereiten.

Dann empfahl ich mich. Als ich im Vorzimmer ankam, riefen bereits die Diener einander zu: „Graf Auersperg soll gleich zu Sr. Exzellenz kommen.“

Eh bien, nous verrons.

22. April.

Vorgestern, Samstag, telephonierte ich an das Nationalkasino nach Budapest, ob Vámbéry zugegen sei. Der Diener sagte mir, er wäre Donnerstag zum letzten Male dagewesen und hätte gesagt, er reise nach Konstantinopel.

Ich war nach dieser Auskunft nicht einmal sicher, ob er überhaupt schon weggefahren sei.

Da wurde ich heute nachmittags in der Redaktion ans Telephon gerufen. D... sagte mir, er habe soeben einen Brief von C..., datiert vom 19. (also vom Freitag), erhalten, worin C... mitteilt, er habe soeben mit meinem *bácsi* gesprochen. Die Sache stehe gut. Vámbéry werde gleich zum Sultan gehen, und wenn ich eine Depesche erhielte, sollte ich es gleich D... anzeigen, der es dann C... telegraphieren werde. Für so gewiß stellte C...'s Brief meine Berufung hin, daß er mir schon das Hôtel Luxembourg oder Hôtel Khedivial zum Bewohnen empfahl, weil man dort ungestörter sei. Natürlich sind das aber Hotels, wo C... seine Spione hat.

Gleichzeitig fragte mich D..., ob ich wisse, zu welchem Zweck der Direktor T... von der Bodenkreditanstalt nach Konstantinopel gereist sei. Ich habe keine Ahnung, wozu; aber unangenehm ist es jedenfalls, denn T... hat erst unlängst in der Kultusgemeinde eine Rede gegen mich gehalten, wird mir also in Konstantinopel schaden, soviel er nur kann, wenn er die entfernteste Gelegenheit dazu hat.

Der erste Eindruck von D...s Mitteilung war günstig, weil C...s Brief die Sache so darstellt. Aber jetzt habe ich mir es klargemacht: die Sache steht offenbar nicht günstig. Am 19., also vor drei Tagen, konnte C...s Brief durch eine Depesche überholt sein, und bis zur Stunde ist sie nicht da. Ich ging sogleich zu Kremenezky, an den die Depesche adressiert werden soll — es war nichts gekommen.

Im ganzen will Vámbéry nur acht Tage in Konstantinopel verbringen, und davon sind schon drei Tage vergangen. Das bedeutet Schnee auf unsere Hoffnungen. Kommt noch T... mit Anleihen in der Tasche und schlechten Auskünften über mich hin, so sind wir überhaupt gefroren.

Das Experiment Vámbéry ist das ernsteste, das wir bisher gemacht haben; sein Scheitern darum auch die schwerste diplomatische Niederlage seit dem Oktober 1898, seit der Deutsche Kaiser gezwungen war, zum Rückzug zu blasen.

Die nächsten Tage haben wieder geschichtlichen Wert.
Aequam memento rebus in arduis servare mentem!

24. April.

Die „nächsten Tage" hatten gar keinen Wert. Ich bin nicht einmal Prophet auf 48 Stunden. Vom Kaiser der

Türkei ist nichts gekommen und nichts vom Großwesir von Österreich.

Das sind Tage, von denen es heißt: sie gefallen mir nicht.

Ein gutes Mittel dagegen ist: überhaupt nichts mehr erwarten. *Car rien n'arrive* etc.

Dabei ist zu konstatieren, daß es für mein persönliches Behagen besser ist, wenn von beiden Seiten nichts kommt. Meine jetzige persönliche Situation ist ganz angenehm; auf dem literarischen und gutbezahlten Posten in der N. Fr. Pr. habe ich ziemlich Ruhe, Ansehen, Speichellecker, Schmeichler usw.

Eine Reise in die Türkei könnte mich in ernste Gefahren, auch in Lebensgefahr bringen; daran ist kein Zweifel.

Und doch ist es mir eine Enttäuschung — in die ich mich *aequa mente* finde — daß nichts kommt.

25. April.

Nun ist der Schlußpunkt der neuen Zeitung gesetzt. Auersperg hat mir meinen Vertragsentwurf zurückgeschickt. *Requiescat!*

Unser Leben besteht aus gescheiterten Versuchen.

* * *

Nichts von Konstantinopel, nichts von Vámbéry.

* * *

Gestern war ich beim *five o' clock* der Suttner, zu Ehren d'Estournelles.

D'Estournelles ein angenehmer Franzose, der sich *le plus agréablement du monde* über seine eigene Schrulle, die Vereinigten Staaten von Europa herzustellen, lustig

macht. Wir waren, da er Dienste von der N. Fr. Pr. will, sogleich auf einem Fuß angenehmer Vertraulichkeit.

Zugegen war auch der italienische Botschafter Nigra, der mich nicht nur dem Namen nach kannte, sondern auch gestand — was bei diesen Leuten viel ist — mich vor zwei Jahren im Haag gesehen zu haben. Wir plauderten *a parte* von den übrigen, er schien mich zu bevorzugen, erzählte mir Pariser Erinnerungen vom Empire. U. a., er sei in der Sitzung des *Corps législatif* gewesen, in der der Minister Ollivier „d'un cœur léger" erklärte, in den Krieg zu ziehen.

Zugegen war auch der Landmarschall Baron Gudenus von Niederösterreich. Als er kam, sagten die Suttners: „Der Pepi!"

Der Pepi, ein hagerer, offiziersmäßig und nicht intelligent aussehender älterer Kavalier, begrüßte mich freundlich lächelnd, bevor er meinen Namen wußte. Dann wurde er schroff und kühl. Er kannte mich also auch, und zwar von der Gegenseite. Ich war nicht minder schroff und kühl als er.

25. April.

Ussischkin, Bernstein-Kohan usw., die ich für den 5. Mai hierher einlud, um sie von der Notwendigkeit der Kongreßabhaltung im Juli in London zu überzeugen, wollen erst am 16. Mai hier eintreffen und den Kongreß nicht um diese Zeit und nicht in London haben, sondern erst im Oktober anderswo. Diese Miseren erschöpfen mich. Ich beklage mich heute darüber bitter bei Mandelstamm. Das ist der alte „praktische" Chovevi-Zion-Geist, der sie immer zu Niederlagen führt. Jetzt vertrödeln sie die Zeit mit der Jca-

Zusammenkunft und der palästinensischen Arbeiterfrage, statt für Kongreß und Bank zu wirken.

2. Mai.

Heute bin ich einundvierzig Jahre alt.

„Der Wind saust durch die Stoppeln,
Ich muß meinen Schritt verdoppeln ...“

Sechs Jahre sind es bald, daß ich diese Bewegung begann, die mich alt, müde und arm gemacht hat.

* * *

Vorigen Sonntag den 28. April entschloß ich mich, als noch keinerlei Nachricht von Vámbéry da war, der nach meiner Berechnung schon in der Abreise sein mußte, das Glück abergläubisch zu forcieren. Ich wollte abwesend sein, wenn Vámbérys Ruf telegraphisch käme. Darum entschloß ich mich, die längst fällige Reise zur Aufnahme einer Sommerwohnung ins Salzkammergut schon Montag anzutreten. Wolffsohn, der hier war, riet mir aber, doch vorher an Vámbéry zu telegraphieren, ob ich mich auf zwei Tage absentieren könne.

Ich telegraphierte Sonntag nacht.

Montag vormittag kam Kremenezky, der vereinbarte Adressat, ziemlich freudestrahlend, da er von meiner Anfrage nichts wußte, und brachte mir diese Depesche von Pera:

„Pouvez vous partir? Venez jeudi à Budapest pour me voir. Schlesinger.“

Sein Irrtum, daß es sich beim *pouvoir partir* um Konstantinopel handle, war bald aufgeklärt.

Indessen kam noch am selben Tag eine zweite Depesche.

„Empêché de partir. Ne venez pas jeudi à Budapest.“

Ich fuhr also ἀκαχήμενος ἦτορ am Dienstag nach Aussee, nahm eine Sommerwohnung und fuhr gestern wieder zurück. Die 19 Stunden dieser Hin- und Herfahrt verkürzte mir Heß mit seinem „Rom und Jerusalem“, das ich 1898 in Jerusalem zum ersten Male zu lesen begonnen, aber in Drang und Hast dieser Jahre nie hatte ordentlich zu Ende lesen können. Nun ward ich von ihm entzückt und erhoben. Welch ein hoher edler Geist. Alles, was wir versuchten, steht schon bei ihm. Lästig nur das Hegelianische seiner Terminologie. Herrlich das Spinozistisch-Jüdische und Nationale. Seit Spinoza hat das Judentum keinen größeren Geist hervorgebracht als diesen vergessenen verblaßten Moses Heß!

Fiducit!

Als ich heimkehrte, fand ich zwei Briefe von C... vor.

Im ersten, ddo. 27. April, schreibt er, angeblich im Auftrage Vámbérys, daß dieser vom Sultan gebeten wurde, erst Montag abzureisen, und daß es schon bestimmt sei, daß mich der Sultan empfangen werde. Doch solle dies erst nach Vámbérys Abreise geschehen, und Vámbéry werde mir, sobald er nach Pest kommt, die Details der Abmachungen mitteilen. Zugleich erkundigt sich C..., ob meine früheren Versprechungen für den Fall der Audienz aufrecht bleiben.

Gleichzeitig fand ich noch einen zweiten Brief, ddo. 29. IV., vor, worin C... fragt, wer Herr Mayer sei, der jetzt in Konstantinopel weilte und die jüdische Kolonisation von Palästina betreibe, auch jemanden zum Vertreter Rothschilds machen wolle.

Ich weiß nicht, ob das des Londoner Rothschild Sekretär Mayer oder der Mayerson der Ica ist . . . . .

Zugleich meldet C... im zweiten Brief, daß Vám-

béry vom Sultan noch bis Ende dieser Woche — also bis gestern oder heute — zurückgehalten werde.

Ich verstehe die ganze Sache noch nicht. Warum soll ich erst nach V.s Abreise empfangen werden, da V. doch als bester Dolmetsch dienen sollte? Liegt da irgendein levantinischer Schwindel vor? Aber welcher? Da ich doch die Audienztrinkgelder erst nach der Audienz gebe. Natürlich schrieb ich gestern an C..., daß meine Zusagen sämtlich in Kraft sind. Im vorigen Jahre tat ich es *mea sponte*, als ich zuerst mit V. zu operieren versuchte. Ich hätte es wohl auch heuer tun sollen.

Einigermaßen bekräftigt wird ja die Sache durch V.s Aufforderung, ich solle nach Pest kommen. Ob es Mumpitz ist oder nicht, werden wir ja bald sehen, sobald V. zurück ist. Das müßte morgen oder übermorgen sein.

5. Mai.

Heute habe ich einen bösen Tag der *défaillance*. Von Ost und West kommen Krisenmeldungen meiner Leutnants.

Die Russen murren und wollen nicht wieder einen solchen inhaltslosen Londoner Kongreß wie im Vorjahr. Sie wollen nicht im Juli nach London. Ein Kongreß im Spätherbst in Basel hätte höchstens 80 Teilnehmer und würde den Niedergang der Bewegung dokumentieren. Ohne Kongreß aber kein Schekel, keine Betriebsmittel.

Krisenhaft schildert auch De Haas die Lage in England.

Die Bank wird nicht fertig.

Heute in der N. Fr. Pr. eine Depesche aus Rom, Interpellation de Balzo in der Kammer über Verbot jü-

discher Einwanderung in Palästina. Es geht daraus hervor, daß die türkische Regierung sich 1900 zweimal an die Mächte um Verhinderung der jüdischen Immigration wendete. Die Mächte gaben keine Antwort.

Das Schlimmste aber ist heute — das Steigen der türkischen Papiere an den Börsen. Offenbar der Coup, zu dessen Ausführung T . . ., der Gauner, nach Konstantinopel reiste. Und ich bin machtlos! Wenn ich heute wenigstens die Zeitung hätte, die ich mir im Jänner durch namenlose Dummheit verscherzte!

7. Mai.

Heute früh schickte mir Kokesch folgende gestern abend eingetroffene Depesche:

fr. Pera.

Dites Théodore se trouver Budapest demain soir.

C . . .

Ich reise also nachmittags nach Pest.

8. Mai, im Coupé von Pest nach Wien.

Als ich gestern abend in Vámbérys Wohnung kam, war er noch nicht angekommen. Seine Frau, sein Sohn und seine Schwiegertochter empfingen mich. Sie hatten zuerst aus meiner Depesche gestern früh erfahren, daß seine Ankunft bevorstehe. Nachmittags kam dann seine Depesche, er werde mit dem Orientexpreß eintreffen.

Wir hatten also fahrplanmäßig drei Stunden zu warten. Auf dem Bahnhof wurden es vier — mit der Stunde Verspätung.

Er kam um $^3/_4$ 1 an. Mit einem Donnerwetter von Schimpfworten stieg dieser großartige 70 jährige Mann aus dem Waggon. Die Bahnhalle dröhnte von seiner

Stimme, weil kein Träger zur Hand war. Sein Sohn und ich trugen ihm sein Gepäck bis an meinen Wagen.

Sohn und Schwiegertochter empfahlen sich. Er fuhr mit mir, da wir nur diese wenigen Minuten zur Besprechung hatten.

Jetzt schimpfte er auf den Sultan, der ihn fort und fort zurückgehalten habe.

Aber vorerst das Resultat: Der Sultan wird mich empfangen! Nicht als Zionisten, sondern als Chef der Juden und einflußreichen Journalisten.

„Als ich kam," erzählte Vámbéry, „empfing er mich mißtrauisch: Warum kommst du? — Ich sagte, daß ich vom König von England eingeladen sei: vielleicht habe er dem etwas zu bestellen. Zweitens erachte ich es für nötig, die öffentliche Meinung für ihn zu verbessern, darum solle er einen der angesehensten und einflußreichsten Journalisten (mich) empfangen. Sechsmal hat er mich wieder kommen lassen, bis er es mir zugestand. Der Kerl ist total verrückt und ein Räuber.

Das Neueste ist, daß er die ganze europäische Post beschlagnahmt hat. Einen Krieg, denkt er sich, werden sie ihm darum nicht machen.

Vom Zionismus dürfen Sie ihm nicht sprechen. Das ist eine Phantasmagorie. Jerusalem ist ihnen so heilig wie Mekka. Aber doch ist der Zionismus gut — gegen das Christentum.

Ich will, daß der Zionismus fortexistiert — darum habe ich Ihnen die Audienz verschafft — denn sonst hätten Sie nicht vor Ihren Kongreß hintreten können. Sie müssen Zeit gewinnen und den Zionismus fortfristen.

Solange ich dort war, wollte er Sie durchaus nicht empfangen. Es könnte zu Kombinationen Anlaß geben,

die ihm unbequem werden könnten. Als Dolmetsch wird Ibrahim Bey, der *introducteur des ambassadeurs*, dienen.

Ich werde Ihnen Briefe mitgeben an Tahsim Bey, den I. Sekretär, der mir ganz ergeben ist, und an meinen Vertrauensmann Wellisch, einen braven Juden.

In Geduld werden Sie sich aber fassen müssen. Es kann acht oder vierzehn Tage dauern, bis Sie vorkommen.“

An Vámbérys Haustor angelangt, küßten wir uns nochmals wiederholt, und ich versprach, übermorgen, also morgen Donnerstag abend um acht, wieder bei ihm zu sein, damit er mir die Instruktionen und Empfehlungsbriefe gebe.

Das Wichtigste habe ich vergessen. Ich fragte V., ob der Sultan eine persönliche Bemerkung über mich gemacht habe.

„Er kennt Ihren Namen gar nicht“, antwortete V.

Aber vielleicht war er nur ärgerlich über mich, weil er mir in den Sattel geholfen hatte, oder reisenervös.

Denn wie wäre das mit der früheren Angabe V.s zu reimen, daß die „Basler Konferenzen“ mir beim Sultan geschadet hätten. Entweder es hat mir etwas bei ihm geschadet, oder er kennt mich nicht!

Übrigens bin ich mit diesem Ergebnis hochzufrieden, vorausgesetzt, daß ich wenigstens eine Stunde mit dem Sultan reden kann. Dann verspreche ich ihm die Heilung seiner Übel und flöße ihm Vertrauen ein.

Wenn er mir jetzt schon Palästina verkaufen wollte, wäre ich ja in der größten Verlegenheit.

Ich will ja erst noch das Geld auftreiben.

Vorläufig brauche ich den Korb, den er mir geben wird. Diesen Korb werde ich dann füllen.

Geschlafen habe ich natürlich nicht viel nach dieser

Unterredung im Fiaker. Schon um fünf war ich wieder auf und machte mir mein Programm für die nächsten Tage.

Von Vámbéry war ich vor allem aufs Telegraphenamt gefahren und hatte Wolffsohn telegraphiert, er müsse morgen Donnerstag in Wien sein, weil wir zu Cohn fahren.

Kommt er nicht, so fahre ich nur mit Oskar Marmorek.

8. Mai, abends.

Auf dem Staatsbahnhof erwarteten mich Kokesch und Marmorek.

Ich fuhr mit Kokesch in die Stadt. Unterwegs erzählte ich ihm alles, und er warf die Frage auf, ob wir die £ 3000, die uns für die Erwirkung der Audienz von der Bank zur Verfügung stehen, auf so vage Aussichten hin verbrauchen dürfen. Ich antwortete, daß das A. C. darüber noch heute schlüssig werden müsse, und zwar würde ich von der ganzen Sache abstehen, wenn keine Stimmeneinhelligkeit vorläge.

In der Redaktion waren weder Bacher noch Benedikt mehr da, als ich kam. Ich erledigte meine Agenden, brachte meine Manuskripte in Ordnung und hatte fort und fort das Gefühl des „letzten Tages" — als ob ich nie mehr das schäbige Despotenstühlchen des Feuilletonredakteurs einnehmen sollte.

Ich habe mich entschlossen, keinen Urlaub zu verlangen, da ich doch unbedingt wegfahren muß, und brieflich Abschied zu nehmen. Dadurch erspare ich wenigstens den Nervenschock des letzten Zusammenstoßes.

Abends waren die Herren vom A. C. bei mir in meiner Wohnung, die gerade jetzt den furchtbaren Übersiedlungsrummel aufweist. Wir sollen in drei Tagen

in die neue Wohnung ziehen, und ich muß fort, meiner Frau diese großen kleinen Sorgen überlassen.

In der A. C.-Sitzung im Mansardenzimmer traf ich mit den Herren alle Dispositionen, die ich seit vielen Monaten überlege.

Versiegelte Ordres werden bei Alex, Cowen, Katzenelsohn hinterlegt, zu öffnen erst auf Kokeschs Signaldepesche. Bernstein Kohan wird ohne nähere Mitteilung von Paris hierherberufen.

Depeschenschlüssel und Instruktionen wurden abgefaßt.

Dann kam Sekretär Reich, der unter Ehrenwort ins teilweise Vertrauen gezogen wurde.

Wolffsohn telegraphierte, er könne schwer abkommen, ob es denn unerläßlich sei! Ich hätte ihm am liebsten geantwortet, er solle bleiben, wo er ist. Aber seine Mitreise kann der Banklancierung nützen, darum muß er mit. Ich forderte ihn nochmals dringend telegraphisch auf.

Dann assistierte ich dem Schlafengehen meiner teuren Kinder, die in goldener Ahnungslosigkeit, unberührt von Übersiedlungsmisere und von der großen schweren Fahrt ihres Vaters, ihre täglichen Abendscherze machten und glücklich einschliefen.

Dann war ich bei meinen Eltern, die jetzt auch übersiedeln. Mögen meine Alten in dieser neuen Wohnung keinen Kummer, nur Glück und Freuden erleben.

Daß diese Reise nicht ungefährlich ist, erzähle ich natürlich keinem. Die Pest in Konstantinopel macht mir weniger bange, als daß ich mich in die Gewalt eines halb irrsinnigen Sultans begebe, der eben erst die Räuberei an den europäischen Postämtern begangen hat.

* * *

Brief an Benedikt.

Verehrter Freund!

Vor Monatsfrist, als ich über meine Zukunft mit Ihnen sprach, rieten Sie mir, ein bißchen abzureisen, um in Ruhe und Entfernung über diese Dinge nachzudenken. Das Rezept, sagten Sie, hätte sich bei Ihnen immer bewährt. Man sehe dann klarer in sich und in die Verhältnisse hinein. Ich folge jetzt Ihrem freundlichen Rate und will auf zehn bis vierzehn Tage hinaus. Auf meinen Pfingstbeitrag können Sie natürlich bestimmt rechnen, auch wenn ich vorher nichts schicken sollte. Beiliegend der Schlüssel zu meinem Schreibtisch. Alles in gewohnter Ordnung.

Mit den besten Grüßen für Sie und Dr. Bacher

Ihr ganz ergebener

8. V. 1901. Herzl.

9. Mai.

Vor Tag aufgewacht, alle Dinge mit erfrischten Sinnen überlegt.

Die Hauptsache ist natürlich die Vorkehrung zur Dämpfung des Gegenknalls, den die Audienz, wenn sie zustande kommt, in Europa hervorrufen wird. Darum enthalten die versiegelten Ordres Weisungen für Nordau, zu Delcassé zu gehen, Katzenelsohn zu Schipjagin, Cowen-Francis Montefiore zu Earl. *(sic)* Lansdowne, und Hechler wird zum Großherzog geschickt. Nur für Rom wußte ich nichts. Über Nacht fiel mir ein: Gleichen-Rußwurm, der mir soeben einen Roman und ein Feuilleton androhte. Ich schreibe ihm jetzt:

Sehr verehrter Herr Baron!

Ihren freundlichen Brief erhalte ich knapp vor meiner Abreise. Ich gehe auf einige Tage nach Konstan-

tinopel. Während meiner Abwesenheit empfehle ich nicht, Manuskript zu senden; es geht leicht verloren. Schicken Sie es, bitte, erst, bis ich wieder da bin.

Sie könnten mir jetzt einen großen Gefallen tun, verehrtester Baron. Ich habe schon lange den Wunsch, Seiner Heiligkeit dem Papst und dem Kardinal Rampolla genaue Aufklärungen über die zionistische Bewegung zu geben, die sie möglicherweise nicht richtig kennen und vielleicht sogar unfreundlich beurteilen. Ich bin überzeugt, sie würden der Sache ihre Gunst schenken, wenn sie genau informiert wären. Ich wäre Ihnen unendlich dankbar, wenn Sie Papst und Kardinal, mit denen Sie ja gewiß verkehren, fragen wollten, ob ich darauf rechnen könnte, in Audienz empfangen zu werden, sobald ich nach Rom käme.

Ihre gütige Antwort bitte ich nicht an die Redaktion, sondern an meine Privatadresse: Wien-Währing, Haizingergasse 29, zu richten.

Und, nicht wahr, die ganze Sache bleibt in jedem Falle streng unter uns?

Mit den schönsten Empfehlungen

Ihr ganz ergebener

Th. Herzl.

* * *

Ich werde dieses Buch hier schließen, da ich es in das Land des Posträubers nicht mitnehmen kann.

Unterwegs beginne ich ein neues Buch.

Was wird es enthalten?

Pfingsten werden es sechs Jahre — nein, sechzig Jahre, — daß ich in die zionistische Bewegung eingetreten bin.

Anmerkungen

S. 3. Ahmet Mihdat Efendi, sehr bekannter türkischer Literat, der unter Abdul-Aziz und Abdul-Hamid zahlreiche Werke verfaßte und vor wenigen Jahren starb.

Sidney Whitman, englischer Schriftsteller und Journalist, der 1897—1898 die asiatische Türkei bereiste und zahlreiche Werke politischen und historischen Inhalts, besonders über deutsche und österreichische Geschichte schrieb; s. Bd. I, S. 561f.

Demeter Stourdza, 1895—1896, 1897—1899 und 1901 ff. rumänischer Ministerpräsident, einer der Führer des politischen Liberalismus in Rumänien; s. Bd. I, S. 589 f.

S. 4. Georg Ritter v. Schönerer, österreichischer Politiker und Abgeordneter (seit 1873), extremer Deutschnationaler und Antisemit, Führer der Alldeutschen und der Los-von-Rom-Bewegung. Die früher von ihm in Wien herausgegebene nationaldeutsch-antisemitische „Ostdeutsche Rundschau“ erscheint seit 1890.

S. 6. Fürst Friedrich v. Wrede, geb. 1870, österreichischer Romanschriftsteller, Verfasser des zuerst in dem zionistischen Zentralorgan „Die Welt“, Jg. 1898, abgedruckten Romans „Die Goldschilds“. Eifriger Förderer des Zionismus; vgl. seinen Aufsatz in der „Zukunft“ 1897. S. Bd. I, S. 593.

S. 9. Oedön Széchényi Pascha, geb. 1839, ungarischer Staatsmann, der nach der Türkei auswanderte und in Konstantinopel den türkischen Feuerlöschdienst organisierte.

S. 14. Dr. Ignaz Rosner, Ministerial-Vize-Sekretär im österreichischen Ministerialpräsidium (1897 ff.).

„Mayflower“, Name des Schiffes, auf dem i. J. 1620 die ersten Puritaner von England nach Amerika fuhren.

S. 26. Floquet; vgl. Bd.I, S. 646, Anm. zu S. 38.

S. 30. Beer; vgl. Bd. I, S. 645, Anm. zu S. 13.

S. 31. Wilhelm Goldbaum, geb. 1843, Mitredakteur der „Neuen Freien Presse“, Feuilletonist, Verfasser mehrerer politischer und literarischer Schriften.

S. 35. „Schekel“. Der auf dem I. Zionistenkongreß (1897) eingeführte Organisationsbeitrag der Zionisten, benannt nach der gleichnamigen althebräischen Münze.

S. 42. Brodsky, jüdischer Großindustrieller in Kiew,

einer der reichsten Leute Rußlands; er besaß zahlreiche Zuckerfabriken in Rußland.

S. 43. Graf Erich von Kielmansegg, österreichischer Staatsmann, seit 1890 Statthalter in Niederösterreich; er erwarb sich in dieser Stellung besonders durch die Förderung der materiellen und kulturellen Interessen Wiens große Verdienste. 1895 wurde er Minister des Innern, aber nach dem Rücktritt des Ministeriums noch im selben Jahre wieder Statthalter.

S. 45. Rudolf Ritter v. Freiberg, Vorsitzender der Präsidialkanzlei im österreichischen Ministerial-Präsidium (1897 ff.).

Heinrich Ritter v. Halban, Kanzlei-Direktor im Büro des österreichischen Reichsrates (1897 ff.).

Paul Gautsch, Freiherr v. Frankenthurn, 1897—1898 österreichischer Ministerpräsident.

Graf Eduard Taaffe, österreichischer Staatsmann, Freund Franz Josephs I., von 1879—1895 österreichischer Ministerpräsident, stützte sich in seiner Politik u. a. auch auf die deutschen Klerikalen, die antisemitische Politik machten.

Konstantin Petrowitsch Pobedonoszew, seit 1880 Oberprokurator des russischen heiligen Synods, einer der einflußreichsten Männer Rußlands unter Alexander III. und Nicolaus II., bekannter Antisemit, von dem das Wort stammt: „Es gibt nur eine Lösung der Judenfrage; ein Drittel von ihnen muß man ausweisen, ein Drittel taufen und das letzte Drittel hinrichten".

S. 48. „Drohnenschlacht", zweibändiger Roman von Max Nordau, erschienen 1898 in Berlin.

S. 55. Prof. Ludwig Stein, Professor der Philosophie an der Universität Bern, der durch seine engen Beziehungen zu politischen Persönlichkeiten vielfach auch politisch, insbesondere jüdisch-politisch, hervorgetreten ist.

Eduard Glaser, österreichischer Forschungsreisender, geb. 1855, der den ganzen vorderen Orient bereiste und die Ergebnisse seiner Reisen in einer großen Zahl wissenschaftlich-linguistischer und historischer Werke niederlegte. — Mit der „unangenehmen Geschichte" ist ein Artikel ge-

meint, den G. Ende 1897 im „Berliner Tageblatt" veröffentlichte und in dem er behauptete, der Zionismus sei ein englisches Werkzeug zur Sprengung der Türkei und zur Gründung eines Pufferstaates zum Schutz des Landweges nach Indien. Vgl. „Die Welt", Jg. 1898, Nr. 1, S. 1. S. Bd. I, S. 515.

Dr. Siegmund Maybaum, liberaler Rabbiner der Jüdischen Gemeinde Berlin (1882—1907), einer der Unterzeichner des Rabbiner-Protestes gegen den Zionismus vom Jahre 1897 („Protestrabbiner").

S. 58. Sir Edward A. Sassoon, geb. 1856, Vizepräsident der Anglo Jewish Association, Schwiegersohn des Barons Gustav Rothschild.

S. 64. Dr. Friedjung; vgl. Bd. I, S. 645, Anm. zu S. 5.

S. 65. „Kadimahner", Angehörige der ältesten jüdisch-nationalen Studentenverbindung „Kadimah" in Wien, die Herzl 1897 zum „Ehren-Alten-Herren" ernannte.

„Marschalek", Bezeichnung für den Spaßmacher bei jüdischen Hochzeiten. Die Institution des Marschaleks, der beim Hochzeitsmahl die Gäste zu erheitern hat, existiert noch heute bei den Juden Osteuropas. Das im Jüdisch-Deutschen gebrauchte Wort M. ist deutschen Ursprungs.

S. 66. Perez Smolenski (1842—1885), hebräischer Dichter und Schriftsteller, einer der ersten Verkünder des jüdisch-nationalen Gedankens und Mitbegründer der Theorie des jüdischen Nationalismus. Vgl. A. Böhm, Die zionistische Bewegung I, S. 62 ff.

S. 71. „Tabarin", französischer Komödiant des 16. Jahrhunderts, der mit einem Holzschwert bewaffnet seine scherzhaften Kämpfe im Schauspiel führte.

S. 73. „Nationalfonds". Erstmaliges Vorkommen dieser Bezeichnung. Der „Jüdische Nationalfonds", ein Spendenfonds zum Erwerb von Grund und Boden in Palästina als Volkseigentum, dessen Schaffung bereits auf dem I. Zionisten-Kongreß durch den Heidelberger Professor Schapira beantragt wurde, wurde auf dem V. Kongreß (1901) begründet.

S. 88. Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, der durch die Artikel Hardens in der „Zukunft" bekannte deutsche Diplomat und Freund Wilhelms II. Er war

von 1894—1902 Botschafter des Deutschen Reiches in Wien und hatte, da er selbst Dichter und Schriftsteller war, enge Beziehung zu Wiener Schriftstellern. Vgl. S. 142 ff.

S. 89. „Davidsschild“, das Symbolzeichen des Judentums, hebräisch „Mogen Dovid“ = Schild Davids genannt, ein sechseckiger Stern aus zwei übereinandergelegten gleichseitigen Dreiecken. Vgl. die Zeichnung Bd. I, S. 637 bei „Die Welt“.

S. 108. Adolf Hermann Marschall v. Bieberstein, von 1890—1897 Staatssekretär des Auswärtigen Amtes des Deutschen Reiches, 1897 ff. deutscher Botschafter in Konstantinopel. Vgl. S. 173.

S. 111. Henning Melander, Archäologe in Stockholm, der die These vertrat, daß die Bundeslade der heiligen Schrift in Palästina aufgefunden werden könne, und sich erbot, Ausgrabungen zu diesem Zwecke anzustellen. Vgl. „Die Welt“, Jg. 1898, Nr. 16—20.

S. 128. M. G. Picquart, französischer Generalstabsoffizier, nachmalig französischer Kriegsminister, bekannt aus dem Dreyfus-Prozeß als derjenige, der die Unschuld Dreyfus' entdeckte und für sie öffentlich eintrat.

S. 129. Joseph Israels, holländisch-jüdischer Maler, geb. 1824, lebte im Haag. Er malte besonders Bilder aus dem holländischen Fischerleben und jüdische Gestalten.

S. 142. Liebenberg, Rittergut in der Mark Brandenburg mit dem Schloß des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. Vgl. Anm. zu S. 88.

S. 145. Rominten, Jagdschloß Wilhelms II. in Ostpreußen in der Romintener Heide.

S. 165. A. C. Anfangsbuchstaben des Wortes „Aktions-Comitee“, der Bezeichnung für die bereits vom I. Zionisten-Kongreß eingesetzte Leitung der Zionistischen Organisation. Vgl. S. 164.

S. 167. Heinrich Freiherr v. Calice, österreichisch-ungarischer Botschafter in der Türkei 1897 ff.; vgl. S. 170. S. auch Bd. I, S. 451.

Ludwig v. Dóczy, Hof- und Ministerialrat, Sektionschef im österreichischen Auswärtigen Amt.

S. 168. „Zum Krenreiben brauchen“. Eine öster-

reichische Redensart mit dem Sinn: jemand ist mir ganz gleichgültig, überhaupt nicht verwendbar.

S. 169. Elieser Ben Jehuda (Perlmann), ein russisch-jüdischer, seit etwa 25 Jahren in Palästina lebender Schriftsteller und Gelehrter, Verfasser des neu-hebräischen Wörterbuches „Thesaurus totius Hebraitatis". Er war der erste, der mit Konsequenz in seiner Familie nur hebräisch sprechen ließ, und hat große Verdienste um die Einbürgerung und Weiterbildung des Hebräischen in Palästina.

S. 172. Zia Pascha, einer der bekanntesten und tüchtigsten Jungtürken, der an verschiedenen Orten der Türkei Wali (Statthalter) war, ein sehr geachteter Literat.

S. 176. Graf August zu Eulenburg, Oberhof- und Hausmarschall am Preußischen Hofe in Berlin.

S. 192. Paul Singer, geb. 1844, der langjährige Führer der deutschen Sozialdemokratischen Partei, neben Bebel und Liebknecht der eigentliche Organisator des Sozialismus in Deutschland.

S. 194. Gabriel Hanotaux, französischer Gelehrter und Staatsmann, 1894—1898 Minister des Äußeren in mehreren französischen Kabinetten, außerdem als Verfasser mehrerer historischer Werke aus der Geschichte Frankreichs bekannt.

S. 196. „Ausstellung", gemeint ist die Pariser Weltausstellung vom Jahre 1900.

S. 203. Aschkenasim und Sephardim, hebräische Bezeichnung für die schon seit Jahrhunderten voneinander geschiedenen 2 Gruppen von Juden, die deutschen (Aschkenasim) und spanischen (Sephardim). Dabei versteht man unter deutschen Juden alle aus den Ländern östlich vom Rhein stammenden, unter spanischen die in den Mittelmeerländern wohnenden.

S. 206. Beth Haam, Volkshaus, das Versammlungshaus in den jüdischen Kolonien Palästinas.

S. 208. Hedad, ein hebräischer Winzerruf, der mehrfach in der Bibel vorkommt; von den Zionisten zum jüdischen Freudenruf erhoben.

S. 212. Chacham Baschi, Titel des Oberrabbiners der Juden in der Türkei.

S. 214. Sir Moses Montefiore, 1784—1885, der bekannte englisch-jüdische Philantrop und Förderer der jüdischen Kolonisation in Palästina.

S. 251. Achiasaf-Kalender, ein literarisches Jahrbuch, herausgegeben von dem hebräischen Verlag „Achiasaf" in Warschau.

S. 257. Graf Michael Nicolajewitsch Murawiew, seit 1897 russischer Minister des Äußern.

S. 265. „Dresdener", gemeint ist die Dresdener Bank. Debe, Code-Wort für Deutsche Bank.

S. 272. Ing. M. M. Ussischkin aus Jekaterinoslaw, der Führer der russischen Chowewe Zion, gegenwärtig Mitglied der Zionistischen Exekutive in Palästina. Unter Lex Ussischkin ist der Antrag Ussischkin auf dem II. Zionistenkongreß gemeint, nach dem im Statut der Jüd. Kolonialbank als deren Tätigkeitsgebiet statt „Orient" angegeben werden sollte „Palästina und Syrien". Der Antrag wurde angenommen. Vgl. Stenographisches Protokoll des II. Zionistenkongresses S. 152.

S. 280. Botschafter Straus, der amerikanische Botschafter in Konstantinopel Oskar Straus; vgl. S. 384.

„Mutessarif", türkischer Titel für den Gouverneur eines Sandschaks (Regierungsbezirks).

S. 284. Prof. Joseph Halevy, geb. 1827, Orientalist, Erforscher der Falascha-Juden in Abessynien, Verfasser zahlreicher semitologischer Werke.

S. 302. Tahsim Bey, langjähriger Kammerherr Abdul-Hamids, eine der angesehensten Persönlichkeiten Konstantinopels zur Zeit dieses Sultans.

S. 307. J. C. B., Abkürzung für Jüdische Colonial-Bank, später Jewish Colonial Trust (J. C. T.) genannt; vgl. im übrigen S. 392 ff.

S. 308. Sir Ellis Ashmead Bartlett, (1849—1902) englischer Politiker, 1885—1892 Zivillord der Admiralität, begleitete 1897 die türkische Armee während des griechisch-türkischen Krieges.

S. 317. „Sprachenverordnungen", Verordnungen der österreichischen Regierung über den Gebrauch der Amtssprache in den gemischtsprachigen Landesteilen Öster-

reichs. Diese Verordnungen waren jedesmal der Gegenstand heftiger politischer Kämpfe zwischen den verschiedenen beteiligten Nationalitäten, besonders zwischen Deutschen und Tschechen. Die „Badenische Sprachenverordnung" von 1897 galt als deutschfeindlich.

S. 318. Franz Anton Graf von Thun und Hohenstein, von 1898—1899 österreichischer Ministerpräsident, Gegner der Aufhebung der Sprachenverordnung für Böhmen.

S. 320. Vreedensconferentie. Gemeint ist die vom Zaren Nicolaus II. einberufene Friedenskonferenz der europäischen Mächte vom Jahre 1899.

Staatsrat Bloch, ein russischer Diplomat, Delegierter Rußlands bei der Friedenskonferenz.

S. 321. Léon Bourgeois, der bekannte französische Politiker und Parlamentarier, wiederholt Mitglied des französischen Ministeriums, langjähriger Präsident der Deputiertenkammer.

S. 322. Prof. Philipp Zorn, Staatsrechtslehrer an der Bonner Universität, einer der Delegierten Deutschlands zur ersten Haager Friedenskonferenz.

S. 327. Baron v. Staal, russischer Botschafter im Haag.

S. 337. Dr. Abraham Berliner, Dozent am orthodoxen Berliner Rabbinerseminar, ein bekannter jüdischer Kulturhistoriker.

S. 342. „Tale of a Tub", eines der beiden Hauptwerke von Swift, eine Satire, in der die Abenteuer dreier Personen, welche die katholische, protestantische und presbyterianische Kirche vorstellen sollen, witzig erzählt werden.

S. 352. Sir Francis, gemeint ist Francis Montefiore, einer der Führer des englischen Zionismus.

S. 361. Polna-Protestversammlung. Im Jahre 1899 verschwand bei dem böhmischen Städtchen Polna ein christliches Mädchen, was zur Verbreitung des Gerüchtes von einem Ritualmord durch den Juden Leopold Hilsner Anlaß gab. Hilsner wurde verhaftet und vor Gericht gestellt, wogegen die Juden aller Länder lauten Protest erhoben. Der Prozeß gegen Hilsner fand vor dem Kreisgericht in Kuttenberg statt. In beiden Orten fanden anläßlich des Prozesses schwere Ausschreitungen gegen die Juden statt.

S. 364. „Cypernprojekt". Von einigen Zionisten, insbesondere von Davis Trietsch wurde der Gedanke propagiert, solange Palästina vom Sultan nicht zu erlangen sei, die Insel Cypern mit Juden zu besiedeln; vgl. S. 525 ff.

S. 373. Vetter Moritz, gemeint ist Herzls Vetter Moritz Reichenfeld.

S. 376. „Kohlen-Guttmann"; vgl. Bd. I, S. 647, Anm. zu S. 83.

S. 381. Graf Peter Kapnist, russischer Botschafter in Wien.

S. 385. Cyrus Adler, geb. 1863, amerikanischer Orientalist, Gründer der Amerikanisch-historischen Gesellschaft.

S. 402. „Alex", gemeint ist Alexander Marmorek, der Pariser Tuberkulose-Forscher; s. Bd. I, S. 363.

S. 415. Graf Agenor Goluchowski, 1895 ff. österreichisch-ungarischer Minister des Auswärtigen.

S. 455. Prof. Vámbéry, Orientalist an der Budapester Universität; vgl. S. 458 ff.

S. 460. „Kedves Vámbéry bácsi", ungarische Briefanrede, wörtlich „Lieber Onkel Vámbéry".

„Szidóember", ungarisch „ein jüdischer Mann".

S. 465. „Kedves batyám uram", ungarische Briefanrede, wörtlich: „Mein lieber Herr und Bruder!"

S. 469. „§ 14". Gemeint ist § 14 der österreichischen Reichsverfassung, der dem Ministerium bei Auflösung des Reichsrats das Recht verleiht, alle Gesetze im Wege der Verordnung zu erlassen.

S. 471. „Kedves Vámbéry bácsi, tegnap hosszan beszéltem az itteni elsövel, Kosárossival", ungarisch: „Lieber Onkel Vámbéry, gestern habe ich lange mit dem hiesigen Premier Körber gesprochen".

S. 479. „Ruy Blas", der Held des gleichnamigen Dramas von Viktor Hugo.

S. 488. Poljakow, sehr reiche jüdische Kaufmannsfamilie in Moskau; besonders bekannt war von ihren Angehörigen in Rußland der Besitzer einer Wäschefabrik.

S. 497. „Kohns Baldow". Kohn, auch Cohn ist das im Verkehr Herzls mit seinen Freunden und Mitarbeitern verabredete Code-Wort für den Sultan. Baldow abgekürzt für

Baldowor, hebräischer Ausdruck für Unterhändler, wörtlich: „Wortführer“.

Hagen, Code-Wort für „J. H. Kann“.

Jcebe, Code-Wort für „Jüdische Colonial-Bank“.

Halewi; vgl. S. 500.

S. 499. „Dormition“, Häusergruppe en Nebi Daud im Süden der Ringmauer Jerusalems, 1898 durch Wilhelm II. anläßlich seiner Palästinareise vom Sultan käuflich erworben und dem Palästinaverein der Katholiken Deutschlands zur Errichtung einer Kirche überlassen.

S. 500. „Cohnheim“, Code-Wort für Konstantinopel; vgl. die Anm. zu S. 497.

„Benjamin“, der hebräische Vorname Herzls, im schriftlichen Verkehr mit Freunden und Mitarbeitern von ihm als Code-Wort für ihn selbst verwandt.

S. 511. Sadrazam, türkischer Titel = „Großwesir“.

S. 512. „Daade“, Kosewort Herzls für seinen Freund und Mitarbeiter David Wolffsohn.

S. 513. „Z. C.“ Abkürzung für Zionisten-Congreß.

S. 516. „in Kittel und Talles darauf schwören“ = den heiligsten Eid schwören. Kittel ist das Sterbehemd des Juden, das von ihm schon bei Lebzeiten jährlich zweimal, an den Vorabenden des Passahfestes und am Versöhnungstage, getragen wird; Talles ist der weiße Gebetmantel des Juden, der bei jeder gottesdienstlichen Handlung umgelegt wird. Kittel und Talles bedeutet also den höchsten Grad der Heiligkeit.

S. 528. Schöller, ein Wiener Großindustrieller, Besitzer der großen Papierfabrik Steyrermühl, der durch seine Papierlieferungen großen Einfluß auf das „Neue Wiener Tageblatt“ hatte.

„Karus oder Karplus“, gemeint ist Dr. Fritz Carus.

S. 548. Arthur Krupp, bekannter österreichischer Großindustrieller, Inhaber der Kruppschen Metallwarenfabrik in Berndorf, Mitglied des österreichischen Herrenhauses auf Lebenszeit.

S. 555. „Gretel“, ein nur als Manuskript für die Bühnen gedrucktes Lustspiel Herzls, das am Wiener Raimund-Theater aufgeführt wurde.

S. 563. „Impegno“, italienischer Ausdruck aus dem Rechtsleben, im deutschen etwa „Optionsrecht“.

S. 565. Schlesinger, Code-Wort für Vámbéry.

S. 566. Gustav Molinari, geb. 1819, belgischer Nationalökonom, Professor am Brüsseler Museum für Industrie, Verfasser zahlreicher nationalökonomischer Werke sozialistischer Richtung, besonders über Arbeiterfragen.

S. 577. „Reeves“, gemeint ist das Werk von J. Reeves, The Rothschilds, das 1887 in London erschien.

Pereires, französisch-jüdische Familie von Finanzleuten und Bankiers; ihre bedeutendsten Angehörigen waren Isaac Pereires (1806—1880), Jacob Emil Pereires (1800—1873) und Eugen Pereires (geb. 1831).

S. 578. „Kongrua“, Begriff aus dem österreichischen Staatskirchenrecht; das vom Staate dem Geistlichen garantierte Existenzminimum. Beim Übertritt eines Mönches in den weltlichen Klerus mußte er für die Kongrua dem Staate gegenüber selbst eine Kaution stellen.

S. 591. Gam su letauwo! Hebräische Sentenz: „Auch dies möge zum Guten dienen!“

S. 596. Paul Baron d'Estournelles de Constant, bekannter französischer Pazifist, 1899 Mitglied der Haager Friedenskonferenz, Träger des Nobel-Friedenspreises.

S. 606. Schipjagin, russischer Minister des Innern.